

Predigten von
H.H. Prälat Prof. Dr. Georg May

2017

Aufgezeichnet von Patricia Befard-Bitz

www.glaubenswahrheit.org

Inhaltsverzeichnis

<i>Die Tugenden der Ehetauglichkeit (08.01.2017)</i>	4
<i>Die Stunde des Herrn (15.01.2017)</i>	8
<i>Bedacht sein auf das Gute vor den Menschen (22.01.2017)</i>	12
<i>Herr, rette uns! (29.01.2017)</i>	16

Das heilige Messopfer

- (1) Das Messopfer als anamnetische Repräsentation des Kreuzesopfers (05.02.2017) 20
- (2) Die Eucharistie als Opfer der Kirche (12.02.2017) 23

Die Geschichte des Protestantismus

- (1) Martin Luther (19.02.2017) 27
- (2) Das Mittel des Abfalls (26.02.2017) 31
- (3) Wie erklärt sich der „Erfolg“ Luthers (05.03.2017) 35
- (4) Die Mittel der Protestantisierung (12.03.2017) 38

Protestantismus und katholische Kirche

- (1) Abendmahls- bzw. Kommuniongemeinschaft ist unmöglich (19.03.2017) 42
- (2) Nicht: Allein die Schrift, sondern: Schrift und Überlieferung (26.03.2017) 46
- (3) Luthers Eheansichten (02.04.2017) 50

<i>Die Zeugen der Auferstehung (Ostersonntag, 16.04.2017)</i>	54
<i>Gott geht den Menschen nach (Ostermontag, 17.04.2017)</i>	58
<i>Der Sieg des Glaubens (23.04.2017)</i>	61
<i>Der Dienst des Hirten (30.04.2017)</i>	64
<i>Durch einen ehrbaren Wandel törichte Menschen zum Schweigen bringen (07.05.2017)</i>	67
<i>Das Beweisverfahren des Parakleten (14.05.2017)</i>	70
<i>Das Bittgebet (21.05.2017)</i>	73
<i>Der Mensch Jesus Christus ist in den Himmel emporgestiegen (Christi Himmelfahrt, 25.05.2017)</i>	77
<i>Der Himmel (28.05.2017)</i>	80
<i>Wesen und Wirklichkeit des Heiligen Geistes (Pfingstsonntag, 04.06.2017)</i>	83
<i>Staunen und Spotten (Pfingstmontag, 05.06.2017)</i>	86
<i>Der dreieinige Gott (Dreifaltigkeitssonntag, 11.06.2017)</i>	89
<i>Der Sinn der Fronleichnamsprozession (Fronleichnam, 15.06.2017)</i>	93
<i>Wir geben mit Gott (18.06.2017)</i>	95
<i>Die Bekehrung (25.06.2017)</i>	98
<i>Die heilige Gottesfurcht (02.07.2017)</i>	102
<i>Die Liebe zu Gott in allem und über alles (09.07.2017)</i>	105
<i>Das Wesen der Sakramente (16.07.2017)</i>	109
<i>Gottes Vorsehung (23.07.2017)</i>	112
<i>Fleisch und Geist (30.07.2017)</i>	116
<i>„Wer glaubt zu stehen, der sehe zu, dass er nicht falle!“ (06.08.2017)</i>	120
<i>Die Charismen des Heiligen Geistes (13.08.2017)</i>	123
<i>Der Dogmenglaube (20.08.2017)</i>	127
<i>Der Weg der Gebote (27.08.2017)</i>	131
<i>Gottes Vorsehung (03.09.2017)</i>	136
<i>Was dünkt euch vom Messias? (01.10.2017)</i>	140
<i>Unser Gotteshaus (08.10.2017)</i>	143
<i>Die Geladenen waren der Einladung nicht wert (15.10.2017)</i>	147

Die lateinische Kultsprache

- (1) Die lateinische Kultsprache (1) (22.10.2017) 151
- (2) Die lateinische Kultsprache (2) (29.10.2017) 155

<i>Die Verehrung der Heiligen (Allerheiligen, 01.11.2017)</i>	159
<i>Schrift und Überlieferung (05.11.2017)</i>	163
<i>Feinde des Kreuzes Christi (12.11.2017)</i>	167
<i>Die göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe (19.11.2017)</i>	170
<i>Das Endgericht (26.11.2017)</i>	174
<i>Vertrauen auf Gott (03.12.2017)</i>	177
<i>Wegbereiter (10.12.2017)</i>	180

Wer ist Jesus?

- (1) Wer ist Jesus? (17.12.2017) 184
- (2) Der Gottmensch Jesus Christus ist der Erlöser (24.12.2017) 188
- (3) Heute ist euch der Heiland geboren (Weihnachten, 25.12.2017) 191
- (4) Christus, der gottmenschliche Mittler (Weihnachten, 26.12.2017) 194
- (5) Die Fremdheit Jesu in dieser Welt (31.12.2017) 197

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Tugenden der Ehefähigkeit

08.01.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir begehen heute das Fest der Heiligen Familie. Und da richtet sich unser Blick selbstverständlich auf Ehe und Familie in unseren Verhältnissen. Für die Eheschließung werden viele – und manchmal sehr kostspielige – Vorbereitungen getroffen, aber die wichtigste, die unerlässliche Vorbereitung für die Ehe, nämlich dass man sich ehefähig macht, die bleibt häufig, vielleicht sogar in den meisten Fällen aus. Dass man nämlich die Eigenschaften und Vermögen in sich ausbildet, die für das Zusammensein und für das Zusammenbleiben unerlässlich sind. Wer heiraten und eine Familie gründen will, muss bestimmte Tugenden besitzen. Sie sind die unentbehrliche Grundlage für die Zweisamkeit und die Gemeinschaft. Tugend ist eine Fertigkeit des Willens zum Guten, die durch Wiederholung und Übung gewonnen wird. Fertigkeit ist Geschicklichkeit, Gewandtheit, Geübtheit, Praxis. Ich möchte Ihnen, meine lieben Freunde, einige für die Ehe unerlässliche Tugenden heute vorführen. An der Spitze aller notwendigen Qualitäten sollte die Selbstbeherrschung stehen. Kein menschliches Leben kann gelingen ohne Selbstbeherrschung. Selbstbeherrschung ist die Fähigkeit, Bereitschaft und Haltung, das Äußern eigener Triebe, Gefühle und Begierden zugunsten der Beobachtung und Erfüllung von Zwecken, ethischen Normen und funktionalen Forderungen zurückzustellen und einzuschränken. Man kann kurz sagen: Selbstbeherrschung ist die Tugend des Maßhaltens. Beherrscht ist, wer seinen Körper und seine Seele vollkommen in der Gewalt hat. Selbstbeherrschung besagt die Herrschaft des Menschen über seine Kräfte und Sinne. Er soll sie verwenden nach Maßgabe der Vernunft. Das gilt zunächst für das eigene Leben, aber auch und erst recht für den Umgang mit anderen. Selbstbeherrschung braucht es zumal dann, wenn Menschen auf engem Raume zusammenleben und ein Leben zusammenbleiben sollen, wie es in der Ehe und Familie der Fall ist. Ohne Selbstbeherrschung kann eine Ehe und eine Familie nicht gedeihen. Selbstbeherrschung fordert ständige Selbstkontrolle. Selbstkontrolle ist die Fähigkeit, die Befriedigung aktueller Bedürfnisse wertorientiert aufgeben oder zurückstellen zu können. Selbstbeherrschung beginnt beim Gebrauch der Zunge. Wer Selbstbeherrschung gelernt hat, meidet vieles, allzu vieles Reden, drängt sich beim Reden nicht vor, versagt sich manche Unterhaltung, spricht von sich selbst nur bei Notwendigkeit, fällt nicht anderen ins Wort, wählt seine Worte und hütet sich vor unbedachtem Reden. Selbstbeherrschung ist gefordert bei der Befriedigung des Triebes zur Ernährung. Wer Selbstbeherrschung übt, vermeidet es, außer der gebührenden Zeit zu essen, nimmt die Speisen nicht gierig zu sich, verlangt nicht nach Leckerbissen, tadelt nicht vorgesetzte Speisen, übernimmt sich nicht im Essen oder Trinken. Die Selbstbeherrschung muss sich vor allem bewähren bei unvorhergesehenen, unangenehmen, ärgerniserregenden Vorkommnissen. Jederzeit kann Schlimmes, Peinliches, Verdrießliches über uns kommen. Der Mensch ohne Selbstbeherrschung reagiert erregt, aufgeregt, unwillig, und das zum eigenen Schaden und zur Belastung seiner Umgebung. Der beherrschte Mensch zwingt sich auch bei peinlichen Vorkommnissen zur Ruhe, prüft die Lage, verschließt seinen Mund vor voreiligem Reden.

Der Gegensatz zur Selbstbeherrschung ist das Sich-gehen-lassen. Wer die Formen der Ordnung und der Zucht nicht beachtet, der lässt sich gehen. Sich gehen lassen tritt auf in der ungeordneten

Anhänglichkeit an die Triebe. Bei dem einen ist es Speise und Trank, beim anderen der Schlaf, das Rauchen, wieder bei einem anderen sind es die Bequemlichkeiten. Das Sich-gehen-lassen kann sich auch in der Nachlässigkeit der Körperpflege und der Haarpflege äußern, in der Kleidung und in den Essgewohnheiten. Man muss sich stets gesittet verhalten, auch in der Wohnung, auch im Schlafzimmer und im Badezimmer. Man darf sich nicht ungeniert verhalten gegenüber anderen Menschen, auch nicht und schon gar nicht gegenüber den Hausgenossen. Mir sagte einmal ein Priester: „Ich habe meine Mutter nie im Unterrock gesehen.“ Das Sich-gehen-lassen verrät mangelnde Achtung und Rücksichtnahme gegenüber anderen Menschen, vor allem gegenüber nahestehenden. Diese empfinden das Verhalten als unschicklich, taktlos, unwürdig. Ein solches ungeniertes Verhalten trägt den Keim des Zerwürfnisses in eine Verbindung. Ehegatten müssen sich zusammenehmen. Sie müssen darauf bedacht sein, vor dem scharfen Blick des anderen bestehen zu können, müssen sich stets unter Kontrolle halten, um dem anderen nicht zu missfallen, um ihm nicht Anstoß zu geben.

Wir schulden einander Achtung. Achtung ist eine Grundhaltung, die aus der Anerkennung der unverletzlichen Würde des Menschen hervorgeht und im Mitmenschen die Freiheit der Selbstbestimmung respektiert. Achtung ist vor allem in der Ehe notwendig. Ich habe Ihnen schon einmal aus einem Brief zitiert, den die Kaiserin Maria Theresia, Mutter von 16 Kindern, an ihre Tochter Christine geschrieben hat. „Die törichte Liebe vergeht“, schreibt sie, „aber man muss einander achten und dienen.“ Die Achtung in der Ehe darf sich nicht abschleifen. Das nahe Beisammensein und das intime Sich-kennen bergen die Gefahr, dass die Achtung voreinander verlorengeht. Die Achtung muss in jedem Stadium der Entwicklung und unter allen Verhältnissen gewahrt bleiben. Wenn Mann und Frau, die ja Tag und Nacht beisammen sind, die Achtung voreinander verlieren, den Anstand beiseitesetzen, dann wird ihre Vertraulichkeit bald zur Gemeinheit und zum Ekel.

Die Achtung muss den Umgang miteinander prägen. Sie gebietet die Höflichkeit. Höflichkeit ist die Form des Umgangs mit den Mitmenschen, die von gegenseitiger Achtung, Rücksichtnahme und Einhaltung bestimmter gesellschaftlicher Übungen geprägt ist. Ehegatten und alle Glieder der Familie sollen einander höflich begegnen. Vom heiligen Thomas Morus, dem Lordkanzler von England, wird berichtet, dass er jedes Mal, bevor er das Haus verließ, seinen Vater kniend um den Segen gebeten habe. Höflichkeit gebietet zum Beispiel, dass man sich am Morgen begrüßt und einen Abschiedsgruß am Abend spricht. Höflichkeit bittet auch um Selbstverständliches. Höflichkeit dankt auch für selbstverständliche Dinge. Höflichkeit kommt dem anderen zuvor, ist aufmerksam auf seine Bedürfnisse, mündet in Hilfsbereitschaft aus. Höflichkeit kostet wenig und bewirkt viel.

Der Höflichkeit benachbart ist die Geduld. Die Geduld besteht darin, dass man geneigt ist, die Leiden dieses Lebens in Gottes Willen ergeben zu ertragen. Geduld muss von den Menschen gegeneinander bewiesen werden. Wir müssen Geduld miteinander haben: mit dem Anderssein, mit dem Andersverhalten, mit dem Andersdenken des Mitmenschen. Der Apostel Paulus fordert im Brief an die Galater auf: „Einer trage des anderen Last.“ Einer soll aber auch die Last tragen, die der andere bedeutet. Jeder Mensch hat nämlich etwas zu Tragendes, ja etwas Unerträgliches an sich. Jeder Mensch hat etwas an sich, was anderen lästig ist: Eigenheiten, Eigenschaften, Angewohnheiten, die anderen unangenehm, widerwärtig und unerträglich scheinen. Wir können den anderen nicht ändern. Wir sind ja nicht einmal fähig, uns selbst zu dem Menschen zu machen, der wir gern sein würden, um wie viel weniger können wir den anderen ändern. Aber wir müssen Geduld mit ihm haben. Die Ungeduld bezieht sich fast immer auf die Zeit. Entweder ist es die Zeitspanne, die sich vor die Erfüllung eines heftigen Wunsches einschiebt, oder es ist die Unausgefülltheit einer Zeitspanne als solche, die unsere Ungeduld erregt. Die Ungeduld kann sich auch auf die Zeitdauer eines Übels beziehen. Das Andauern von Schmerzen kann ungeduldig machen. Die Ausdehnung langweiliger Gespräche, eine lästige Inanspruchnahme durch andere Menschen, das macht uns leicht ungeduldig. Geduld ist vor allem nötig angesichts der Empfindlichkeit der Menschen. Nach meinem unmaßgeblichen Urteil sind alle Menschen empfindlich; verschieden ist nur das Maß der Empfindlichkeit. Empfindlichkeit bezeichnet die Eintrittsschwelle eines Reizes. Je schwächer die Reize sind, die eine Antwort auslösen, umso größer ist die Empfindlichkeit. Empfindliche Menschen sind bei jeder Gelegenheit gekränkt, fühlen sich zurückgesetzt, nicht genügend beachtet oder lieblos behandelt. Wenn man um die Empfindlichkeit eines Menschen weiß, dann muss man ihn mit gesteigerter

Aufmerksamkeit behandeln, seinen Bedürfnissen abhelfen, ohne dass man aufgefordert wird, seine Wünsche erfüllen, ohne dass man gebeten wird. Empfindliche Menschen brauchen viel Fürsorge, Aufmerksamkeit, Rücksicht, Schonung. Der Empfindliche freilich muss sich auch bemühen, nämlich über seine Empfindlichkeit hinwegzukommen. Er muss an sich arbeiten, dass er nicht jeden Blick, jedes Wort, jede Handlung zum Anlass nimmt, eingeschnappt zu sein. Er muss sich vornehmen, viel zu übersehen, zu überhören, ohne zu reagieren. Der Empfindliche muss lernen, etwas wegzustecken, den Reiz unbeantwortet zu lassen, sich so zu verhalten, als wäre nichts geschehen.

Gegensätzliche Anschauungen und Vorhaben zwischen zwei Menschen sind keine Katastrophe. Von Konrad Adenauer stammt das schöne Wort: „Wenn zwei Menschen immer übereinstimmen, sind sie wahrscheinlich beide nichts wert.“ Aber bei vielen Dingen können Gegensätze nicht bestehen bleiben; man muss sich einigen. Denken wir etwa an die Gestaltung des Sonntags bei einem Ehepaar: Der eine will ausfahren, der andere will daheim bleiben. Ja da muss man sich einigen, einer muss nachgeben. Ich kenne Ehepaare, wo die Frau nicht will, was der Mann will, und was der Mann will, die Frau nicht will. Die Einigung kann nur dadurch gefunden werden, dass der eine dem Plan des anderen zustimmt, dass man also nachgibt, und das muss geschehen ohne Verbitterung und ohne Groll. Man muss nachgeben aus Einsicht oder um des Friedens willen. Eine Ehe ohne den Willen zum Nachgeben kann nicht gelingen. Das sture Beharren auf der eigenen Ansicht oder dem eigenen Wunsch spaltet und vergiftet die Ehe. Es hilft wenig, wenn einer sich darauf beruft: Das ist mein Recht. Es mag ja sein, dass es sein Recht ist, aber was nützt es, wenn der andere es nicht einsieht. In vielen Fällen ist es Gott wohlgefälliger, auf das eigene Recht zu verzichten. Wer nicht nachgeben kann, wer nicht nachgeben will, ist eheuntauglich. Nachgiebigkeit und Nachsicht sind enge verwandt. Die Nachsicht besteht in der Geneigtheit, Fehler und Versäumnisse zu übersehen, darüber hinwegzugehen, als ob nichts gewesen wäre, oder sie wenigstens milde zu beurteilen, sie nicht zum Gegenstand scharfen Tadelns oder gar der Bestrafung zu machen. Eine ganz üble Angewohnheit ist es, immer wieder auf vergangene Fehler, Schwächen und Unzulänglichkeiten des anderen zurückzukommen. Ein solches Verhalten hält Wunden offen oder schlägt neue Wunden. Ein solches Verhalten verhindert den Wiederaufbau eines vertrauenden Verhältnisses. Ebenso schlimm ist es, wenn ein Missgriff des einen vom anderen zum Anlass genommen wird, ihm seine allgemeine Unzulänglichkeit vorzuhalten, wenn also ein Fehler verallgemeinert wird – eine ganz üble Angewohnheit. Hier werden alte Rechnungen beglichen, hier wird ein angestauter Groll losgelassen, und beides ist von verderblicher Auswirkung.

Eine unerlässliche Tugend in der Ehe ist die Dankbarkeit. Wir sollen dankbar sein, d.h. die empfangenen Wohltaten anerkennen und nach Möglichkeit vergelten. Selbstverständlich soll jeder für große offensichtliche Geschenke dankbar sein und dies durch Danksagung ausdrücken. Es ist eine Pflicht der Ehrlichkeit und auch eine Pflicht der Höflichkeit, dem Wohltäter die Gesinnung und die Tat der Vergeltung zu erweisen. Man soll aber auch danken für Selbstverständliches, für die zahllosen kleinen Dienste, die Menschen einander erweisen. Die Danksagung, die wir dafür abstatten, zeigt die Aufmerksamkeit und die Zufriedenheit für die erwiesenen Verrichtungen und Gefälligkeiten an. Wer alles, was geschieht, als natürlich, als alltäglich, als üblich, als selbstverständlich ansieht, der verletzt das Feingefühl des anderen und nimmt ihm die Freude am Gutes tun.

Wenige Tugenden, meine Freunde, sind so hilfreich und auch so notwendig wie die Demut. Demut ist die Anerkennung von Gottes Herrlichkeit und unserer eigenen Nichtigkeit. Der Demütige rühmt sich nicht eigener Vorzüge, er genießt diese Vorzüge nicht. Er fühlt sich vielmehr unwürdiger und sündiger als andere Menschen. Er begibt sich an einen Platz, der noch unterhalb dessen ist, auf den er natürlicherweise Anspruch erheben kann. Er fühlt sich nicht besser und überlegen über andere. Wenn der demütige Mensch einen anderen Menschen abstürzen sieht, dann denkt er bei sich: Wer weiß, wo ich stünde, wenn ich den Gefahren ausgesetzt gewesen wäre wie dieser. Demut ist Mut zu dienen. In der Ehe, in der Familie muss jeder die Bereitschaft haben, dem anderen oder den anderen zu dienen. Ehe und Familie sind Dienstgemeinschaften. Es kann in einer Zweierverbindung eine Überlegenheit des einen über den anderen geben. Sie kann intellektuell, ethisch, manuell, materiell sein. Aber worin sie auch bestehen mag: Man darf seine Überlegenheit über andere nicht ausspielen, man darf sie den anderen nicht spüren lassen. Es ist roh und verletzend, die Unterlegenheit des anderen auszunützen, um ihn zu demütigen. Je niedriger ein Wert steht, umso törichter ist es, sich auf die eigene Überlegen-

heit zu berufen. Der Demütige braucht keinen Widerstand zu überwinden, um sich dem anderen unterzuordnen. Mit einem Demütigen ist es schwierig, Streit zu bekommen, weil er bereit ist zum Nachgeben. Es bedrückt ihn nicht, in Dankesschuld zu stehen. Er wird in seinem Frieden nicht gestört, wenn er sich in der schwächeren Position einem anderen gegenüber befindet. Es fällt ihm nicht schwer, ein Versagen, ein Unrecht einzugestehen und um Verzeihung zu bitten. Wenige Haltungen führen so leicht zur Versöhnung wie die Demut. Ein Mensch, der sich wegen seiner Fehler demütigt, ist leicht imstande, andere zu besänftigen und denen Genugtuung zu leisten, die ihm zürnen.

Ich habe versucht, meine lieben Freunde, einige der Tugenden Ihnen vor Augen zu führen, die für die Ehe und die Familie unerlässlich sind. Nicht jedem sind diese Tugenden anerzogen worden. Die Erziehung ist gewiss in erster Linie Aufgabe der Eltern. Sie sollen ihre Kinder zu brauchbaren, nützlichen Gliedern von Gesellschaft und Kirche heranbilden. Sie sollen weitergeben, was sie selbst empfangen haben an Gesinnungen und Haltungen. Leider fällt die Erziehung durch die Eltern oft aus. Mir sagte einmal ein Herr: „Wir sind nicht erzogen worden, wir sind aufgewachsen.“ Aber wie soll jemand etwas weitergeben, was er selbst nicht empfangen hat? Wer selbst nicht erzogen worden ist, wie soll er andere erziehen können? Aber, meine lieben Freunde, wo die Erziehung durch die Eltern ausgeblieben ist, ist nicht alles verloren. Man kann manches nachholen, was unterblieben ist. Zu der Fremderziehung kann die Selbsterziehung treten. Es ist möglich, durch Selbsterziehung einiges auszugleichen, was in der familiären Erziehung unterblieben ist. Der Mensch ist imstande, bei anderen abzusehen, wie man sein und sich verhalten soll. Die gesunde Nachahmung von Menschen, die eine glücklichere Jugend erlebt haben und besser geformt worden sind, vermag manches zu ersetzen, was einem in der häuslichen Atmosphäre versagt geblieben ist. Es muss nur der entschiedene und zähe Wille da sein, an sich zu arbeiten, bis zum letzten Tage des Lebens. Der selige Gesellenvater Adolf Kolping, der durch den Umgang mit seinen jungen Männern eine ungeheure Erfahrung angesammelt hatte, dieser selige Gesellenvater Adolf Kolping hat einmal geschrieben: „Wenn der Mann will, dass seine Frau eine sehr gute Frau sei, dann sei er vor allen Dingen ein sehr guter Mann. Und wenn eine Frau will, dass der Mann ein sehr guter Mann sei, dann sei sie zuerst eine sehr gute Frau. Jeder von beiden muss zuerst anfangen und darf ja nicht auf den anderen warten, sonst kommen beide zu spät, viel zu spät.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Stunde des Herrn

15.01.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es ist peinlich, wenn bei einer Einladung dem Gastgeber Speise oder Trank ausgehen. Eben das geschah bei der Hochzeit zu Kana. Maria, die umsichtige und besorgte Hausfrau, bemerkte die Verlegenheit des Hochzeitspaares und seiner Eltern. Sie wendet sich an den, der allein rasch Abhilfe schaffen kann, an ihren Sohn: „Sie haben keinen Wein mehr.“ Das ist eine Feststellung, aber auch eine Aufforderung. Und so hat sie Jesus verstanden: „Frau, was hab’ ich mit dir zu tun? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Als sie gekommen war, wirkte er das erste Wunder seiner irdischen Laufbahn, „und seine Jünger glaubten an ihn“. Was meint der Herr, wenn er spricht: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen“? Er meint damit: Der Zeitpunkt, in dem er eine bestimmte Handlung setzen wird, ist noch nicht da. Er verfügt nämlich nicht darüber, er ist gebunden an die Anordnungen des Vaters. Der Stundenschlag Jesu ist der Wille des himmlischen Vaters. In seinem ganzen Leben wartet er auf ihn. Sobald er da ist, ist er bereit, darauf zu hören und das zu tun, was angeordnet wird. So ist es im Leben Jesu weitergegangen in seinem öffentlichen Wirken. Die Dauer dieses Wirkens wird vom himmlischen Vater bestimmt, aber auch jeder Schritt geschieht im Einklang mit ihm. Bei einem Laubhüttenfest forderten die Verwandten Jesus auf, von Galiläa nach Judäa, nach Jerusalem zu gehen, um sich dort bekannt zu machen. Jesus lehnte es ab: „Meine Zeit ist noch nicht da, eure Zeit ist immer da“, denn sie gehorcht den irdischen Bedürfnissen. Jesus wusste, dass seine Lehre die erstorbenen Seelen, die in der Gottesferne leben, lebendig macht. Deswegen konnte er sagen: „Es kommt die Stunde, und sie ist schon da, in der die Toten hören werden die Stimme des Sohnes Gottes, und die sie hören, werden leben.“ Damit ist auf die Bekehrung abgestellt, auf den Glauben.

In Jerusalem offenbarte sich der Herr als der vom himmlischen Vater in die Welt Gesandte. Seine Gegner zürnten ihm. Sie sannten darauf, wie sie ihn beseitigen könnten, und sie suchten ihn zu ergreifen. Aber damals legte noch niemand Hand an ihn, denn seine Stunde war noch nicht gekommen. Ähnlich war es etwas später, als er in der Schatzkammer des Tempels zu den Juden sprach und ihnen die Unkenntnis seiner Person und des himmlischen Vaters vorhielt. Wiederum waren seine Gegner empört, aber niemand ergriff ihn, denn seine Stunde war noch nicht gekommen. Als der Abschluss seines öffentlichen Wirkens bevorstand, da sagte Jesus: „Gekommen ist die Stunde, wo der Menschensohn verherrlicht wird.“ Die hier angekündigte Verherrlichung ist das Hingehen in den Tod und in die Auferstehung, wie es der Vater gewollt hat. Gewiss ist seine Seele erschüttert angesichts des Grauens, das ihm bevorsteht. „Was soll ich sagen: Vater rette mich aus dieser Stunde? Nein, deshalb kam ich in diese Stunde“, deshalb, weil im Gehorsam gegen den Vatergott Jesus den Vater verherrlicht. Die Anhänger Jesu gewinnen auf ihre Art Anteil an seiner Stunde. Als Jesus Abschied nahm von ihnen, da sagte er ihnen: „Es kommt die Stunde, und sie ist schon gekommen, wo ihr zerstreut werdet, ein jeder an seinen Ort, und ihr mich allein lassen werdet.“ Im Ölgarten zu Gethsemane vollzog sich die Gefangennahme Jesu. Eine bewaffnete Rotte ergriff ihn. Er dachte nicht an Flucht. Er ging ihnen entgegen und sagte: „Wie gegen einen Räuber seid ihr ausgezogen mit Schwertern und Knütteln. Täglich war ich bei euch im Tempel und lehrte, und ihr habt eure Hände nicht ausgestreckt nach mir, aber das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis.“ Auch die Verfolger haben ihre Stunde. Der

Herr hat im Gehorsam gegen den Willen des Vaters sein Leben geführt und sein Wirken gemäß dem Stundenschlag Gottes vollzogen. Eine besondere Stunde steht noch aus. Es ist die Stunde der Auferstehung der Toten. Sie wird eintreten. „Es kommt die Stunde, in der alle, die in den Gräbern sind, hören werden die Stimme des Menschensohnes, und es werden hervorgehen, die Gutes getan haben zur Auferstehung des Lebens; die aber Böses getan haben zur Auferstehung des Gerichtes.“ Die Stunde der Auferstehung ist auch die Stunde des allgemeinen Gerichtes. Das Endgericht wird den Menschen von einem Engel angekündigt: „Fürchtet Gott und gebt ihm die Ehre, denn die Stunde des Gerichtes ist gekommen.“ Gottes Gericht ist Gottes Ernte. Deswegen ruft ein anderer Engel: „Die Stunde des Erntens ist gekommen, denn ausgereift ist die Ernte Gottes.“ Die Stunde des Endgerichtes ist endlich auch die Stunde der Wiederkunft Christi. Die Menschen werden Christus, den Menschensohn, kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit. Er wird seine Engel aussenden und die Auserwählten zusammenführen. Das Kommen des Menschensohnes ist gewiss, ungewiss ist die Stunde. „Er wird zu einer Stunde kommen, da ihr es nicht vermutet.“ Seit der Himmelfahrt des Herrn spähen die Augen unseres Inneren den Horizont ab und warten auf das Wiederkommen des Herrn. Noch ist seine Stunde nicht gekommen.

Aber der Herr kann ja auch vor seinem endgültigen Erscheinen zu uns kommen, mit seiner Macht, mit seinem Eingreifen. Empfinden wir nicht alle, dass es Zeit ist für das Eingreifen Gottes? Sehnen wir uns nicht nach seinem Kommen? Sind wir nicht bange, dass er sagen könnte: Meine Stunde ist noch nicht gekommen? Wie sieht es aus, meine lieben Freunde, in unserer geliebten Kirche? Unsere Treue zum Primat des Bischofs von Rom ist über jeden Zweifel erhaben. Aber diese Treue ist an die Treue des Trägers des Primats zur Lehre der Kirche gebunden. Wir sind willig, auf seine Stimme zu hören, aber nur, wenn wir darin die verbindliche Lehre der Kirche wiedererkennen. Von einem Stellvertreter Christi erwartet man, dass seine mündlichen Äußerungen überlegt und hieb- und stichfest sind. Daran lässt es der gegenwärtige Heilige Vater gelegentlich fehlen. Er macht saloppe Äußerungen, die dann wieder vom Vatikansprecher zurechtgerückt werden müssen. Erst recht erwartet das Volk Gottes von den schriftlichen Äußerungen des Stellvertreters Christi, dass sie sich nahtlos einfügen in die gültige Tradition; daran bestehen gelegentlich Zweifel. Noch ist der Papst die Antwort auf die Frage schuldig geblieben, wie sich gewisse Passagen des Papiers *Amoris laetitia* zu der überkommenen, sicheren Lehre der Kirche verhalten. Müssen sich nicht alle Glieder der Kirche, auch das erste und oberste, an die verbindliche Lehre halten und an ihr messen lassen? Der Heilige Vater war vor einiger Zeit in Schweden. In Lund hatte er mit dem dortigen protestantischen Generalsekretär ein Papier unterzeichnet. Von diesem Papier sagen französische Priester, rechtgläubige Priester, diese gemeinsame Erklärung zum 500. Jahrestag der Revolte Luthers sei ein „veritabler Skandal“. Sie halten dem Papst vor, unter dem trügerischen Vorwand der Nächstenliebe und einer gekünstelten und illusorischen Einheit, den katholischen Glauben auf dem Altar des Ökumenismus zu opfern. Nicht alle Regierungshandlungen des Papstes sind leicht begreiflich. Hervorragende Kenner der kirchlichen Verfassung halten den begonnenen Umbau der römischen Kurie für überflüssig oder gar für schädlich. Wäre es nicht viel dringender, das katholische Volk im Glauben zu stärken und im Streben nach Heiligkeit zu festigen? Wäre das nicht viel dringlicher? Der Heilige Vater hat drei verdiente Mitarbeiter der Glaubenskongregation entlassen. Warum? Weil ihm zugetragen wurde, dass sie sich kritisch über gewisse Handlungen und Reden des Papstes geäußert haben – wegen Kritik entlassen. Eine Atmosphäre der Angst breitet sich in Rom aus, wenn der Papst sich weigert, Gründe zu nennen für diese Entlassungen. Ich frage: Ist nicht das Volk Gottes und sind nicht seine hervorragenden Glieder, Kardinäle, hervorragende Gelehrte, sind sie nicht eingedenk ihrer Verantwortung gehalten, das Leben und Wirken der kirchlichen Amtsträger mit Urteilkraft und Unterscheidungsvermögen zu begleiten? Ist das nicht ihre Aufgabe? Müsste der Papst nicht demütig und dankbar sein, wenn er ernste und wohlgemeinte Kritik von kompetenter Seite erfährt?

Wie sieht es, meine lieben Freunde, im Kollegium der Bischöfe aus? Verkündigen die Nachfolger der Apostel das Evangelium Christi vollständig, lichterhell und furchtlos? Oder gleichen sie sich einer aus den Fugen geratenen Welt an, wie der Magdeburger Bischof Feige? Er fordert dazu auf, die Kirche soll sich anpassen, anpassen an die Zeit, den Glauben anpassen an die Zeit; das fordert der Bischof von Magdeburg. Die Reden und Predigten vieler Bischöfe zeigen wenig von der Kraft und der Glut

der Apostel. Von dem Erzbischof von Köln schreibt ein gläubiger – ein gläubiger! – Journalist, ihm scheine „der Hang zum Ankommen um jeden Preis zu treiben“, ihn scheine der Hang zum Ankommen um jeden Preis zu treiben. Und ein anderer sagt von eben diesem Erzbischof, 90% seiner Aussagen könnten auch von Sahra Wagenknecht (der Politikerin der LINKEN) stammen. Manche deutschen Bischöfe erwecken den Eindruck, ihre wichtigste Aufgabe sei, die Politik der Frau Merkel zu stützen. Aber wegen dieser Politik verlassen verdiente CDU-Angehörige diese Partei. Besorgte Gläubige sehen und fürchten die Überfremdung unseres Landes mit Anhängern des Islam. Deutsche Bischöfe können sich nicht genug tun, diese Religion zu verharmlosen und ihren Anhängern sichere Positionen in unserem Lande zu verschaffen. Minarette wachsen aus dem Boden, Moscheen werden eingerichtet; der Bamberger Erzbischof kann sich einen Muslim als Bundespräsidenten vorstellen. Die Scharia verpflichtet ihre Gläubigen den Dschihad, also den heiligen Krieg, zu führen, bis alle nicht-muslimischen Länder erobert sind. Verhalten sich die von Frau Merkel eingeladenen Mohammedaner gemäß der Deutschen Verfassung? Von 7095 einsitzenden Häftlingen in Baden-Württemberg gaben 1646 (23,2%) an, dass sie muslimischen Glaubens seien. Wollen die Bischöfe Steigbügelhalter des Islam werden? Kardinäle versprechen bei ihrer Ernennung, die Kirche notfalls mit ihrem Blute zu verteidigen. Aber was tut Herr Marx, Erzbischof von München, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal der heiligen römischen Kirche? Als er den Tempelberg betrat und die mohammedanische Moschee, da legte er das Kreuz ab! Vom Apostel Petrus steht geschrieben, als er Jesus verleugnet hatte und der Hahnenschrei ihn an seine Untreue erinnerte, dass er hinausging und bitterlich weinte. Ich habe nicht gehört, dass Herr Marx geweint hat!

Die wichtigsten Mitarbeiter der Bischöfe beim Durchdenken, Weitergeben des Glaubensgutes sind die wissenschaftlichen Theologen. Sie bilden ja die kommenden Priester und Religionslehrer aus. Es ist offenkundig, dass viele dieser Theologen die Lehre der Kirche verbiegen, entstellen, verkehren. Der zurückgetretene Papst Benedikt XVI. hat mir in einem Brief, in einem persönlichen Brief geschrieben, er habe die Ideen eines deutschen Moraltheologen kennengelernt, die nun schlechterdings nichts mehr mit katholischer Theologie, ja nicht einmal mit dem Christentum tun haben. Viele dieser angeblichen Theologen glauben nicht an die Unfehlbarkeit der Kirche, aber an die Unfehlbarkeit der liberalen Exegese. Die Heilige Schrift ist zum Tummelfeld von Interpreten geworden, welche die von den Evangelisten bezeugten Tatsachen zu Propagandamärchen umfunktionieren. Die Kindheitsgeschichten im Evangelium nach Matthäus und Lukas werden als Legenden ausgegeben. Die Wunder Jesu sind angeblich phantastische Erfindungen der Anhänger Jesu. Ich frage: Wie sollen aufgrund von solchen Lehrern gläubige Religionslehrer und Priester ausgebildet werden? Der Religionsunterricht an vielen Schulen ist mangelhaft, ungenügend. Die großen Inhalte werden unterschlagen, aber über den Islam werden die Kinder unterrichtet. Ein Kenner schreibt: „Himmel, Fegefeuer und Hölle werden heute heftig beschwiegen. Seelenheil ist nur noch etwas für Volkskunde, der Rest ist Folklore.“ Schüler nennen ihren Religionsunterricht die „Lagerstunde“. Da wird nicht verkündet, da wird gelabert. Kein Wunder, dass die Zahl der Priesterberufe gegen null tendiert. Viele Priester predigen das, was sie in ihren Studien gehört haben, und das ist nicht der katholische Glaube. Eine gebildete Dame schrieb mir vor wenigen Tagen, sie habe eine Weihnachtspredigt gehört, wonach es die Weisen aus dem Morgenlande gar nicht gegeben hat, und Jesus sei ein bloßer Prophet. Ein gläubiger katholischer Herr schrieb mir aus einer großen Stadt: „Ich bin dazu übergegangen, die Messe erst ab der Opferung mitzumachen, da ich in meiner Stadt auf keinen Pfarrer mehr traf, der nicht in ärgerniserregender Weise seine Predigt und die Fürbitten zu multikultureller Propaganda missbraucht hätte.“

Das Versagen der Glaubensverkündiger aller Stufen hat verheerende Auswirkungen im christlichen Volk. Die meisten Christen wissen nicht mehr, warum sie Christen und katholisch sein sollen. 80% der Deutschen zwischen 18 und 34 Jahren können sich ihr Leben komplett ohne Gott vorstellen – 80%. Wie einer schrieb: „Aus Rittern des Heiligen Geistes sind Marketender des Zeitgeistes geworden“ – jawohl, so ist es. Der ausgelaugte Katholizismus zieht nicht mehr an, sondern stößt ab. Ungeheure Verluste der Kirche durch Gleichgültig-werden, durch Rückzug aus der gottesdienstlichen Gemeinschaft, durch Zuwendung zu den Irrlehren. Brasilien, meine lieben Freunde, war einmal ein ganz katholisches Land. Seine Hauptstadt Rio de Janeiro hat jetzt einen Bürgermeister aus der Pfingstkirche, einem ganz aggressiven antikatholischen Unternehmen. Die Seelsorge dörrt aus,

Pfarreien werden aufgehoben, die Anwesenheit des Pfarrers ist nicht mehr gewährleistet. Der mutige Kardinal Walter Brandmüller hat sein Urteil über die Kirche in Deutschland folgendermaßen zusammengefasst: „Die Kirchen leeren sich, und die Kassen füllen sich. Erhalten wird ein sich selbst genügender teurer Apparat, der mit seinem Klappern die Stimme des Evangeliums übertönt.“ Das sage nicht ich, das sagt der Kardinal Brandmüller.

Ich habe Ihnen, meine lieben Freunde, einige Hinweise über die Lage unserer Kirche gegeben. Viele Gläubige, besorgte Gläubige fragen: Wie lange wird es noch so weitergehen? Müssen wir nicht fragen: Herr, willst du noch lange sprechen: Meine Stunde ist noch nicht gekommen? Immer wieder haben mir gläubige katholische Christen versichert: Gott kann nicht länger zusehen, Gott muss jetzt eingreifen, er wird bald eingreifen. Manchen hatten das Eingreifen für das Jahr 2000 erwartet oder für 2010. Die Termine sind vergangen, ohne dass es geschehen ist. Eine fromme Ordensschwester kündigt mir fortlaufend in ihren Briefen an, dass das offenbare Eingreifen Gottes unmittelbar bevorstehe. Meine lieben Freunde, woran mag es liegen, dass die Stunde des Herrn, die Stunde seines Eingreifens noch nicht gekommen ist? Woran mag es liegen? Ich wage zwei Vermutungen zu äußern. Erstens: Der Apokalyptiker Johannes sah in einer Vision die Seelen derer, die in der damaligen Verfolgung hingerichtet worden waren um des Wortes Gottes willen, und sie riefen mit lauter Stimme: „Wie lange noch, du heiliger und wahrhaftiger Herr, richtest du nicht und rächst nicht unser Blut an den Bewohnern der Erde?“ Sie erhielten von Gott die Antwort: „Haltet noch eine Weile aus, bis die Zahl eurer Brüder erfüllt ist.“ Vielleicht ist das der Schlüssel für das Zögern Gottes, seine Hand auszustrecken und zu rufen wie bei dem Seesturm: „Schweige! Verstumme!“ Die Zahl unserer Brüder ist noch nicht erfüllt. Was will er damit sagen? Vielleicht dies: Es ist die Zahl derer noch nicht erfüllt, die begriffen haben, dass seit Jahrzehnten in unserer Kirche kein Aufbruch, sondern ein Zusammenbruch stattgefunden hat. Dass die Zahl derer noch zu klein ist, die die Pseudoreformen der letzten 50 Jahre durchschaut haben. Die Erkenntnis hat sich noch nicht Bahn gebrochen, dass am Anfang des Niedergangs der Kirche, der allmählich zur Selbstzerstörung wird, das Zweite Vatikanische Konzil steht. Immer noch gibt es zahlreiche Konzilseuphoriker, die wider jede Erfahrung vom Zweiten Vatikanischen Konzil als einem neuen Pfingsten sprechen. Die Zahl unserer Brüder ist noch nicht erfüllt. Es gibt noch zu wenige unbequeme Mahner. Papst Franziskus tut diejenigen, die sich zu der alten Messe, zu der außerordentlichen Form der Messe bekennen, als Nostalgiker ab, also als solche, die der Vergangenheit nachtrauern. Nein, das tun wir nicht. Wir trauern nicht der Vergangenheit nach, sondern wir rufen sie zurück, weil die Gegenwart so erbärmlich und so mäßig ist! Die Zahl unserer Brüder ist noch nicht erfüllt. Die Zahl der ungerecht Behandelten, die bei Beförderungen und Ernennungen zu Unrecht übergangen worden sind, die wegen ihrer realistischen Sicht zurückgesetzt wurden. Ich kenne einen Priester, dem zweimal von einem Bischof die Berufung auf einen theologischen Lehrstuhl verweigert wurde. Warum? Weil er konservativ ist. Der zweite Grund dafür, dass die Stunde Christi noch nicht gekommen ist, könnte darin liegen, dass wir seines Kommens noch nicht wert sind. Wir sind noch nicht würdig, die rettende Hand des Herrn zu erfahren. Es haften uns noch zu viele Schlacken an. Wir sind noch nicht genügend geläutert. Es fehlen uns heilige Bischöfe, heilige Priester, heilige Laien. Noch gilt das Wort aus dem Buch von der „Nachfolge Christi“: „Jesus hat jetzt viele Jünger, die im himmlischen Reiche gern mit ihm herrschen möchten, aber wenige, die sein Kreuz auf Erden tragen wollen. Viele, die seinen Trost begehren, aber wenige, die in der Trübsal mit ihm ausharren wollen. Viele, die mit ihm essen und trinken möchten, aber wenige, die mit ihm fasten wollen.“ Das Maß der Leiden der Guten, der Frommen, der Opferwilligen ist noch nicht voll. Wir müssen uns vorhalten lassen, was im Brief an die Hebräer steht: „Noch habt ihr nicht bis aufs Blut widerstanden.“ Kurz gesagt: Es fehlt uns noch die Heiligkeit, die Gott an uns sehen will. Wir sind noch schlechte Nachfolger Christi. Und deswegen sind wir noch nicht wert, seine Stunde zu erfahren. Aber, meine lieben Freunde, sie wird kommen. Einmal wird sie kommen, wenn die Zeit, wenn die Leiden, wenn das Maß der Leiden erfüllt ist. Einmal wird sie kommen, und dann klopft Christus mit dem Schlüssel auf den Tisch und sagt: Jetzt wird Schluss gemacht, meine Herrn!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Bedacht sein auf das Gute vor den Menschen

22.01.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der Epistel, die wir soeben gehört haben, aus dem Brief an die Gemeinde in Rom, steht das Wort: „Seid bedacht auf das Gute nicht nur vor Gott, sondern auch vor allen Menschen.“ Das Gute vor Gott ist die Erfüllung des Willens Gottes, wie es das Gewissen gebietet. Mit dem Gehorsam gegen Gott geschieht Gott Genüge. Darauf kommt es bei allem Tun und Lassen der Menschen entscheidend an. Das Gute, das der Christ tut, soll aber nicht nur Gott bekannt sein, sondern auch den Menschen. Die Christen haben einen guten Ruf zu erwerben, zu behalten und zu verteidigen. Sie müssen sich so verhalten, dass ihnen das Zeugnis eines guten Wandels ausgestellt werden muss. Paulus wusste, warum er an die Gemeinde in Rom schrieb: „Seid bedacht auf das Gute nicht nur vor Gott, sondern auch vor allen Menschen.“ Denn es war eine Zeit, in der Entstellungen und Verleumdungen der Christen an der Tagesordnung waren. Ihr reiner, bildloser Gottesglaube und das Fernbleiben vom Staatskult wurden ihnen als Atheismus ausgelegt. Ihr Abendmahl galt als thyestisches Mahl, d.h. man behauptete, sie würden beim Abendmahl kleine Kinder verzehren. Und dazu versicherte man, sie würden dabei ödipodeische Unzucht verüben, also Blutschande. Gegen Ende des 2. Jahrhunderts tauchte der Vorwurf auf, die Christen seien wegen der Missachtung der vaterländischen Götter die Ursache von Unglücksfällen. Tertullian schreibt: „Wenn der Tiber über die Ufer tritt, wenn der Nil nicht den fruchtbaren Schlamm hereinführt, wenn der Regen ausbleibt, wenn die Hitze brennt, wenn die Erde bebt, wenn Hunger kommt oder die Seuche, sogleich erschallt der Ruf: Die Christen vor die Löwen!“ Dagegen konnten und mussten die Christen sich zur Wehr setzen. Es traten gelehrte Schriftsteller auf, die das Christentum, die Lehre und das Leben der Christen verteidigten, die so genannten Apologeten. Aristides, Justinus, Tatian, Athenagoras, Theophilus; das waren die Apologeten. Die wirksamste Verteidigung der Christen war freilich ihr lauterer Wandel. So mahnte der heilige Petrus in seinem 1. Brief: „Führt einen guten Wandel unter den Heiden, damit die, die euch als Übeltäter verleumden, eure guten Werke sehen und dadurch eines besseren belehrt werden.“ Der Herr selbst hat ja seine Anhänger ermahnt, ihre guten Werke vor den Menschen sehen zu lassen, damit sie den Vater im Himmel preisen. Wohl gemerkt, wir dürfen und wollen uns nicht brüsten, d.h. nicht prahlen wegen der Leistungen und Werke katholischer Christen, denn wir wissen, dass die Gnade allen guten Werken vorangeht und sie begleitet. In der Präfation von allen Heiligen heißt es: „Wenn Gott unsere Werke krönt, krönt er seine Gaben.“ Das bleibt bestehen. Das Prahlen ist also verboten. „Was hast du“, schreibt Paulus, „was du nicht empfangen hast. Hast du es aber empfangen, warum rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ Aber wir dürfen die Großtaten, die Gott durch unsere Brüder und hoffentlich auch durch uns wirkt, nicht verschweigen. Das wäre undankbar und ungerecht gegen Gott. Christliche Demut und dankbarer Stolz vertragen sich sehr gut. Der Apostel Paulus nennt sich den Geringsten der Apostel. Er bezeichnet sich als nicht würdig, Apostel zu heißen, weil er ja die Kirche Gottes verfolgt hat. Aber er vergisst nicht hinzuzufügen: „Durch die Gnade Gottes bin ich,

was ich bin, und seine Gnade für mich ist nicht unwirksam gewesen. Ich habe mehr gearbeitet als sie alle.“ „Doch nicht ich, sondern die Gnade Gottes in mir“, fügt er hinzu.

Welches ist das Gute, auf das wir bedacht sein sollen vor Gott und den Menschen? Auftrag und Verantwortung der Christen für die Menschheit beschreibt Christus mit den beiden Worten, mit den beiden Bildern vom Salz und vom Lichte. „Ihr seid das Salz der Erde“, d.h. die Jünger Jesu haben gegenüber der Menschheit eine ähnliche Aufgabe wie das würzende, dem Menschen überaus nützliche, ja unentbehrliche Salz. Ohne Salz kann der Mensch nicht leben. Diese Aufgabe können die Christen nur erfüllen, wenn sie eben Salz sind und Salz bleiben. Sie sollen die Menschheit Gott genießbar machen, d.h. ergeben und bereitwillig. Nach alttestamentlicher Vorstellung gehört das Salz zu jeder Opfergabe und reinigt das Wasser. Wir fügen ja noch heute Salz in das Wasser, wenn wir Weihwasser herstellen. Brot und Salz sind Symbole der natürlichen Lebenshaltung. Dann sagt der Herr: „Ihr seid das Licht der Welt. Euer Licht leuchte vor den Menschen, auf dass sie eure guten Werke sehen und euren Vater preisen, der im Himmel ist.“ Im Judentum wurden Gott, das Volk Israel, das Gesetz, der Tempel als Licht oder als Leuchte der Welt bezeichnet. Jesus nennt sich selbst das Licht: „Ich bin das Licht der Welt.“ In ähnlicher Weise sollen auch die Jünger für die Welt, d.h. für die Menschheit, Licht sein. Damit ist der fromme, sittlich gute Lebenswandel der Jünger gemeint. Die Jünger haben bei ihrem Verhalten eine Aufgabe, eine Verantwortung gegenüber den Menschen. Sie sollen sich als Kinder des Lichtes beweisen. Sie stehen auf einem exponierten Platz und können nicht übersehen werden.

Unsere Kirche hat sich in 2000 Jahren Geschichte als Salz und als Licht bewährt. Im Jahre 2009 ist in Gräfelfing in Bayern ein Buch herausgekommen, dessen Lektüre ich Ihnen empfehle. Es heißt: „Alvin J. Schmidt: Wie das Christentum die Welt veränderte.“ In diesem Buche wird gezeigt, welche tiefen Spuren das Christentum, der christliche Glaube in der Welt hinterlassen hat. Die Menschheit ist dem christlichen Glauben unendlich zum Dank verpflichtet. Die Kirche begleitete die Menschen vom ersten Augenblick, wo sie nach der Geburt die Taufe empfangen, bis sie vor dem Verlassen der Welt die heilige Wegzehrung und die letzte Ölung bekamen. Das Jahr war abgesteckt durch die Sonntage und durch die Kirchenfeste. Das ist das soziale Evangelium der Kirche gewesen. Sie hat die Menschen vor Ausbeutung und vor Ausnützung bewahrt, indem sie den 7. Tag heiligte und die vielen Feste einführte. Der Soziologe Joseph Höffner hat ausgerechnet, dass durch die zahlreichen Feiertage und die Sonntage im Mittelalter die 5-Tage-Woche bestand. Die Kirche segnete Mahlzeiten, Arbeit und Werkzeuge. Sie brachte den Menschen Hilfe in Krankheiten und Leiden. Sie war immer der gegenwärtige Hintergrund im Bewusstsein aller, ob sie nun fromm waren oder nicht. Katholische Nächstenliebe hat die Welt verändert. Staunen hat die karitative Tätigkeit der Kirche durch alle Jahrhunderte begleitet. Ihr Engagement sucht in der Menge und in der Vielfalt der guten Werke seinesgleichen. Die katholische Kirche hat die karitative Wohltätigkeit, wie wir sie kennen, überhaupt erst erfunden. Der Kirche oblag die gesamte soziale Fürsorge: die Pflege der Kranken, Alten, Invaliden, die Gastfreundschaft gegen Reisende und Pilger. Die Kirche war die Trägerin der Kultur, die Lehrmeisterin der Völker. Sie war die Grundstütze der Wissenschaft in all ihren Verzweigungen, sie war die Beschützerin der Kunst, auf ihr lastete das Schulwesen. Die Kirche hat 2000 Jahre lang die Menschen versittlicht. Sie hat ihnen den Willen Gottes kundgetan, die Gebote Gottes verkündet, sie unter die Autorität des dreieinigen Gottes gestellt. Sie hat die Menschen gelehrt, zu Gott aufzuschauen, nicht nur auf die Erde, ihn anzubeten als den höchsten Herrn, seinen Willen zu achten, ihr Leben nach seinen Gesetzen einzurichten. Gegenüber den menschlichen Leidenschaften hat sie die unverbrüchlichen Moralgesetze hochgehalten und sich nicht vor den Mächtigen der Erde gebeugt – die Kirche allein, unsere Kirche allein, unsere katholische Kirche allein! Alle anderen beugen sich: der Protestantismus, die Synagoge, die Moschee; sie alle beugen sich. Nur durch göttliche Einwirkung ist es zu verstehen, dass die Kirche vor dem Ansturm der Leidenschaft, wo er am stärksten ist, nämlich vor der Geschlechtlichkeit, nicht zurückgewichen ist.

Seit dem Entstehen des Protestantismus wird das katholische Mittelalter als finster und barbarisch hingestellt. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Im Jahre 2011 ist in Augsburg ein Buch erschienen vom James Hannan mit dem Titel: „Die vergessenen Erfinder: Wie im Mittelalter die moderne Wissenschaft entstand.“ Darin werden die epochemachenden Leistungen der mittelalterlichen Wissenschaft

beschrieben. Das Mittelalter war alles andere als finster. Die heutige Wissenschaft und Technik haben ihre Wurzeln im Mittelalter. Die weltlichen und die westlichen Rechtssysteme tragen den Stempel des Kirchenrechts. Der Begriff des Naturrechts stammt von der Kirche. Die Kirche hat die Würde der Ehe wiederhergestellt. Im Zeitalter der Entdeckungen haben spanische Theologen den Grundstein zum Völkerrecht gelegt. Katholiken zählen zu den Gründern der modernen Wirtschaftstheorie. Die späten Scholastiker waren brillante Wirtschaftsanalytiker und Sozialphilosophen. Die moderne Wissenschaft hat sich in einem überwiegend katholischen Umfeld entwickelt. Pater Christoph Clavius erarbeitete den Gregorianischen Kalender, der 1582 den überholten und fehlerhaften Julianischen Kalender ablöste. Die Kirche entwickelte das Universitätssystem in Paris, in Bologna, in Oxford, in Cambridge. Bis zum Ausbruch der Reformation waren 81 Universitäten gegründet worden. Wer den Grad eines Magisters besaß, der hatte die Berechtigung, überall in der Welt zu lehren, und er konnte es, weil die gemeinsame Sprache der Gelehrten das Lateinische war. Jeder Gelehrte konnte Latein und konnte deswegen überall seine Wissenschaft vortragen. Das mittelalterliche Studium der Logik beweist, wie sehr man dem rationalen Denken verpflichtet war. Die Methode des *Sic et non* suchte intellektuelle Schwierigkeiten zu beheben. Die Errungenschaften der Antike, also der Griechen und der Römer, sind uns nur durch die Kirche erhalten geblieben. Die ältesten noch existierenden Abschriften der frühesten literarischen Texte aus dem antiken Rom stammen aus dem 9. Jahrhundert. Sie sind der karolingischen Renaissance zuzuschreiben, d.h. der Gelehrtensamkeit in den Klöstern. Die Kirche war die Lehrerin Europas. Der Papst Silvester II., der um die Jahrtausendwende regierte, war der gelehrteste Mann Europas. Die Mönche spielten bei der Entwicklung der westlichen Zivilisation eine entscheidende Rolle. Ihnen ist der landwirtschaftliche Wiederaufbau eines großen Teils Europas zu verdanken. Sie führten Erntemethoden, Produktionsmethoden, Verarbeitungsmethoden ein, mit denen die Menschen vorher nicht vertraut waren. In der Viehzucht und in der Pferdezucht, in der Bierbrauerei und in der Käseherstellung, in der Bienenzucht und im Obstbau waren die Mönche vorbildlich tätig. Sie waren Ingenieure, welche die Wassertechnik beherrschten. Sie entwickelten Wasserkraftwerke, sie brachten die Eisengewinnung voran. Mönche legten Bibliotheken an, errichteten Schulen, waren als Lehrer tätig.

Die Feinde unserer Kirche zeigen sich von dem Aufweis der Leistungen der Kirchenglieder wenig beeindruckt, sie warten mit ihren Schwächen auf. Man zeigt mit dem Finger auf Entgleisungen, Unterlassungen, auf Ungerechtigkeiten und Verfehlungen der Kirche. Ich frage: War es die Kirche, die ganze Kirche, die Kirche der Gläubigen und der Hierarchie? Oder waren es nicht vielmehr einzelne, vielleicht mehrere Glieder der Kirche, niemals aber die gesamte Kirche als Einheit von Führung und Volk? Und hat nicht die Kirche in der Zeit, wo ein Teil, ein kleiner Teil, ihrer Gläubigen unrecht tat, ihren Dienst an den Seelen unbeirrt und tatkräftig weitergeführt? Hat sie nicht den Menschen den dreieinigen Gott gepredigt, seine Gebote gelehrt? Hat sie nicht ihre Sakramente verwaltet, die Kranken gepflegt, die Sterbenden heimgeleitet? Hat sie ihre Heilstätigkeit jemals aufgegeben und unterbrochen? Nein! Und das zählt doch viel mehr als die Peinlichkeiten, die wir nicht verschweigen, die wir bedauern, aber die wir im richtigen Maßstab betrachten. Wir katholischen Christen haben keine Anlass unseren Glauben, unsere Kirche und unser Leben vor anderen zu verstecken. Schwäche und Versagen sind uns nicht unbekannt, aber wir dürfen auf zahllose Beispiele der Bewahrung und der Bewährung verweisen. Es gibt einen berechtigten Stolz auf unser Katholischsein. Es ist Dankbarkeit gegen Gott, der seiner Kirche beigestanden hat. „Seid auf das Gute bedacht nicht nur vor Gott, sondern auch vor allen Menschen.“

Für das Letztere, nämlich für das Bedachtsein vor den Menschen, haben Katholiken wenig Begabung. Sie verstehen es nicht so gut, aus ihren Leistungen etwas zu machen. Sie sind zu demütig, zu schlicht. Ich will Ihnen ein Beispiel nennen: Katholische Christen haben seit vielen Jahrzehnten Bedürftigen, Hungrigen, Kranken, Aussätzigen, Ausgeplünderten Hilfe geleistet mit vielen Millionen D-Mark oder Euro. Es geschieht durch Hilfswerke mit den lateinischen Namen *Adveniat*, *Misereor* und *Renovabis*. Das sind Namen, die kein Mensch versteht; damit kommt man nicht an. Die evangelischen Christen sind schlauer, sie haben auch ein Hilfswerk und das trägt einen wirklich treffenden und zugkräftigen Namen: Brot für die Welt. Gut getroffen, kann ich nur sagen. „Seid auf das Gute bedacht nicht nur vor Gott, sondern auch vor allen Menschen.“ Ich will Ihnen einen letzten Punkt aus

unserer Gegenwart nennen, wo das Verhalten unserer katholischen Brüder hervorsticht vor dem Benehmen der anderen. Wer hat noch vor 1933, also vor der so genannten Machtergreifung, vor dem Nationalsozialismus gewarnt? Die deutschen katholischen Bischöfe. Wo haben die Nationalsozialisten ihre größten Wahlerfolge erzielt? In den protestantischen Gebieten. Schleswig-Holstein, das ja fast ganz katholikenfrei war, war schon vor 1933 mit überwältigender Mehrheit mit über 50% von Protestanten gewählte nationalsozialistische Hochburg. Die Nationalsozialisten bedankten sich auf ihre Weise. Im Reiche Hitlers erhielten Städte wie Wittenberg und Eisleben den ehrenvollen Namen Lutherstadt, den sie noch heute tragen. Wer hat sich dem Hitlerregime während seiner zwölfjährigen Dauer am stärksten verweigert? Die gläubigen katholischen Christen. Es ist eine unbestreitbare, durch Statistiken erwiesene Tatsache, dass der katholische Teil des deutschen Volkes sich dem nationalsozialistischen Regime weit weniger angepasst hat als der nichtkatholische Teil. Ebenso unbestreitbar freilich ist auch, dass der katholische Volksteil die stärkste Verfolgung erlitt und die meisten Opfer zählte. In das Konzentrationslager Dachau wurden 2806 Geistliche eingeliefert – 2806 Geistliche; davon waren 94,7 % Katholiken. Wer hat die Judenhetze des Dritten Reiches am wenigsten unterstützt? Die praktizierenden Katholiken. Der jüdische Soziologe Max Horkheimer hat eine Untersuchung veranstaltet, wer denn in der Nazizeit am meisten den Juden beigestanden hat. Er kam zu dem Ergebnis: Es waren die frommen Katholiken, die während der Nazizeit von allen Bevölkerungsschichten am meisten den Juden geholfen haben. Lassen Sie sich, meine lieben Freunde, bitten und ermahnen, allezeit eingedenk zu sein des Wortes des Apostels Paulus: „Seid auf das Gute bedacht nicht nur vor Gott, sondern auch vor allen Menschen.“ Damit sich erfülle, was derselbe Apostel nach Korinth schreibt: „Christi Wohlgeruch sind wir vor Gott unter denen, die gerettet werden, und unter denen, die verloren gehen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Herr, rette uns!

29.01.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der See Genesareth in der Landschaft Galiläa ist nach der Stadt Zennereth am Westufer im Stamme Nephtali, auch Galiläisches Meer oder See von Tiberias benannt. Seine Tiefe beträgt bis zu 48 m, die Länge 21 km, die größte Breite 11 km, der Flächeninhalt 170 km². Im Wetter ist dieser See gefährlich. Warum? Im Westen drängen die Berge nahe an den See, nur für eine kleine Ebene raumlassend. Der schmale Ostrand erweitert sich nach Norden, da wo der Jordan einfließt in den See, und hat dort diese fruchtbare Ebene el-Batiha. Der See Genesareth war reich an Fischen. Die Fischerei erfolgte mit der Angel oder mit dem Netz. Jesus weilte oft in der Nähe des Sees; dort lag ja die Stadt Karpharnaum, der Wohnort des Petrus und des Andreas, Sitz einer römischen Garnison und Zollstätte, Mittelpunkt der öffentlichen Tätigkeit Jesu. In keiner Stadt hat er öfter gepredigt, hat er mehr Wunder gewirkt, hat er so viele Zeichen seiner Liebe gegeben wie in Karpharnaum. Dort trugen sich zu die Berufung des Levi, des Zollbeamten zum Apostel, die Entrichtung der Steuermünze, die Erweckung der Tochter des Jairus, die Heilung der blutflüssigen Frau und des Knechtes des Hauptmanns, des Gichtbrüchigen und eines Besessenen und die Berufungen von vier Aposteln. Als er nämlich am Ufer des Sees entlangging, sah er zwei Brüder Simon (später Petrus genannt) und Andreas, wie sie das Netz ins Meer warfen. Sie waren Fischer, und er sprach zu ihnen: „Kommt, ich will euch zu Menschenfischern machen.“ Als er ein wenig weiter ging, sah er zwei andere Brüder: Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und Johannes, wie sie im Schiffe mit ihrem Vater die Netze zurechtmachten. Er rief sie, und sogleich verließen sie das Schiff, den Vater und folgten ihm nach. „Fischer“ hat der Herr zu seinen Jüngern gemacht, nicht Intellektuelle, sondern Handwerker. Der Breslauer Bischof Bertram hat einmal das bedeutsame Wort gesprochen: „Unser Beruf verlangt hartknochige Männer.“ Er wollte damit ausdrücken: Zum Priester ist nur geeignet, wer kein weicher und weichlicher Mensch ist. Der See Genesareth liegt 208 Meter unter dem Meeresspiegel. Weil er in einem Kessel liegt, der auf drei Seiten von steilen Wänden umgeben ist, sind Stürme auf ihm sehr gefährlich und geeignet, auch wettererprobten Fischern Angst und Schrecken einzujagen.

Nun hatte Jesus wieder einmal am See gelehrt, und wegen des Andranges, um besser verstanden zu werden, ließ er sich von einem Schiff auf den See fahren und hielt dort seine Predigt, vom Schiffe aus. Als er geendet hatte am Abend, wollte er für diesen Tag von der Volksmenge loskommen. Er gab deshalb den Befehl, auf das andere, also auf das östliche Ufer des Sees zu fahren. Die Fahrt über den See beanspruchte mehrere Stunden. Sie sollten für Jesus zugleich eine Zeit der Ruhe sein. Es war Abend, als Jesus den Befehl zum Aufbruch gab, und so muss während der Fahrt die Nacht hereingebrochen sein. Die Jünger entließen wunschgemäß das Volk und begannen mit ihm die Überfahrt. Es fuhren auch andere Boote mit, wahrscheinlich Leute, die vom anderen Ufer des Sees stammten und jetzt nach Hause kamen. Und während sie dahinfuhren, schlief Jesus ein, ermüdet, erschöpft von seiner missionarischen Tätigkeit. Das erhob sich plötzlich ein heftiger Sturmwind, die Wellen schlugen hoch, sie traten über die Bordwände des Schiffes. Das Schiff beginnt sich mit Wasser zu füllen; die Lage ist ernst. Jesus schläft, von Müdigkeit übermannt, inmitten der gefahrdrohenden Elemente. Er

lag im Hinterteil des Schiffes und schlief auf einem Kissen, wie Markus in seinem Evangelium uns mitteilt. Die Jünger wissen keinen Rat mehr. In höchster Angst wecken sie ihn und sprechen: „Herr, kümmert es dich nicht, dass wir untergehen?“ Das sind vorwurfsvolle Worte. Sie sind zwar sinnlos, weil sie an einen aus dem Schlafe Aufstehenden, an einen Erwachenden gerichtet sind, aber sie sind mit ihrem wenig ehrfürchtigen Ton ein umso beredterer und psychologisch echter Ausdruck ihrer Verzweiflung; so spricht nicht fromme Legende. Jesus stand auf, schalt den Wind und sprach zum See: „Schweige! Verstumme!“ Er fuhr den Sturm und das Wasser drohend an, so wie er die Besessenen ansprach. Bei der Heilung der Besessenen, da hat er ebenso geredet, er befahl den Dämonen: „Schweiget.“ Der Wind und der See gehorchten augenblicklich seiner Befehlsgewalt. Der Sturm legt sich, das Wasser beruhigt sich, es entsteht eine völlige Stille. Die Wellen, die ja normalerweise noch lange in Bewegung bleiben, glätten sich, sofort. Die plötzlich vollständige Stille auf dem See übte auf die an der Überfahrt Beteiligten eine geradezu beklemmende Wirkung aus. Derselbe, der eben noch vor Ermüdung eingeschlafen war, erweist sich jetzt als den Herrn über die Elemente. Mit einem Machtwort gebietet er ihnen Einhalt. Und erst nach der Stillung des Sturmes wendet sich Jesus an die Jünger: „Was seid ihr furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben?“ Die Anrede offenbart Jesu absolute Überlegenheit in dieser Situation. Sie lässt die Beseitigung der Gefahr als eine Selbstverständlichkeit erscheinen. Die Jünger aber werden getadelt, sie haben sich feige benommen. Indem sie um ihr Leben bangten, bewiesen sie ihren Mangel an Glauben. „Habt ihr noch keinen Glauben?“ Nachdem sie so lange mit ihm zusammen sind, nachdem sie so viele Beweise seiner göttlichen Macht erfahren haben, sind ihre Augen immer noch gehalten, „sonst hättet ihr wissen müssen, dass dem nichts geschehen kann, bei dem ich bin“. Ein unerhörtes Wunder ist geschehen; es offenbart Jesu Macht über die Elemente der Natur. Die Zeugen des Geschehens werden von ehrfurchtsvoller Scheu vor ihm erfüllt. Allmählich dämmert ihnen die Erkenntnis, dass sie den Herrn der Natur in ihrer Mitte haben: „Wer ist dieser, dass Sturm und Wellen ihm gehorchen?“ Wer der Natur gebietet, der kann nur der Herr der Natur sein, der muss ihr Schöpfer sein. Nichts, meine lieben Freunde, nichts, aber auch gar nichts gibt die Berechtigung, das Geschehen im See Genesareth als legendär zu bezeichnen. Nur wer mit dem Vorurteil, das, was da berichtet wird, kann nicht geschehen, kann nicht passiert sein, nur wer mit diesen Vorurteil an den Bericht herangeht, leugnet seine Geschichtlichkeit. Unerhörte Geschehnisse haben die Jünger zum Glauben an Jesus, den Sohn Gottes, geführt. Mit erdichteten Erzählungen wäre er niemals der Sohn Gottes in ihren Augen gewesen.

Jesus hat den Sturm im See Genesareth gestillt, aber diesem Sturm sind noch viele andere in der Geschichte der Kirche gefolgt. Dreihundert Jahre lang, freilich mit Unterbrechungen, wurde das junge Christentum bekämpft und verfolgt. Die Christen mit ihrem Glauben an den einen Gott und an Christus, den Gekreuzigten, bekannten eine universale Religion, eine Religion, die den Anspruch erhob, die ganze Welt zu erobern, um alle anderen Religionen zu verdrängen. Sie verwarfen den Götterglauben und den Kaiserkult. Die göttliche Verehrung des Kaisers war aber damals so etwas wie eine römische Staatsreligion, und sie wurde zum Prüfstein für die Loyalität und den Patriotismus der Bürger. Wer diese Staatsreligion ablehnte, konnte wegen Hochverrats belangt werden. Daher wurde diese Forderung für die Christen besonders gefährlich. Sie gerieten in den Verdacht, Feinde des Kaisers und des Staates zu sein. Dazu kamen verleumderische Unterstellungen; wegen ihres bildlosen Gottesdienstes bezichtigte man die Christen des Atheismus. Ja, es wurde ihnen Menschenfresserei und Blutschande bei ihren Gottesdiensten nachgesagt. Schließlich warf man ihnen Hass gegen das Menschengeschlecht vor – *odium populi, odium generis humani*. Aufgrund solcher Vorstellungen kam es zu Ausbrüchen der Volkswut gegen die Christen. Manche Statthalter in den Provinzen gingen gegen die Christen vor. Seit der Mitte des 3. Jahrhunderts nahm der Staat als solcher die Verfolgung der Christen systematisch in die Hand. Die erste große systematische Verfolgung der Christen geschah unter dem Kaiser Decius 249-251. Die Christen waren überrascht. Sie waren nicht vorbereitet, und so kam es in dieser Verfolgung in den großen Städten: Alexandria, Karthago, Rom, Smyrna zu massenhaften Abfällen von Christen. Selbst manche Bischöfe fielen vom Glauben ab aus Furcht vor dem Tode. Die erbitterteste Verfolgung löste freilich der Kaiser Diokletian aus. Sie begann mit der Reinigung des Heeres. Die Soldaten wurden vor die Wahl gestellt, entweder zu opfern oder, wenn sie sich weigerten, schimpflich aus dem Stande entlassen zu werden. Der volle Sturm brach 303 los. Es

erschienen vier Edikte des Kaisers. Ein ganzes Bündel von Maßnahmen sollte das Christentum auslöschen. Die Kirchen wurden niedergerissen, die heiligen Bücher verbrannt, den Christen wurden die bürgerlichen Rechte entzogen, die in kaiserlichem Dienste Stehenden verloren ihre Freiheit, wurden also versklavt. Die Kleriker zuerst und danach alle Christen wurden zum Opfer verpflichtet. Gegen die unter der Folter standhaft Gebliebenen kam gewöhnlich die Todesstrafe, oft nach grausamen Martern, zur Anwendung. Es flossen Ströme von Christenblut. Die wiederholten Verfolgungen durch die Kaiser setzten die Christen in Angst und Schrecken. Oft und dringend riefen sie während mehrerer Jahrhunderte: Herr, rette uns, wir gehen zugrunde! Und siehe da, der Herr stand auf und gebot den Verfolgern Einhalt. Der Kaiser Galerius erließ im April 311 mit seinen drei Mitregenten in Sardica – das ist das heutige Sofia – ein Toleranzedikt. In diesem Toleranzedikt wird die christliche Religion und ihre Ausübung für erlaubt erklärt, und die Christen werden aufgefordert, für Kaiser und Reich zu beten. Aber damit nicht genug. Der Herr erweckte den Kaiser Konstantin. Er erließ im Jahre 313 das berühmte Mailänder Edikt. Dieses Edikt gewährte den Christen volle Religions- und Kulturfreiheit. Die konfiszierten Gebäude wurden zurückerstattet, eine epochemachende Wendung in der Geschichte bahnte sich an: Das Christentum war im Kampf mit dem Kaisertum Sieger geblieben.

Aber die Verfolgungen hörten nicht auf. Sie kamen jetzt durch die Völkerwanderung. Die Germanen, die ja ursprünglich in Skandinavien saßen: Norwegen, Schweden, Finnland, die germanischen Stämme wanderten nach Süden, nach Schlesien, nach Russland, auf den Balkan. Sie waren Heiden, und wenn sie das Christentum annahmen, dann in der arianischen Form, also in der Form, die dem Christentum des katholischen Glaubens feindselig war. Heidnische und arianische Germanen fügten den katholischen Christen Gewalt und Bedrückung zu. Sie plünderten die christlichen Kultstätten, sie rotteten christliche Gemeinden aus. Der germanische Bischof Ulfila, dem wir ja die gotische Übersetzung der Bibel verdanken, bezeichnete die katholische als schlechte und verkehrte Religion. Im Jahre 348 begann der westgotische König Athanarich eine blutige Verfolgung, im Jahre 372 folgte eine zweite. Die Westgoten unternahmen verheerende Züge durch Griechenland, Italien; 410 plünderten sie Rom unter Alarich. Dann gründeten sie ein Reich in Südfrankreich und Spanien. Die Ostgoten schlossen sich beim Ansturm der Hunnen diesen an. Später zogen sie nach Italien und gründeten dort ein Reich. Sie behielten ihren arianischen Glauben, aber waren relativ tolerant gegen die katholischen Christen. Ganz anders die Vandalen. Die Vandalen verheerten Gallien und Spanien, bis sie im Jahre 429 nach Afrika übersetzten und dort ein Reich gründeten. Die Verfolgung der katholischen Christen durch die Vandalen war besonders scharf. Sie suchten das katholische Christentum zu vernichten. Ihre Könige Geiserich und Hunerich entfachten blutige Verfolgungen. Ja, sie drangen im Jahre 455 nach Rom vor und plünderten und brandschatzten die wehrlose Stadt. Zahlreiche Bischöfe wurden vertrieben oder hingerichtet. Auch die Langobarden waren anfangs Arianer und verfahren rücksichtslos und gewalttätig bei ihren Wanderungen mit der katholischen Kirche. 568 brachen sie in Italien ein, eroberten Aquileia und zerstörten mehrere Bistümer. In der Lombardei errichteten sie schließlich ihr Reich. In dieser Völkerwanderung, in den Nöten der Völkerwanderung riefen die Christen wie die Jünger auf dem See Genesareth: Herr, rette uns, wir gehen zugrunde! Und der Herr stand auch diesmal auf. Die beiden germanischen Volksstämme, die bis zum Ende bei ihrer Irrlehre verblieben, nämlich die Ostgoten und die Vandalen, gingen unter. Die übrigen Volksstämme bekehrten sich zum katholischen Christentum und verschmolzen mit der einheimischen Bevölkerung.

Aber wiederum begann eine weitere Verfolgung. Im 7. Jahrhundert entstand die unduldsame Religion des Islam als ein Gemisch aus Heidentum, Judentum und Christentum. Mohammed schärfte seinen Anhängern den heiligen Krieg ein, d.h. die grundsätzliche und unablässige Bekämpfung der Ungläubigen, d.h. aller Nichtmohammedaner. In einem Siegeszug ohnegleichen dehnten sie ihre Macht über Afrika und weite Teile Asiens aus. Sie errichteten mohammedanische Weltreiche; sie brachten unermessliches Leid über einst blühende christliche Länder. Wo der Islam herrschte, wurde das Christentum bedrückt oder ganz ausgelöscht. Die Muslime suchten die Bevölkerung der von ihnen eroberten Gebiete durch Drangsalierungen und Verlockungen vom christlichen Glauben abzubringen. Sie hatten manches für sich, was die Menschen anzog: eine einfache Glaubenslehre, geringe sittliche Anforderungen, Nachgiebigkeit gegenüber Begierden und Leidenschaften, Anpassungsfähigkeit bis zur Duldung heidnischer Sitten und Gebräuche; diese Dinge verschafften dem Islam leicht

Eingang. Durch Bedrückung und Begünstigung ließen sich viele Christen bewegen, zum Islam überzutreten. Die standhaften Christen hatten öfter und längere Zeit hindurch schwere Verfolgung zu erleiden. Es kam zu einem massenhaften Abfall. Das Christentum ging in vielen Ländern entweder gänzlich unter oder sank zur Bedeutungslosigkeit hinab. Sie kennen alle die heiliggesprochene Schwester Teresa, eine Albanerin. Albanien war jahrhundertlang von den Muslimen besetzt. Seit dem 17. Jahrhundert begann im Küsten- und im Hügelland Albaniens eine fortschreitende massenhafte Vertürkung, d.h. der Abfall zum Islam. Die Bevölkerung suchte dadurch der erdrückenden Kopfsteuer zu entgehen. Dieser Prozess hielt bis zum Ende der türkischen Herrschaft, also bis 1912 an. Nur in den Bergen behauptete sich katholische Bevölkerung, aus der die Schwester Teresa stammt. Der Islam flößte seinen Anhängern tiefe Verachtung aller anderen Religionen ein, und deswegen sind die dem Islam verfallenen Heiden in der Regel für das Christentum verloren. Die Christen seufzten, weinten und beteten unter dem Regime der Muslime: Herr, rette uns, wir gehen zugrunde! Der Herr ist noch nicht aufgestanden und hat den Islam noch nicht in seine Schranken verwiesen. Wir harren noch auf die Bekehrung der Muslime. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Es gibt Nachrichten, wonach im Iran nicht wenige Menschen dem Christentum zuneigen und es im Geheimen praktizieren, in ihren Wohnungen. Evangelikale Protestanten – das sei rühmend hervorgehoben – haben erhebliche Erfolge bei der Bekehrung von Mohammedanern zu verzeichnen. Ein evangelischer Pfarrer in Berlin hat in jüngster Vergangenheit fast 1000 Mohammedaner bekehrt. Auf unserer Seite: Schweigen. Die Bischöfe haben die Mission vergessen. Die rigorose Verknüpfung dieser Religion mit der staatlichen Macht verhindert freilich bislang eine nennenswerte Zahl von Bekehrungen. Die Trennung der Religion vom Staat, wie sie der Gründer der neuen Türkei Kemal Pascha Atatürk durchgeführt hatte, diese Trennung wird von dem jetzigen Herrn Machthaber rückgängig gemacht. Er ist dabei, die Türkei zu reislamisieren. Und das ist natürlich eine große Gefahr für die Christen und vor allem für die Bekehrung der Muslime. Immerhin: Wir hoffen, dass der Herr eines Tages auch hier aufstehen wird und sprechen wird: Schweige! Verstumme! Dass eines Tages auch die Muslime sich zum Christentum bekehren werden.

Aber freilich auch wir, wir Gläubigen, haben Anlass zu rufen: Herr, rette uns, wir gehen zugrunde! Der Heilige Vater spricht viel, aber verkündet er auch die Gegenstände, die von äußerster Dringlichkeit sind: die Dogmen des Glaubens und der Sittlichkeit? Die Bischofstühle sind oder werden besetzt. Aber haben wir Bischöfe, die durch das Zeugnis ihres Lebens die Gläubigen erbauen, die Priester ermutigen, die Außenstehenden gewinnen, die Abgefallenen zurückholen? Haben wir solche Bischöfe? In den Priesterseminaren fristet eine Handvoll verlorener Kandidaten ein kümmerliches Dasein. Sie leben in scheuer Defensive, vor den neuen Maßstäben nicht bestehen zu können. Die Zahl der Gläubigen schmilzt zusammen. Nicht nur ein Rinnsal, ein Strom bricht aus unserer Kirche. Ist es zu verwundern, dass gerade die guten, eifrigen Gläubigen voll Besorgnis und voll innerer Not rufen: Herr, rette uns, wir gehen zugrunde!? Noch scheint der Herr zu schlafen. Noch gebietet er nicht dem Abbau und dem Schwund Einhalt. Noch sieht er dem Verfall und der Zerrüttung zu. Aber der Glaube sagt mir, meine lieben Freunde, und daran habe ich keinen Zweifel: Einmal wird sich der Herr erheben. Einmal wird er von dem Zustand aufstehen, den manche für einen Schlaf halten. Einmal wird er sich recken und sprechen: Jetzt ist Schluss mit lustig! Jetzt ist Zeit, zur Ernsthaftigkeit zurückzukehren! Und dann wird eine große Stille eintreten.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das heilige Messopfer (1)

Das Messopfer als anamnetische Repräsentation des Kreuzesopfers

05.02.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unsere evangelischen Mitbürger begehen in diesem Jahre den 500. Jahrestag des Beginns ihrer Ablösung von der katholischen Kirche. Der Urheber dieser Bewegung war der Augustinermönch Martin Luther. Als er begann mit seiner Loslösung von der wahren Kirche im Jahre 1517, war er seit zehn Jahren Priester. Er verwarf nach und nach viele Lehren und Einrichtungen der Kirche. Mit ungestüme Leidenschaft schritt er ein gegen die katholische Eucharistiefeier. Für Luther war die katholische Messe der größte und schrecklichste Greuel. Er sah darin den Versuch, den überragenden Wert des Kreuzesopfers zu bestreiten und an seine Stelle ein menschliches Werk zu setzen. Er behauptete von sich: „Von der Zeit der ersten Messe an (1507) habe ich mit großem Entsetzen Messe gelesen und danke Gott, dass er mich daraus erlöst hat.“ Keine Sünde der Unzucht, sagt er, ja Totschlag, Diebstahl, Mord, Ehebruch seien so schädlich und so schlimm wie die katholische Messe. Das lesen unsere evangelischen Mitbürger heute noch in ihren Bekenntnisschriften. Ich will versuchen, diese unerhörten Beschuldigungen zu widerlegen. Wir wollen prüfen, ob der Vorwurf Luthers, das katholische Messopfer beeinträchtigt den Wert des Kreuzesopfers und richte ein Menschenwerk neben dem Gotteswerk auf, ob dieser Vorwurf berechtigt ist. Dies will ich dadurch tun, indem ich Ihnen die katholische Lehre vom Messopfer vorlege.

Nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift hat Christus durch seinen Tod ein Opfer vollzogen. Ein anderes als dieses Opfer gibt es im Christentum nicht. Christus ist das Sühnopfer für die Sünden. Der Vater im Himmel hat ihn für alle hingegeben, und der Sohn hat im Gehorsam den Willen des Vaters vollzogen und sich für unsere Sünden geopfert. Durch dieses Opfer ist er unser Hoherpriester geworden, denn das ist das Wesen des Priesters: zu opfern. Als Hoherpriester ist er durch den Tod hindurchgeschritten und in das Allerheiligste eingegangen. Kraft seines Blutes haben auch wir zuversichtliche Hoffnung auf den Eintritt in das Allerheiligste. Der Vater hat das Opfer angenommen. In der Auferstehung, in der Himmelfahrt, in der Geistsendung zeigt er seine Annahme des Opfers Christi. Christus hat sich einmal geopfert. Sein Todesopfer ist ein einmaliges geschichtliches, nicht wiederholbares Ereignis. Die heidnischen Kultfeiern des Mythos ereigneten sich jedes Jahr, nämlich beim Wiederaufblühen der Natur. Und durch die Opfer des Alten Testaments musste immer neu versucht werden, Gott zu versöhnen. Nein, das vom menschlichen, vom menschengewordenen Gottessohn vollzogene Opfer ist ein für allemal gültig für die Aussöhnung der ganzen Menschheit. In seiner Vollkommenheit verträgt und braucht es keine Wiederholung; das Blut Christi wirkt für immer. Christus stirbt nicht mehr. Nachdem er in der vom Vater bezeichneten geschichtlichen Stunde vor den Toren Jerusalems gelitten hat, ging er ein in die Herrlichkeit des Vaters, und tritt jetzt am Throne des Vaters für uns ein. Er übt im Allerheiligsten des Himmels ein ewiges Priestertum aus. Er ist der eine Priester, der in Ewigkeit bleibt, und darum ein unvergängliches Priestertum hat. Dieser priesterliche Dienst ist Opferdienst. Christus stellt in der Herrlichkeit des Himmels dem Vater fortwährend sein

Opfer vor. Er bringt ihm das Opfer des Lobes und des Dankes dar, das auf seinen Lippen nie mehr verstummen wird.

Nun ist das Kreuzesopfer Christi nicht ein isoliertes Ereignis. Christus opfert vielmehr als Haupt der Menschheit. Er opfert, um die Menschheit in sein Opfer hineinzuziehen, sie soll an seinem Opfer Anteil gewinnen. Diese Anteilnahme geschieht im Glauben und in der Liebe. Durch den Glauben und durch die Liebe gewinnt der Mensch Anteil am Opfer Christi. Der rechte Vollzug dieses Glaubens und dieser Liebe beginnt mit der Taufe. Durch die Taufe erlangt der Mensch heilmächtigen Anteil am Sterben und an der Auferstehung des Herrn. Die Taufe zieht uns in das Sterben und Auferstehen des Herrn hinein, insofern die Taufe ein Sieg über Sünde und Tod war. Die Taufe ist kein Opfer, sie ist ein Sieg über Sünde und Tod. Aber die in der Taufe begründete Gemeinschaft mit Christus ist darauf hingeeordnet, dass sie sich auswirkt in der Hingabe an den Vater im Himmel. Diese Hingabe hat Christus vollzogen in seinem Tode, und deswegen muss der Christ, der völlige Teilnahme an Christus gewinnen will, in seinen Opfertod hineingezogen werden. In der Zeit zwischen Geistsendung und Wiederkunft des Herrn nimmt die Kirche an der im Kreuzestode geschehenen Selbsthingabe Christi teil im wirklichkeitserfüllten Zeichen des eucharistischen Opfers. Das eucharistische Opfersakrament gehört untrennbar zu der pilgernden Kirche. Und damit lässt sich auch die Frage beantworten, ob die Existenz des eucharistischen Opfers nicht der Einmaligkeit des Kreuzesopfers widerspricht. Von einem solchen Widerspruch kann deswegen keine Rede sein, weil das eucharistische Opfersakrament nichts anderes ist als das Kreuzesopfer in sakramentaler Form. Die Eucharistie ist das Sakrament des Kreuzesopfers, nicht ein zweites Opfer neben dem Kreuzesopfer. Das Konzil von Trient hat gegen die reformatorischen Irrtümer diese Offenbarungstatsache bekannt: „Eucharistisches Opfersakrament und Kreuzesopfer fallen im wesentlichen zusammen.“ Die Dieselbigkeit, die Identität, zwischen Kreuzesopfer und eucharistischem Opfer sieht das Konzil dadurch verbürgt, dass beide Male die Opfergabe dieselbe ist und der Opferpriester derselbe ist: Christus. Christus opferte am Kreuze in blutiger Weise, er opfert im eucharistischen Opfer in unblutiger Weise. Aber es ist immer Christus, der opfert und der sich selbst zum Opfer darbringt. Wir gehen nur in seine Opferhingabe hinein. Und deswegen ist das eucharistische Opfer ein Gedächtnisopfer, eine Gedächtnisfeier. Das Konzil von Trient hat die unaufgebbaren Ausdrücke *memoria* und *repraesentatio* für dieses Opfer gewählt. „Wer sagt, in der Messe werde Gott nicht ein wirkliches und eigentliches Opfer dargebracht, oder die Opferhandlung bestehe in nichts anderem, als dass uns Christus zur Speise gereicht wird, der sei ausgeschlossen.“ „Wer sagt, durch jene Worte: ‚Tut dies zu meinem Andenken!‘ habe Christus seine Apostel nicht zu Priestern bestellt oder nicht angeordnet, dass sie selbst und die anderen Priester seinen Leib und sein Blut opferten, der sei ausgeschlossen.“ Weil in diesem göttlichen Opfer, das in der Messe gefeiert wird, derselbe Christus enthalten ist und unblutig geopfert wird, der sich einmal am Kreuzaltar blutig hingegeben hat, deswegen lehrt das Konzil: „Dieses Opfer ist ein wirkliches Sühneopfer, und es bewirkt, dass wir Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden zu rechtzeitiger Hilfe.“ Ja, wie sollte es etwas anderes sein, wenn es das Kreuzesopfer in sakramentaler Gestalt ist? Natürlich muss es ein Sühneopfer sein, denn das Kreuzesopfer war ja auch ein Sühneopfer. Es ist ein und dieselbe Opfergabe und es ist ein und derselbe Opferpriester, und deswegen besteht die Identität zwischen Kreuzesopfer und Messopfer.

Wir können versuchen, die Begriffe Gedächtnis (*memoria*) und Darstellung (*repraesentatio*) uns näher zu verdeutlichen. Das Messopfer ist ohne Zweifel ein Gedächtnis des Kreuzestodes. Es ist ein solches Gedächtnis, weil es zunächst ein Gedächtnis des Abendmahles ist. Aber in dem Abendmahle wurde ja der Tod Jesu vorweggenommen: Mein Leib, der für euch hingegeben wird. Mein Blut, das für euch vergossen wird. Das Abendmahl hat das Kreuzesopfer schon in sich gehabt, weil es die Opferspeise den Jüngern darbot. Das Messopfer ist deswegen ein Gedächtnis des Kreuzesopfers. In seinem Vollzug denken wir an das Kreuzesopfer, zunächst psychologisch: wir denken daran. In jeder heiligen Messe, meine lieben Freunde, beten Sie mit mir nach der Wandlung: „Daher sind wir denn eingedenk (Gedächtnis – *memores*), Herr, wir, deine Diener, aber auch dein heiliges Volk, des heilbringenden Leidens.“ Und jetzt kommt das andere: weil wir eingedenk sind, weil wir uns psychologisch an das Opfer erinnern, deswegen bringen wir dar (jetzt kommt die Opferbeschreibung) deiner erhabenen Majestät von deinen Geschenken und Gaben ein reines Opfer, ein heiliges Opfer,

ein makelloses Opfer. Das eucharistische Opfer ist ein Gedächtnis, aber ein Gedächtnis durch den Vollzug, ein Gedächtnis nicht bloß intentionaler Art im Geiste, sondern in der Realität, in der Wirklichkeit. Das Messopfer ist – ich spreche mit meinem Lehrer Michael Schmaus – „eine sakramentale Epiphanie von Golgotha“ – eine sakramentale Epiphanie von Golgotha. Die Eucharistie ist ein wahres Opfer, weil der am Kreuze geopfert Leib und das am Kreuze geopfert Blut Christi als Opfergaben gegenwärtig werden, die wir, die Kirche, das Volk Gottes, dem Vater darbringen. Wir opfern Leib und Blut Christi, indem wir an jener Hingabebewegung teilnehmen, in der Christus selbst Leib und Blut dem Vater dargebracht hat. Diese Teilnahme wird durch die Eucharistie und nur durch die Eucharistie ermöglicht, insofern sie ein sakramentales Abbild des wirklichen Leidens Christi am Kreuze ist. Das Messopfer ist kein neues, kein zweites Opfer neben dem Kreuzesopfer, es ist das Kreuzesopfer in sakramentaler Gestalt. Christus setzt in der ununterbrochen anhaltenden Kraft seiner Liebe, die ihn auf Golgotha hinaufführte, sein Fleisch und sein Blut und so sich selbst im sakramentalen Symbol gegenwärtig. Christus aktualisiert seinen Opfertod im Messopfer. Christus setzt keinen neuen Akt der Liebe und des Gehorsams gegen den himmlischen Vater, das wäre ja ein neues Opfer, nein, der in geschichtlicher Stunde gefasste Opferwille, den Jesus nie aufgegeben hat, dieser Opferwille tritt in jedes Messopfer ein und verleiht ihm seinen unermesslichen Wert. In der Eucharistie aktualisiert sich das Kreuzesopfer in einer sakramentalen Vollzugsweise. Die Eucharistie ist das von der Kirche funktional gegenwärtig gesetzte Kreuzesopfer. Es ist ein Realgedächtnis, ein Realgedächtnis, das ganz auf das Kreuzesopfer zurückbezogen ist, und deswegen ist die Messe auch ein Opfer als vergegenwärtigende Gedächtnisfeier des Todes Jesu Christi, als anamnetische Repräsentation – das Wort müssen Sie sich merken: anamnetische Repräsentation. Anamnetisch heißt gedächtnismäßige, Repräsentation heißt Vergegenwärtigung. Das einmalige, unüberholbare und unüberbietbare Kreuzesopfer ist im Messopfer gegenwärtig; es wird dargestellt und es wird vergegenwärtigt. Das Messopfer ist eine wirklichkeitserfüllte Darstellung des Kreuzesopfers. Die Messe ist kein neues, kein anderes Opfer, wie Luther meinte, als das Kreuzesopfer, auch nicht dessen Wiederholung oder Ergänzung – denn das Kreuzesopfer braucht keine Wiederholung und Ergänzung –, sondern nur dessen sakramentale Vergegenwärtigung unter verhüllend andeutenden Zeichen.

Das gläubig personale Mitopfern mit Christus ist nicht versuchte Aufrichtung eigener Gerechtigkeit, sondern das Ergreifen und Aktualisieren der Erlösung Jesu heute und hier. Jesus übergibt seine Opfertat und sich selbst als Opfergabe der Kirche, damit sie die zunächst ohne sie vollbrachte Versöhnung sich innerlich zu eigen machen kann. Grund und Zweck der Gegenwärtigsetzung des Geschehens von Golgotha liegen darin, dass die räumlich und zeitlich von dem damaligen Geschehen Entfernten unmittelbar im Hier und Jetzt Zugang zu diesem Opfer gewinnen können. Weit davon entfernt, ein Menschenwerk neben dem Gotteswerk aufzurichten, ist die heilige Messe die Gegenwärtigsetzung des Gotteswerkes. Das Messopfer bezieht seinen ganzen Inhalt, seine Kraft und seine Wirkung aus dem Kreuzesopfer. Es ist ein Bild des Kreuzesopfers, ja, aber ein wirklichkeitserfülltes Bild. Es ist eine Nachahmung des Kreuzesopfers, jawohl, aber eine von seiner Kraft erfüllte Nachahmung. Es ist die im Kultsymbol erfolgende Aktualisierung des Kreuzesopfers. Für diese Opfer, meine lieben Freunde, kündigen wir jede Freundschaft! Für diese Opfer wagen wir jede Schlacht!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das heilige Messopfer (2)

Die Eucharistie als Opfer der Kirche

12.02.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das rechte Verständnis des Messopfers zeigt uns, wie haltlos der Vorwurf ist, das Messopfer verdunkele das Kreuzesopfer oder es richte neben diesem ein zweites Opfer auf. Das Messopfer ist Darstellung und Gedächtnis des am Kreuze vollbrachten Opfers. Das Messopfer ist ein beziehentliches Opfer. Es ruht nicht in sich selbst, sondern es hängt gänzlich vom Kreuzesopfer ab, ja es geht darin auf, das Kreuzesopfer abzubilden und in Beziehung zu ihm zu stehen. Es ist nicht bloß dieselbe Opfergabe und derselbe Opferpriester, sondern auch dasselbe Opfergeschehen. Es ist das jeweils im Hier und Jetzt des kirchlichen Lebens erscheinende Kreuzesopfer. So bleibt die Einmaligkeit des Kreuzesopfers unangetastet, und doch ist die Eucharistie ein wahres Opfer. Sie ist das von der Kirche gefeierte Kreuzesopfer. Zugleich wird deutlich, dass die Kirche in der Eucharistie nicht ein menschliches Opfer neben dem Opfer des Herrn aufrichtet. Luther hat die Messe mit größter Heftigkeit als Menschenwerk verurteilt. In Wirklichkeit ist sie das immer von neuem gegenwärtig gesetzte Erlösungswerk des Herrn. Gerade die Eucharistie ist eine Kundmachung der Kraft und der Reichweite des Kreuzesopfers. Sie ist die Auswirkung und Darstellung des Kreuzesopfers. Sie ist der Modus, also die Weise, durch den das Kreuzesopfer zu seiner Erfüllung kommt. Das Werk Christi innerhalb der Geschichte ist abgeschlossen; Christus stirbt nicht mehr. Die Zukunft führt über das Kreuz nicht hinaus. Aber was Christus getan hat, muss sich entfalten, indem die Menschen von seiner Kraft erfüllt werden. Ein Modus von besonderer Intensität der Erfüllung ist das eucharistische Opfer. Es verdunkelt das Kreuzesopfer nicht, sondern es bringt es zur Erscheinung. Es wird nicht ein Menschenwerk neben der Ehre des Herrn aufgetürmt, sondern die Offenbarung der Ehre des Herrn erfolgt in diesem Opfer. Der Protestantismus ist opferlos, weil er priesterlos ist. Im Protestantismus gibt es keine Priester, und deswegen gibt es auch kein Opfer. Am Kreuze war Christus der Opferpriester, er, der Mittler zwischen Gott und den Menschen. In vorbehaltloser Liebe und in letzter Gehorsamsbereitschaft hat er seinen Leib freiwillig dem Vater hingegeben. Er hat am Kreuze sein Priestertum ausgewirkt und bleibt der Hohepriester unseres Bekenntnisses auf ewig. Er hat seine priesterliche Tätigkeit nicht abgeschlossen, sondern er übt im Allerheiligsten des Himmels einen immerwährenden Priesterdienst aus als Mittler des Neuen Bundes. Und dieser Dienst vor dem Vater begreift auch Christi Tun in der kirchlichen Liturgie, im Lob und Preis der Kirche in sich. Er übt inmitten der Kirche, der durch die Taufe mit ihm verbundenen Gemeinschaft sein Hohepriestertum aus. Wie jedes andere Sakrament wird auch das eucharistische Opfersakrament durch Christus gewirkt. Er ist der erste, der oberste, der entscheidende Priester. Er ist der Heilswirker, nicht ein Mensch, der im sakramentalen Symbol uns ergreift und in sein eigenes Leben uns hineinzieht. Eigentliches Subjekt – das bitte ich Sie festzuhalten, meine Freunde – der sakramentalen Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers ist der auferweckte Gekreuzigte. Er setzt keine neuen Heilsakte mehr, sondern handelt durch die Kirche. Das kirchliche priesterliche Tun ist ministerielles Tun, also Dienstbereitschaft, Diensttun in bleibender Abhängigkeit

von Christus. Das priesterliche Tun der Kirche ist Dienst an der Konstituierung des Sakramentes, in dem Christus selbst seine ein für allemal vollzogene und voll genügsame Lebenshingabe am Kreuz vergegenwärtigt. Die Konstituierung des Sakramentes ist die Vergegenwärtigung des Opfers Christi. Die Messe ist die Wirklichkeit des Kreuzesopfers in sakramentaler Gestalt.

Christus vollzieht das eucharistische Opfersakrament nicht wie das Kreuzesopfer unmittelbar durch seine menschliche Gebärde, durch die Gebärde seines menschlichen Leibes, sondern durch den Dienst der Kirche, durch das Wort und Tun seines mystischen Leibes. Christus hat die Eucharistie gestiftet und dieses Leidensmysterium der Kirche anvertraut; sie soll es dem Vater darbringen, bis zum Ende dieser Weltzeit, bis zu seiner Wiederkunft. Sie bringt damit dem Vater das dar, was ihr Christus geschenkt hat, nämlich das Kreuzesopfer seines Sohnes. Und dadurch wird es ihr Opfer. Sie kann dem Vater im Himmel das Opfer des Hauptes als ihr eigenes darbringen. Sie wird in die Teilnahme an der Opferbewegung Jesu hineingezogen und tritt so durch Christus vor das Antlitz des Vaters. Christus bleibt der Herr des Opfergeschehens. Die Kirche ist lediglich Dienerin in diesem heiligen Geschehen. Sie opfert, insofern sie von der von Christus vollzogenen Bewegung zum Vater erfasst wird, indem sie sich für die von Christus gewirkte Gegenwärtigung als seine Hand und als seinen Mund benutzen lässt. Die Kirche ist sein Werkzeug, sein Mund und seine Hand, aber so, dass sie dies sein will. Der Priester spielt in diesem heiligen Geschehen die Rolle Christi. Er spricht nicht mehr als er selbst, sondern als Christus. Deswegen sagt er bei der heiligen Wandlung: „Das ist mein Leib“, weil er die Figur, die Gestalt, die Rolle Christi in sich trägt. Christus wird beim eucharistischen Opfersakrament durch den irdischen Priester dargestellt. Christus ist und bleibt der Opferpriester, der im Tun des menschlichen Priesters handelt. Das, meine lieben Freunde, ist das unaussprechliche Glück des katholischen Priesters. Das ist seine unaufhebbare Würde, das ist sein oberster Rang im Reiche Gottes. Der Domprobst von Berlin Bernhard Lichtenberg war ein tapferer Mann, ein mutiger Mann. Er ging in die Versammlungen der Kommunisten und der Nationalsozialisten und verteidigte dort die Kirche. Er hat sein Leben geopfert für den Glauben. Aber wenn Lichtenberg an sein Priestertum dachte, wenn er sprach: „Jetzt darf ich konsekrieren und die Absolution spenden“, da füllten sich seine Augen mit Tränen; so ergriffen war er von seinem Priestertum. Und polnische Priester, die im Konzentrationslager Dachau waren und des Priestertums als Opferdarbringung entbehren mussten, feierten das Messopfer in den Kartoffelfurchen von Dachau.

Christus ist nicht in dem Sinne Opferpriester, dass er sich selbst dem himmlischen Vater neuerdings darbringt und die Kirche an dieser Darbringung teilnehmen lässt, er vergegenwärtigt vielmehr das Kreuzesopfer durch die Kirche als sein Werkzeug und nimmt die Kirche in seine Hingabe auf. Der Opfervollzug besteht also nicht darin, dass er sich dem Vater neuerdings darbringt – das wäre ja ein neues Opfer –, nein, er setzt in der nie unterbrochenen Liebe, die ihn am Kreuze durchglühte, innerhalb der Kirche sein Fleisch und sein Blut im sakramentalen Symbol als Opfergabe gegenwärtig, auf dass die Kirche sie als ihre Opfergabe darbringe, und dass sie in jene Bewegung der Hingabe eingehe, in welcher er in den Tod schritt. Die Eucharistie ist also gewissermaßen die Brücke, die Brücke, auf welcher die Kirche zum Vater geht. Sie wird zwar von Christus immerfort vor das Antlitz des Vaters geführt, aber im Vollzug der Eucharistie verleibt sich auch ihre Hingabe an den Vater. Die Kirche gehört wesentlich zum eucharistischen Opfer. Man darf dieses nicht als das Opfer Christi verstehen, an dem die Kirche nur beteiligt ist, nein, es ist vielmehr das von der Kirche dem Vater im Himmel dargebrachte Opfer Christi. Die Dieseligkeit von Kreuzesopfer und Messopfer steht ebenso fest wie die Tatsache, dass die Eucharistie ein wahres und eigentliches Opfer ist. Das Kreuzesopfer wird gegenwärtig gesetzt, damit die Kirche in sein Geschehen eingehen kann. Sie leistet dies dadurch, dass sie den gegenwärtig gesetzten Leib und das gegenwärtig gesetzte Blut als ihre Opfergabe dem himmlischen Vater darbringt. Die Kirche vermag das, weil sie der Leib Christi ist, weil sie die Braut Christi ist. Ihr Opfer schließt die Bitte in sich, der himmlische Vater möge das Opfer seines Sohnes nicht bloß als dessen persönliches Opfer annehmen und gelten lassen, sondern er möge es annehmen als das Opfer des Hauptes, an dem die Kirche beteiligt ist. Das Opfer der Kirche schließt auch den Glauben und die Zuversicht in sich, dass der himmlische Vater dieses Opfer annehmen wird. Für das eucharistische Opfer ist der Bezug auf die Vergangenheit ebenso wesentlich wie der Bezug auf die Gegenwart. Der Bezug auf die Vergangenheit: auf das Kreuzesopfer Christi, der Bezug auf die

Gegenwart: auf die Kirche. Die Kirche erneuert das Kreuzesopfer. Die Eucharistie ist die sakramentale Erscheinung des Kreuzesopfers und zugleich die Applikation des Kreuzesopfers; Applikation heißt Zuwendung, Zueignung. Wenn die Kirche das Kreuzesopfer gegenwärtig setzt, dann in der Absicht, dass sie sich dieses Opfer aneignen kann, dass dieses Opfer für sie fruchtbar werden kann. Ohne diese Zuwendung entbehrte die Gegenwärtigsetzung des Kreuzesopfers ihres Zielortes und ihres Sinns. Umgekehrt könnte das Kreuzesopfer nicht sakramental zugewandt werden ohne seine Gegenwärtigsetzung. Relation und Applikation im Messopfer durchdringen sich gegenseitig. Die Eucharistie ist das von der Kirche dem himmlischen Vater zur Förderung der Gottesherrschaft und zum Heil der Menschen im sakramentalen Symbol dargebrachte Kreuzesopfer.

Das Konzil von Trient erklärt, dass die Kirche als Braut Christi es ist, der der Herr das eucharistische Opfer anvertraut hat. Da ist von der Kirche als Gemeinschaft die Rede. Die Eucharistie ist also nicht bloß das Opfer einiger herausgehobener Glieder, sondern das Opfer des ganzen Wir der Kirche. Die ganze Kirche dient Christus bei der Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers als Werkzeug, die ganze Kirche vollzieht hierbei priesterliche Dienste. Aber die Gemeinschaft handelt immer durch die Einzelnen. Wenn die Kirche Eucharistie feiert, tut sie es als Gemeinschaft, aber sie tut es durch ganz bestimmte Glieder. Es ist von Anfang an Überzeugung der Kirche, dass Christus mit den Worten: „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ die Apostel zu Priestern einsetzte und ihnen zugleich ihre wichtigsten priesterlichen Vollmachten übertrug. Diese wurden von ihnen den Nachfolgern, Bischöfen und Priestern, weitergegeben, und so ist es ein Glaubenssatz der Kirche: Nur der Amtspriester kann das eucharistische Opfersakrament gültig vollziehen. Dennoch sind alle Glieder der Kirche am Opfer beteiligt. In dem von Christus ermächtigten Priester opfert die kirchliche Gemeinschaft als solche. Der Priester stellt Christus dar, aber er vertritt auch die ganze Gemeinde. Jedes Glied der Kirche ist am eucharistischen Opfer beteiligt, freilich nach Maßgabe seiner inneren Beteiligung. Dass die an der Eucharistie Teilnehmenden wirklich als Opferer beteiligt sind und damit ihren priesterlichen Charakter auswirken, tritt überall dort in Erscheinung, wo in der heiligen Messe nicht das Ich des Priesters, sondern das Wir des Leibes Christi als Opferer auftritt. Denken Sie an das wunderbare Gebet, das der Priester anstimmt, wenn er die Opfertgaben von Brot und Wein dargebracht hat. Da wendet er sich an die Gottesdienstteilnehmer und sagt: „Betet, Brüder, dass **mein** und **euer** Opfer wohlgefällig werde bei Gott, dem allmächtigen Vater“ – mein und euer Opfer. Vor der Wandlung heißt es: „Nimm dieses Opfer von uns an, deiner Dienerschaft (Priester), aber auch von deiner ganzen Familie“ – auch von deiner ganzen Familie. Und nach der Wandlung heißt es wieder: „Daher sind wir denn eingedenk, Herr, wir, deine Diener, aber auch dein heiliges Volk, des heilbringenden Leidens deines Sohnes.“

Lange Zeit hat sich die Teilnahme der Gläubigen am eucharistischen Opfersakrament verleiblicht in der Bereitstellung der Gaben. Man brachte vor allem Brot und Wein, aber auch andere Dinge, deren Segnung in die Eucharistie einbezogen wurde. Es wurde besonderes Gewicht darauf gelegt, dass die zum Opfer notwendigen Elemente (Brot und Wein) immer von den Gläubigen gebracht wurden. Der Bischof Cyprian tadelt den Reichen, der nichts mitgebracht hat, aber dann vom Opfer genießen will. Die Gabendarbringung wurde allmählich rituell ausgestaltet. Man trug sie zum Altar oder man ließ sie zum Altar bringen. Das Opferdarbringen in der Kirche war noch bis zum 11. Jahrhundert nachweisbar. Papst Gregor VII. erklärte auf dem Laterankonzil von 1079: „Jeder Christ soll zur Messfeier etwas opfern.“ In dieser Beisteuer für das eucharistische Opfer fand die Mitfeier der Gläubigen einen lebendigen Ausdruck. Wenn sie zur Eucharistiefeyer gingen, da betraten sie zunächst ihre Vorratskammer, holten Brot und Wein hervor und trugen diese Gaben auf den Altar als Sinnbilder ihrer selbst. Diese Gaben wurden dann in den Leib und das Blut Christi verwandelt, und so gingen die Spender in der Verwandlung der Gaben ein in den Tod Christi. Deutlicher konnte die Teilnahme am Opfer nicht dargestellt werden. Diese Gabendarbringung wurde nicht bloß als eine Last, sondern auch als ein Recht empfunden. In ihr übten die Gläubigen ihr königliches Priestertum aus. Wer nicht zum Leibe Christi gehörte oder wer sich der Zugehörigkeit als unwürdig erwiesen hatte, der wurde nicht zur Opferdarbringung zugelassen. Der Bischof Ambrosius von Mailand schloss den Kaiser Theodosius von der Opferdarbringung aus, weil er ein Verbrechen begangen hatte. Der Bischof Gregor von Nazianz verbot dem arianisch gesinnten Kaiser Valens an der Opferdarbringung teilzunehmen; er hatte sich durch sein Abweichen vom Glauben dieser Ehre als unwürdig erwiesen.

Heute ist dieser Brauch nicht erloschen. Da steht das Körbchen. In dieses Körbchen legen Sie Ihre Gabe, es soll eine Opfergabe sein, es soll Ihre Beteiligung am Opfer dokumentieren. Mit Ihrer Gabe sollen Sie bezeugen, dass Sie sich mit Christus, dem Geopferten, vereinigen. Eine andere Weise, am Opfer Christi sich durch eine Gabe zu beteiligen, ist das Messstipendium. Mit dem Messstipendium, meine lieben Freunde, wird nicht die Messe gekauft; die Messe ist unverkäuflich, ihr Wert überragt jeden irdischen Wert. Es ist absoluter Unfug, vom Kaufen einer Messe zu sprechen, wie es Luther getan hat, um uns ins Unrecht zu setzen. Die Hingabe eines Messstipendiums ist eine Opfergabe, eine Opfergabe für eine heilige Messe, mit der Bitte, dass der Priester sie seinem Messopfer zuordnet und dass er in der bestimmten Absicht (Intention) das Messopfer darbringt, nicht zum Schaden und Verlust anderer. Das Messopfer ist unendlich reich, es ist unausschöpflich, aber es wird eben für den Messstipendiengeber in besonderer Weise dargebracht, ohne andere auszuschließen. Sein Anliegen wird eigens vor Christus, dem Opferer, genannt. Natürlich kann man Gott kein Geldopfer darbringen. Deswegen muss die Kirche, nachdem das Opfer dargebracht ist, eine Bestimmung treffen, was damit zu geschehen hat. Es gibt Länder, in denen leben die Priester von den Messstipendien, haben keine sonstigen Einnahmen.

Wie die Eucharistie das Gedächtnis des Herrenleidens durch die kirchliche Gemeinschaft ist, wie sie also wesentlich dadurch bestimmt ist, dass sie kirchliche Gemeinschaftsfeier ist, so ist umgekehrt die Kirche wesentlich dadurch geprägt, dass sie in der Eucharistie das Herrenleiden begeht. Wenn man die Kirche nach ihrem tiefsten Wesen bestimmen will, dann kann man sagen: Sie ist die Gemeinschaft derer, die das Herrenleiden feiern und das Herrenmahl genießen. Die Kirche ist nicht nur die Darbringerin des eucharistischen Opfers, sie ist auch die dargebrachte Gabe, denn sie ist ja der Leib Christi. Wenn von der Kirche Fleisch und Blut des Herrn dargebracht werden, so bringt sie sich in der Hinopferung des Hauptes selbst dem Vater dar. Tatsächlich hat ja Christus schon im Kreuzesopfer mit seinem eigenen Leibe die ganze Schöpfung, deren Haupt er ist, dem Vater dargebracht. Die gesamte erlöste Gemeinde war als ein allumfassendes Opfer gegenwärtig, als Christus seinen eigenen Leib dem Vater darbrachte. Christus ist Priester, er ist Opferer und Geopferter. Das Mysterium dieses Geschehens sollte nach seinem Willen das tägliche Opfer der Kirche sein. Sie ist der Leib, dessen Haupt er ist. Die Kirche lernt in diesem Opfer, sich selbst zu opfern. Ja, das ist es, meine lieben Freunde, das ist es, was wir in der heiligen Messe lernen sollen: uns mit Christus im Vollzug unseres täglichen Lebens zu opfern. Opfergeist ist das Christlichste am Christentum.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Geschichte des Protestantismus (1)

Martin Luther

19.02.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unsere evangelischen Mitbürger feiern in diesem Jahre den Beginn der Entstehung ihrer Religion. Wir können an ihrem Fest nicht achtlos vorrübergehen. Wir leben und arbeiten mit ihnen zusammen, und wir müssen uns Kenntnis verschaffen, wie die sog. Reformation vor sich gegangen ist und was sie ihnen verschafft hat. Am 31. Oktober 1517 trat der Augustinermönch Martin Luther in Wittenberg mit 95 Thesen an die Öffentlichkeit. Sie richteten sich gegen kirchliche Einrichtungen wie den Ablass, aber im Grunde gegen die Heilsgewalt und gegen die hierarchische Ordnung der Kirche. Seine Thesen waren in vierzehn Tagen in ganz Deutschland verbreitet. Seine Ansichten waren teilweise berechtigt, teilweise verdächtig, teilweise häretisch. Dass allein der Glaube den Sakramenten die Kraft verleihe, wie er behauptete, ist eindeutig häretisch. Der Ablassstreit war nicht die Ursache, sondern nur der Anlass für Luthers Auftreten. Seine geistige Entwicklung von der Kirche weg war abgeschlossen, als er in die Öffentlichkeit trat. Schon im Römerbrief von 1515 sind seine irrigen Vorstellungen zu greifen. Seine eigene Lehre war jedenfalls Ende des Jahres 1518 vollendet. Er besaß ein außerordentlich starkes Selbstbewusstsein; er sah sich als den Entdecker des wahren Evangeliums, das die Kirche vierzehnhundert Jahre lang nicht verstanden hat. Am 9. Mai 1518 schrieb er, vor ihm habe man nichts von Christus und vom Evangelium gewusst. Er sah sich als den größten Lehrer, der seit den Zeiten der Apostel aufgestanden sei.

Luthers Entdeckung bestand in folgendem: Der Mensch ist infolge der Erbsünde durch und durch böse. Das Streben nach Reinigung von der Sünde und innerer Heiligung ist verkehrt und vergeblich. Aber Gott bietet dem Menschen eine fremde, nämlich seine eigene Gerechtigkeit an. Er braucht sie sich nur zuzurechnen, dann wird sie sein eigen. Das, was Christus auf Erden für uns getan und gelitten hat, ist dieses Kleid der Gerechtigkeit, in das sich der Mensch nur zu hüllen braucht, um seine Schuld- und Sündhaftigkeit zuzudecken und von Gott für gerecht erklärt zu werden. Also dem Menschen obliegt lediglich die Pflicht, Christi Leistung durch einen Akt des Glaubens sich zuzurechnen und sich im Vertrauen auf diese fremde, aber jetzt seine gewordene Gerechtigkeit vor Gott darzustellen. Die Gerechterklärung des Menschen – also das, was wir Katholiken heiligmachende Gnade nennen – ist an keine ethischen Bedingungen geknüpft als an das Bewusstsein der eigenen Schuld und Ohnmacht und an die Erkenntnis, dass die Zurechnung der Gerechtigkeit Christi der von Gott bestimmte Weg der Errettung sei. Nach Luther spricht Christus zum Menschen: Du bist nicht fromm, aber ich habe alles für dich getan, du brauchst dir nur diese meine Leistung zuzurechnen. Aus dieser Entscheidung quillt alles andere, was Luther vertreten hat. Sie spüren, dass mit dieser Abstellung auf den Glauben allein die ganze Kirche überflüssig wird; die Hierarchie, die Sakramente, das Bußwesen, alles wird im Grunde überflüssig.

Luther war Mönch. Der Vater wollte, dass er Rechtswissenschaft studiert, und das hat er auch zunächst getan. Aber als er in Erfurt bei einem Gewitter in Gefahr geriet, da gelobte er, ein Mönch zu

werden, und dieses Gelübde hat er gehalten. Wenige Tage später trat er in das Augustinerkloster zu Erfurt ein. Sein Entschluss war übereilt und unangemessen. Es fehlte ihm an den Eigenschaften und Tugenden, die für ein gedeihliches Ordensleben unerlässlich sind, vor allem Einordnung und Unterordnung. Er vermochte diese Tugenden auch nicht zu erwerben. Von Anfang an fiel er durch seine selbstbewusste und verwegene Sprache auf. Rechthaberei und Streitsucht konstatierten seine Ordensbrüder. Er war leidenschaftlich, unnachgiebig, unversöhnlich. Nach nicht einmal zwei Jahren, 1507, wurde er zum Priester geweiht. Er war weder spirituell und asketisch geformt noch philosophisch und theologisch gebildet. Aber er war begabt, redegewandt, und so setzte man ihn im Kloster für mannigfache Tätigkeiten ein. Im wachsenden Drang seiner Aufgaben vernachlässigte er das klösterliche und priesterliche Pflichtenbündel. Im Jahre 1516 schrieb er an einen Freund – ich lese es wörtlich vor: „Ich hätte fast zwei Schreiber nötig. Ich tue fast nichts tagsüber, als Briefe schreiben. Dabei bin ich Konventsprediger, muss bei Tische predigen und werde täglich zum Predigen in der Pfarrkirche begehrt. Ich bin Regens des Studiums (der jungen Brüder) und bin Vikar, das will sagen: elfmal Prior (nämlich für die 11 Klöster, für die er zuständig war). Ich bin verantwortlich für die Abfuhr der Fische aus dem Leitzkauer Teiche und muss die Streitsache der Herzberger Mönche in Torgau führen. Ich lese über Paulus, sammle die Erklärungen zum Psalterium und schreibe die längste Zeit Briefe. Selten habe ich die nötige Zeit, um die kanonischen Tagzeiten zu verrichten und die Messe zu zelebrieren, abgesehen von den mir eigentümlichen Versuchungen mit dem Fleisch, der Welt und dem Teufel.“ Er unterließ also damals fast immer das Chorgebet und das Breviergebet, ebenso die Feier des Messopfers oder verrichtete diese Übungen in größter Eile, um wieder zu seinen Geschäften zu kommen. Am 4. Februar 1520 schrieb er: „Ich weiß recht wohl, dass ich nicht so lebe, wie ich lehre.“ In diesem Jahre gesteht er, in einem weltlichen Wirbel von Arbeit und Zerstreungen zu leben, durch Gesellschaften und Teilnahme an Gastereien abgelenkt und in die Unmäßigkeit, den Kitzel, die Nachlässigkeit verwickelt zu sein. Selbst von der Wartburg schreibt er im Juli 1521: „Ich bete sehr wenig.“

Luther war Lehrer für Theologie. An der neu errichteten Universität zu Wittenberg lehrte er Bibelkunde, Auslegung der Bibel und bediente sich auch der Schriften des Augustinus. Er war kein gründlich gebildeter Theologe. Die Theologie der Vorzeit war ihm nur in wenigen und den schlechtesten Vertretern bekannt. Den heiligen Thomas von Aquin hat er geradezu verachtet. Denifle, der ein Buch über ihn geschrieben hat, nennt ihn einen „Halbwisser“ und „Halbgebildeten“. Kein Theologe kommt ohne philosophische Kenntnisse aus. Luther war in der Philosophie nur wenig, eng begrenzt und einseitig ausgebildet. Was er kannte, das waren die schlechtesten Philosophen des Mittelalters. Aber er war dreist. Er veröffentlichte seine Schriften ohne sorgfältige Vorbereitung und tiefgreifendes Studium. Er schüttete alles vielmehr in einer beständigen Erregung heraus, was ihm in die Finger kam. Eine Zeitlang beschäftigte er vier Buchdrucker gleichzeitig. Er schrieb in atemloser Eile, er nahm sich nicht die Zeit, einen fertigen Entwurf zu revidieren, zu korrigieren oder zu bearbeiten. Selbst die großen reformatorischen Schriften sind voll von Unklarheiten, Widersprüchen und Nachlässigkeiten in der Disposition; abgesehen einmal von seiner ständigen Übertreibung. Umso mehr war er von sich selbst überzeugt. Seine Auslegung der Heiligen Schrift, behauptete er, sei die einzig richtige, alle anderen sind nicht nur falsch, sondern können nur wider den guten Glauben und wider die bessere Überzeugung vorgebracht werden. Er war von Anfang an und niemals bereit, seine Ansichten zu widerrufen. Er entschied, was Gottes Wort ist. Dem Papst sprach er die Unfehlbarkeit ab, aber für sich nahm er sie in Anspruch. Um sich unangreifbar zu machen, behauptete er, er habe seine Lehre unmittelbar von Gott empfangen.

Das Luthertum ist die Frucht der inneren Entwicklung des einen Menschen Martin Luther. Seine Lehre ist aus persönlichen Motiven geboren und auf seine seelischen Zustände zugeschnitten. Die Erfahrung der bösen Begierlichkeit und der Selbstverfangenheit des Ich war grundlegend für seine Heilslehre. Die fleischliche Begierde und sein teilweise aussichtsloser Kampf dagegen erklären seine Skrupulosität und seine Anfechtungen in der Klosterzeit. Von der Wartburg, 1521, schrieb er an seinen Freund Melanchthon: „Ich brenne von großen Feuern meines ungezähmten Fleisches. Ich glühe von Leidenschaft des Fleisches.“ An dieser Stelle hat er lateinisch geschrieben, gebrauchte das Wort „Libido“, das ist der Fachausdruck für die geschlechtliche Begierde. Ein amerikanischer Autor führt Luthers Lehre vom Glauben allein und vom unfreien Willen auf die von ihm als unüberwindlich

angesehene böse Begierlichkeit zurück. Wille und gute Werke sind dagegen machtlos, der Mensch ist verloren, wenn Gott ihn nicht aus freier willkürlicher Gnade errettet. Sämtliche Berufspsychiater finden an Luther pathologische Merkmale. Der dänische Psychiater Reiter bescheinigt ihm Neurosen und Psychosen. Zwei deutsche Psychiater fanden, dass er an manisch-depressiver Psychose litt und dass ihn die Depression zur Lehre vom Glauben allein geführt hat. Seelisch war er in einem ständigen schwankenden Zustand zwischen Schlagkraft, Siegesgewissheit und Selbstgefühl einerseits, Depression, Hemmung, Unruhe und Unsicherheit andererseits. Das Luthertum ist so das Resultat der seelischen Entwicklung seines Urhebers.

Im Jahre 1518 leitete der Heilige Stuhl ein Verfahren gegen Luther ein wegen Verdachts der Häresie. Er wurde vom Kardinallegaten Cajetan in Augsburg vernommen. Die Vernehmung blieb ergebnislos, Luther lehnte den Widerruf ab und entfloh. Er wusste bei dem Echo auf seine Thesen von Anfang an, dass er von mächtigen weltlichen Herrschern gedeckt und geschützt war. Als der Kardinal Cajetan seine Auslieferung verlangte, lehnte das der Kurfürst von Sachsen Friedrich ab und hat es bis zu seinem Tode dabei belassen. Luther war niemals in Gefahr, gerichtlich belangt zu werden. Er schritt weiter auf dem Wege des Abfalls. Auf der Disputation in Leipzig, 1519, leugnete er den Primat des Papstes und die Unfehlbarkeit der Konzilien. Der Papst wurde ihm allmählich zum Antichristen, d.h. zum Widersacher Christi, der mit der Kraft des Satans die Menschen verführt und das Evangelium verfälscht. Das lesen, meine lieben Freunde, unsere evangelischen Christen heute noch in ihren Bekenntnisschriften: Der Papst ist der Antichrist. Luther wusste, wo er Unterstützung für seine Sache finden konnte. In der Schrift an den Adel der deutschen Nation forderte er die Fürsten auf, die Kirche nach seinen Vorstellungen zu reformieren, also: ein Nationalkonzil einzuberufen, einen deutschen Primas aufzustellen, die Abgaben nach Rom einzustellen, den Zölibat, die Seelenmessen, die Wallfahrten, die Bruderschaften abzuschaffen, die Feiertage aufzuheben oder auf den Sonntag zu verlegen, die Fastengebote zu beseitigen, das Kirchenrecht zu ändern oder zu eliminieren, d.h. er lieferte den weltlichen Machthabern die Kirche aus. Und noch im selben Jahre warf er die Schrift von der „Babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ auf den Markt. Darin bezeichnete er die Kommunion unter einer Gestalt, die Lehre von der Wesensverwandlung und den Opfercharakter der Messe als Gefangenschaft, nämlich im Irrtum. Als Sakramente ließ er nur noch gelten Taufe und Abendmahl. Die Priesterweihe ließ er fallen, die Ehe gab er als eine weltliche Angelegenheit aus; wie Haus und Hof und Wirtschaft, so sei die Ehe zu betrachten. In Rom wurde Luthers Sache weiterverhandelt. Man war dort zuverlässig über seine Ansichten unterrichtet. In der Bulle *Exsurge Domine* vom 15. Juni 1520 wurden 41 irrige Sätze Luthers verurteilt, und er wurde zum Widerruf innerhalb von 60 Tagen aufgefordert. Luther antwortete auf seine Weise. Am 17. November 1520 nannte er Papst Leo – der übrigens persönlich ein würdiger und frommer Papst war, der freilich die in Deutschland vor sich gehende religiöse Revolution nicht durchschaute – einen verstockten, verdammten Ketzer und Abtrünnigen, einen Feind und Unterdrücker der Heiligen Schrift, einen Verräter, Lästler und Schmäher der heiligen christlichen Kirche. Und am 10. Dezember 1520 verbrannte er unter dem Jubel der Studenten vor dem Elstertor in Wittenberg die päpstliche Bulle und die kirchlichen Rechtsbücher. Damit drückte er aus, dass er alle bisherigen Rechtsverhältnisse und Einrichtungen aufgeben hatte und eine neue kirchliche Genossenschaft zu bilden entschlossen war. Am 3. Januar 1521 verhängte der Heilige Stuhl über ihn die Exkommunikation. Jetzt war der Staat gefordert, denn nach den deutschen Reichsgesetzen musste ein Exkommunizierter auch vom Staate die höchste Strafe empfangen, nämlich die Reichsacht, kraft derer er von jedem ergriffen und vorgeführt werden konnte. Aber die Fürsten zögerten, die Reichsacht zu verhängen.

Luther wurde eine erneute Anhörung gestattet in Worms. Er freute sich, vor den Fürsten und dem Adel, unter denen er ja viele Anhänger zählte, als Bekenner seiner Lehre auftreten zu können. Im Bewusstsein persönlicher Sicherheit – der Kaiser hatte ihm einen Geleitsbrief ausgestellt – und gewaltiger Popularität bewegte er sich auf der Versammlung in Worms mit unerbittlichem Trotz und ohne jede Neigung zum Entgegenkommen. Er wusste, der Papst ist ohnmächtig und der Kaiser ist es ebenso. Die Worte „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“ hat er nie gesprochen; sie sind ihm in den Mund gelegt worden, nachträglich. Er lehnte also den Widerruf ab, und schließlich nach der Abreise vieler Fürsten wurde in Worms die Reichsacht über ihn ausgesprochen. Er war also an sich vogelfrei.

Aber die Reichsacht ist nie durchgeführt worden. Das Edikt von Worms blieb totes Papier. Er lebte weiter völlig unbehelligt in seinem Wittenberg. Mit diesen Ereignissen war die Entstehung der neuen Religion abgeschlossen. Was nachher kam, war die Verbreitung des Abfalls. Auf der Rückreise von Worms wurde Luther auf Anordnung seines Landesherrn zum Schein überfallen und zu seinem Schutze auf die Wartburg gebracht. Der Fortgang seiner Lehre wurde dadurch nicht behindert. Luther entfaltete eine beinahe unheimliche Arbeitskraft in der Verfassung kirchenfeindlicher Schriften. Seine Hetze gegen die Gelübde entvölkerte die Klöster. Das Messopfer schmähte er als Abgötterei, d.h. als Götzendienst. Er war überzeugt: Wenn die Messe niedergeworfen wird, ist das Papsttum niedergeworfen. Sein Selbstbewusstsein steigerte sich zum Gefühl göttlicher Sendung. Er ließ nur seine eigene Vorstellung gelten. Zwar kamen ihm Bedenken und Zweifel, aber er tat sie ab als Anfechtungen des Satans. Seine Anhänger setzten seine Ideen in die Praxis um, er kehrte nach Wittenberg zurück, nahm die Vorlesungen wieder auf, ordnete den Gottesdienst und lehrte als Geächteter und Exkommunizierter ohne jede Behinderung bis zu seinem Tode. Im Dezember 1524 legte er das Ordenskleid ab, das er bis dahin getragen hatte; bis dahin trat er als Mönch auf, obwohl er die Gelübde schon Jahre vorher verdammt hatte, nämlich zur Täuschung der Menschen. Am 13. Juni 1525 heiratete er Katharina von Bora, eine aus dem Zisterzienserkloster Nimbschen entwichene Nonne. Der Reichstag von Speyer, 1526, sanktionierte die lutherische Auflehnung gegen die Kirche und ihren Glauben, und damit war die Spaltung vollendet.

Luthers Erwartung, die gesamte Bevölkerung werde sich seiner Lehre zuwenden und die katholische Kirche werde verschwinden, erfüllte sich nicht. Diese Kirche besann sich, sammelte ihre Kräfte und schritt zu einer wahren Erneuerung. Luthers Zorn kannte keine Grenzen. Als das Konzil von Trient einberufen wurde, 1545, ließ er die Schrift ausgehen: „Wider das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet.“ Darin spricht er den Papst an als „seine Höllischkeit“, statt seine Heiligkeit – seine Höllischkeit. Er verhunzt seinen Familiennamen Farnese zu Farzesel. An weiteren Titeln für den Papst hält er bereit: Lügenmaul, Statthalter des Teufels, Satanissimus. Er weiß auch, was der Papst und die Kardinäle verdient haben. Er schreibt: Man solle ihnen die Zungen hinten zum Halse herausreißen oder sie bei Ostia ins Meer werfen, nachdem man ihnen das Gesicht mit Keulen zerschlagen hat, oder man solle ihnen die Haut über die Köpfe streifen. Mit solchen Gedanken ist Luther aus dieser Welt geschieden. Meine lieben Freunde, wir respektieren unsere evangelischen Mitbürger, die in diesem Mann den Stifter ihrer Religion verehren, aber wir vermögen ihnen nicht zu folgen. Ein katholischer Christ kann kein Lutherverehrer sein. Wer in dieser Weise unsere Kirche schmäht, ihre Einrichtungen verwirft, ihre Lehre verdammt, ihre Glieder beschimpft, dessen kann man nicht mit Dank und Anerkennung gedenken. Die bleibenden Wirkungen von Luthers Auftreten sind Ihnen bekannt: religiöse Spaltung in Deutschland, in Europa und darüber hinaus, Zwietracht im eigenen Lande, ein 30jähriger blutiger Krieg, der $\frac{1}{3}$ der Bevölkerung Deutschlands auslöschte. Unsere Sehnsucht und das Ziel unserer Gebete kann nur sein, dass die getrennten Brüder und Schwestern zur Mutterkirche zurückkehren, die ihre Vorfahren zu ihrem eigenen Schaden verlassen haben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Geschichte des Protestantismus (2)

Die Mittel des Abfalls

26.02.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Bewegung, die der Augustinermönch Martin Luther entfacht hatte, war erfolgreich. Um 1570 waren etwa sieben Zehntel der deutschen Bevölkerung protestantisch. Wie erklärt sich dieser Abfall? Von protestantischer Seite wird auf die Kraft des von Luther angeblich neu entdeckten Evangeliums verwiesen. Damit wird an einer Legende gewoben. Ihre Unhaltbarkeit ist schon daran zu erkennen, dass nur wenige seiner Anhänger ihn überhaupt verstanden haben. In den Spannungen der Zeit griff vielmehr jeder aus seiner Lehre das heraus, was ihm passte. Der große Anschluss an Luthers Bewegung geschah aus ganz anderen Motiven, die nicht zum Mindesten ungeistiger, oft rein materieller Art waren. Ich will heute und an den kommenden Sonntagen versuchen, Ihnen die Ursachen der Ausbreitung des Luthertums vor Augen zu führen.

Die Religionsstiftung Luthers wurde als notwendige Reform der katholischen Kirche ausgegeben. Niemand bestreitet, dass es in der Kirche zu Beginn des 16. Jahrhunderts Missstände gab. Es existiert überhaupt keine Periode der Kirchengeschichte, in der es keine Missstände gegeben hätte. Missstände sind Abweichungen von dem Wesen oder von der Norm einer Einrichtung; ihre Abstellung verlangt die Korrektur. Die Kirche bedarf immer der richtig verstandenen Reform. Es gab also auch am Anfang des 16. Jahrhunderts in der Kirche vieles zu bessern, angefangen vom Heiligen Stuhl in Rom bis zum letzten Leutpriester in Sachsen. Aber die Missstände dürfen nicht übertrieben werden. Der evangelische Historiker Johannes Haller, dessen Bücher ich in meiner Jugend mehrfach gelesen habe, schreibt: „Es berechtigt uns nichts, von einem religiösen und sittlichen Verfall der Kirche zu Beginn des 16. Jahrhunderts zu reden.“ Ich wiederhole: Es berechtigt uns nichts, von einem religiösen und sittlichen Verfall der Kirche zu Beginn des 16. Jahrhunderts zu reden. Luther aber bediente sich der Missstände. Er benutzte sie, um eine neue Kirche zu schaffen. Er missbrauchte das Versagen von Menschen, um die Einrichtungen zu Fall zu bringen, die durch menschliche Schwäche teilweise verunstaltet waren. Er unternahm es also nicht, Pflichtverletzungen zu beseitigen, Unsitten zu beheben, sondern er änderte den Glauben und setzte an die Stelle der katholischen Kirche eine Kirche nach seinem Verständnis. Die Gläubigen der damaligen Zeit meinten, es sei Luther darum zu tun, Auswüchse, Übelstände, Unsitten zu beseitigen, und so begrüßten sie sein Vorgehen. Denn gerade die eifrigen Gläubigen, die Reformfreunde wollten ja, dass sich die Kirche zum Guten wandelt. Allerdings gab es schon von Anfang an Geistliche und Laien, die Luthers Bewegung durchschauten und erkannten, dass seine angeblichen Besserungen Abschaffungen waren. Johannes Fabri fragte im Jahre 1522 Luther, warum er nicht durch Mahnungen und Schriften die Konkubinen der gesunkenen Geistlichen entfernt habe. Es sei vielmehr offensichtlich seine Absicht, dem Volke nach Gefallen zu reden, damit seine Verteidiger zunehmen.

Es ist eine allgemeine Erfahrung: Wer gegen Behörden und Obrigkeiten angeht, darf bei vielen Menschen auf Beifall rechnen. Die Unzufriedenheit mit Regierungen ist weit verbreitet, eine gängige

Erscheinung. Wer gegen die Autorität auftritt, ist immer populär. Luther tat es mit dem Schein moralischer Autorität. Er tat es aus vermeintlicher Sorge um die Kirche, und er tat es in beispiellos kecker Form mit Ironie, Hohn und Spott und Herabziehung der Gegner ins Lächerliche; das brachte ihm Beifall. Er wurde der wahre Volksmann, der Vorkämpfer für die Massen, der Erlöser aus aller Not. Wir Älteren haben es erlebt, wie in ähnlicher Weise Adolf Hitler in die Rolle eines Erlösers hineinwuchs und wie die Massen von ihm fasziniert waren, denn er versprach die Beseitigung der damaligen Notlage des Volkes. Luther verstand es, die latente Abneigung gegen Vorgesetzte in offene Ablehnung zu verwandeln. Sein rücksichtsloses Vorgehen gegen Papst, Bischöfe, Geistliche brachte ihm den Beifall der Massen. Am meisten flogen ihm natürlich zu die jungen Menschen, die Studenten, die Schüler, die unteren Schichten des Volkes. Je weniger sie denken, desto zugänglicher sind sie für Spott und Unflät. Eine ebenso durchgängige Erscheinung ist die Voreingenommenheit vieler, ja der Mehrzahl der Menschen für alles Neue. Das Neue ist eben besser als das Alte, so meinen sie. Das Neue ist das Moderne, das Fortschrittliche, und das muss man annehmen. „Sie müssen mit der Zeit gehen“, sagte einmal ein Nachbar zu mir. Alles Neue, alles Moderne, alles Zeitgemäße übt auf die Menschen eine starke Anziehungskraft aus, und Luthers Religion war neu. Sie war nicht mehr katholisch, sie war eine neue, eine andere Religion. Er kannte das gärende Verlangen nach Neuem, nach Änderung, und er kam ihm entgegen, indem er alles das beseitigte, was den Menschen beschwerlich war. Ideen wirken nur, wenn sie verbreitet werden. Dafür gab es im 16. Jahrhundert ein neues Mittel, nämlich den Buchdruck. Der Buchdruck hatte wesentlichen Anteil daran, dass das Luthertum sich mit phantastischer Schnelligkeit ausbreitete. Luthers Schriften trugen seine Botschaft in 14 Tagen bis an die Grenzen des Deutschen Reiches. Eine Schrift nach der anderen warf er auf den Markt; er beschäftigte zeitweise vier Buchdrucker. Die ungewöhnliche Gabe der Darstellung, die er seiner mächtigen Phantasie verdankte, und die außerordentliche Leichtigkeit im Gebrauch der deutschen Muttersprache, die ihm eigen war, trugen nicht wenig dazu bei, ihn beliebt zu machen.

Vor allem aber verdankt der Protestantismus seine Verbreitung seiner Lehre, einer Lehre, die sich vom katholischen Glauben durch weitgehende Nachgiebigkeit gegenüber der intellektuellen und ethischen Schwäche der Menschen auszeichnet. Es war die Lehre vom Glauben allein. Man braucht nur zu glauben, dass Jesus Christus für uns Sühne und Genugtuung geleistet hat, dann darf man des Heiles gewiss sein. Allein der Glaube, als Vertrauen verstanden, ist notwendig für die Rechtfertigung und für das Heil. Der Sünder ist gerechtfertigt und wird gerettet vermögen einer Amnestie unter der Hülle der Verdienste Christi. Der bloße Glaube ergreift die ganze Fülle der Genugtuung des Erlösers, darüber hinaus braucht es nichts. Die Religion wurde billig. Luther predigte einen wunderbar einfachen und leichten Weg zum ewigen Leben, nämlich den Weg des Glaubens. Die frohe Botschaft besteht darin, dass das Gesetz bereits erfüllt ist, nämlich durch Christus; es ist also gar nicht notwendig, es zu erfüllen. Notwendig ist nur, Christus durch den Glauben anzuhängen. Das war eine fröhliche Botschaft. Nicht durch Anstrengung, durch Buße und Besserung wird der Mensch vor Gott gerecht und des ewigen Heils gewiss, sondern auf leichte und bequeme Art, nämlich durch einen bloßen Akt der gläubigen Annahme und des Sichzurechnens der Heiligkeit Christi. Es ist kein Wunder, dass viele Menschen diesem Manne zuliefen.

Großen Erfolg hatte er auch mit seiner Lehre von der Freiheit des Christen, von der angeblichen Freiheit des Christen. Er hatte es vorgemacht, was diese Freiheit vermag. Er war gegen die Kirche, gegen das Papsttum, gegen das Kaisertum aufgestanden, und es war ihm nichts passiert. Er hatte die universalen Mächte in seine Schranken gefordert und war unbehelligt, ja Sieger geblieben. Er hatte diese Freiheit weiter in Anspruch genommen, um sich von den Banden seiner Gelübde und der klösterlichen Disziplin zu befreien; er war ein entsprungener Mönch. Er hatte das Joch des Zölibates abgeworfen und sich mit einer ehemaligen Nonne verheiratet. Wahrhaftig, Luther zeigte, wie die von ihm verkündigte Freiheit in der Praxis aussehen konnte. Und das vermachte er seinen Anhängern. Er befreite sie vom Gesetz und von der äußeren Autorität und gab die Gewissen frei. Luther stellte das Gewissen auf sich selbst oder auf seine eigene Auslegung der Heiligen Schrift. Nach ihm erhebt jeder aus der Schrift für sich selbst, was er tun darf und was er tun soll. Wenn einer den Antrieb des Geistes verspürt, dann wird erlaubt, was bisher als sittlich unerlaubt galt. Es gibt keine unverbrüchlichen, für immer und immer geltenden Gesetze im sittlichen Bereich. Dass jemand mehrere Ehefrauen hat, wi-

derspricht nach Luther nicht der Heiligen Schrift. Das war selbst seiner Frau zu viel. Sie sagte: Wenn das stimmt, dann gehe ich wieder zurück ins Kloster. Als der Landgraf von Hessen sich eine zweite Frau antrauen ließ, da tat er das nach Luther aus Not des Gewissens – aus Not des Gewissens. Er lehrte die Menschen sich trösten gegen ihr Gewissen. Gewissensbisse sind nach ihm Teufelsgedanken.

Dazu kam der angebliche Gewinn der Laien durch die Abschaffung des Priestertums. Nach Luther gibt es kein Weihesakrament. „Alles, was aus der Taufe gekrochen ist“, so sagt er wörtlich, „ist Priester, Bischof und Papst.“ Jedermann ist befugt, Eucharistie zu halten; ein jeder vermag über den Sinn der Heiligen Schrift zu urteilen; alle Glieder der Gemeinde entscheiden über Anstellung und Abberufung des Pfarrers; die kirchliche Hierarchie hat keine Macht, den Menschen Bindungen sittlicher Art aufzuerlegen. Das zeigte sich vor allem bei der Übung des Fastens. Fasten ist lästig. Die meisten Menschen handeln nach dem Grundsatz: Wir essen, was uns schmeckt und wann es uns schmeckt. Nun kam Luther mit seiner Botschaft: Der Papst und die Kirche haben kein Recht, Fastengebote aufzuerlegen. Das war eine Botschaft, die man gern hörte. Luther selbst war kein Kostverächter. Er ließ es sich schmecken, er aß und trank gern. Er war dem Bier und dem Wein zugetan. Wiederholt schrieb er in seinen Briefen: „Ich fresse wie ein Böhme und saufe wie ein Deutscher.“ Der Apotheker Johannes Landau, der Luther nach seinem Tode untersuchte, der seine Leiche behandelte, stellte fest: Infolge übermäßigen Essens und Trinkens sei der Körper ganz mit verdorbenen Säften angefüllt gewesen. Er habe einen Überfluss an süßen und ausländischen Weinen gehabt.

Luther wusste, wie man es anstellen musste, um sich alle die leichtfertigen Elemente aus der Priesterschaft und dem Ordensstande zuzuführen, die mit ihrer Lage unzufrieden waren, die sich nach einem freieren Leben sehnten. Er verwarf die Ordensgelübde. Wer ein Gelübde mache, verleugne Christus und den Glauben; das ist seine frohe Botschaft. Seine Schrift gegen die Ordensgelübde verschaffte ihm eine große Anhängerschaft, allerdings von sehr zweifelhafter Art. Mönche und Nonnen, die ohne Berufung ins Kloster eingetreten waren oder die ihre Berufung verloren hatten, fielen ihm zu. Gleichzeitig lief er Sturm gegen das Gebot der Enthaltensamkeit, der geschlechtlichen Enthaltensamkeit. Er erklärte, die Beobachtung der völligen Enthaltensamkeit sei unmöglich. Die Keuschheit sei ebenso wenig in der Macht des Menschen wie die Gabe, Wunder zu tun. Die geschlechtliche Betätigung sei unumgänglich, die Eingehung der Ehe ein Gebot Gottes. 1522 sprach er zum deutschen Volke, dass der Mensch entweder heiraten oder ins Bordell gehen muss; eine dritte Möglichkeit gibt es nicht. Geistlichen, die in Konkubinat verwickelt waren, empfahl er, die Frau, die Konkubine zu heiraten, im Glauben, sie könnten dies guten Gewissens tun. Er appellierte immerfort an die niedrigen Triebe im Menschen, oder anders ausgedrückt, an den inneren Schweinehund.

Das bequeme Evangelium, das Luther verkündete, griff auch auf den Gottesdienst über. Er stülpte die kirchliche Lehre von Messe und Kommunion um. Bisher hatten die Christen, die den Leib des Herrn empfangen wollten, sich um würdige Vorbereitung bemüht: durch einen ehrbaren Lebenswandel, durch Gebet und Buße, durch Empfang der Lossprechung im Bußsakrament, durch Nüchternheit ab Mitternacht. Das alles ließ Luther entfallen. Er hatte ja das Bußsakrament abgeschafft, jetzt funktionierte er das Abendmahl zum Bußsakrament um. Man dürfe getrost mit schweren Sünden zum Abendmahl gehen, gerade das solle man tun. Die Neuheit und Leichtigkeit des Empfanges des Abendmahles zog die Menschen zu dem neuen Ritus. Viele kommunizierten, nachdem sie vorher reichlich gegessen und getrunken hatten. Seinen Ordensbrüdern in Wittenberg stärkte er ihr Gewissen gegen die katholische Messe, sie sei Abgötterei, also Götzendienst. Den Kurfürsten drängte er, die Messe zu verbieten. Die katholisch gebliebenen Stiftsherren beugten sich schließlich der Gewalt. Zuspätkam fand Luther selbstverständlich auch mit der Abschaffung des Bußsakramentes: Bußsakrament gibt es nicht, Beichte ist kein Sakrament, sondern Übung der Taufe, Erinnerung der Taufe, Tauf-erneuerung. Wer beichten will, kann beichten, und jeder kann ihm die Lossprechung geben, ein jeder. Das ist Luthers Lehre von der Buße. Nicht mehr beichten müssen, nicht mehr vor Gott und seinem unwürdigen Diener sich bloßstellen müssen, das erschien den von Luthers Redeschwall unsicher gemachten Menschen als eine große Erleichterung. Die Abschaffung des Bußsakramentes führte ihm Menschen zu, denen es darauf ankam, auf möglichst billige Weise das Heil zu erwerben. Damit, meine lieben Freunde, soll es für heute sein Bewenden haben. Ich habe Ihnen einige gewichtige Mittel gezeigt, deren sich Luther bediente, um die Massen zum Abfall von der Kirche zu bewegen. Sie sind

alles andere als ehrenhaft. Das gesamte Unternehmen, das er ins Leben gerufen hatte, war ja auf die Abschaffung alles Beschwerlichen gerichtet. So kann man Menschen gewinnen. Man sagt, Luther habe keine Kirchenspaltung gewollt. Ich stimme zu. Er wollte keine Spaltung der Kirche, er wollte die gesamte Kirche nach seinen eigenen Vorstellungen gestalten. Nicht einen Teil der Gläubigen, er wollte sie alle zum Abfall verführen. Das ist ihm, dank Gottes Hilfe, nicht gelungen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Geschichte des Protestantismus (3)

Wie erklärt sich der „Erfolg“ Luthers?

05.03.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten am vergangenen Sonntag versucht, die Faktoren zu nennen, die maßgebend waren bei der Ausbreitung der Irrlehre Martin Luthers. Der Erfolg des lutherischen Unternehmens ist in weitem Umfang auf Verheimlichung der folgenschweren Umgestaltung und auf gezielte Täuschung des Volkes über den revolutionären Vorgang zurückzuführen. Luther täuschte die Menschen über seine Absichten und über sein Werk. Was er vollführte, wurde als Rückführung zum reinen Evangelium ausgegeben. Den Menschen wurde verhehlt, dass er an die Stelle des bisherigen Glaubens einen anderen setzte, dass er an die Stelle der bisherigen Kirche eine neue bildete. Er behauptete, eine Reform zu betreiben, also eine Erneuerung aus den Wurzeln, in Wirklichkeit setzte er eine Revolution in Gang, eine Umwälzung. Die Einsicht in die Einzelheiten seiner Gedankenführung und in die dogmatische Tragweite seiner Aufstellungen blieb der großen Mehrheit der Menschen verborgen. Lange Zeit stellte er seine Lehre als noch nicht verworfen hin, die Streitfrage sei noch offen. Tatsächlich hat ihm die Kirche ein regelrechtes Lehrverfahren gewährt, in dem er sich verteidigen konnte. Dieses Verfahren zog sich über Jahre hin und gestattete die Ausbreitung der Irrlehre. Luther selbst tat alles, um die Menschen über seine wahre Gesinnung zu täuschen. Am 30. August 1520 erklärte er dem Kaiser Karl V. seine Demut und Unterwürfigkeit unter die heilige katholische Kirche, die er doch als „Hure Babylon“ geschmäht hatte. In dieser Kirche wollte er leben und sterben, in Wirklichkeit verdammte er sie aus tiefstem Herzen. Der Kaiser freilich ließ sich nicht täuschen. Er erkannte und sprach aus, dass Luthers Unternehmen den Vorwurf einschloss, alle Christen bis zu seinem Auftreten hätten sich im Irrtum befunden. Der Täuschung kam zugute, dass der Urheber des Abfalls ein Mönch der katholischen Kirche war. Der scheinbar fromme Gottesmann schien der von zahllosen Menschen ersehnten Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern zum Durchbruch zu verhelfen. Der Mann, der seit Jahren die Ordensgelübde verteufelt hatte, der den Ordensstand geschmäht hatte und der sich der Ordensdisziplin entzogen hatte, der hielt bis 1524 das Mönchsgewand bei. Bis 1524 trat er in seinem klösterlichen Kleide auf, um die Menschen zu täuschen. Er gab sich den Anschein, im Einklang mit der Kirche zu handeln. Die Umgestaltung des Gottesdienstes geschah ebenso in der Weise, dass das Volk über die Tragweite dessen, was vor sich ging, getäuscht wurde, dass es verdeckt wurde, was hier vor sich ging. Er behielt die Zeremonien, die Gewänder, die Lichter bei, er behielt auch die Texte; nur was auf das Opfer der heiligen Messe Bezug hatte, das entfernte er. Also lange Zeit feierte man den neuen Kult äußerlich gesehen beinahe so wie in der bisherigen Weise, ja man gebrauchte sogar die lateinische Sprache, bis das Volk durch Täuschung und Zwang in die neue Religion hineingezwungen war. Luther selbst empfahl seinen Anhängern, die Änderungen in der Messe sollten so vorgenommen werden, dass der gemeine Mann es nimmer erfährt – dass der gemeine Mann es nimmer erfährt, also dass er getäuscht wird. Er rühmte sich, dass niemand einen Unterschied zwischen seiner und der päpstlichen Messe erkennen könne. Zu dem täuschenden Verhalten gehörte auch, dass die Elevation,

die Erhebung der heiligen Gestalten, nach der Konsekration beibehalten wurde. Diese Elevation, also die Erhebung der heiligen Gestalten zur Anbetung, hat natürlich nur einen Zweck, wenn eine Wandlung erfolgt ist, aber er leugnete ja die Wandlung. Wie konnte er dann die Elevation beibehalten? Sehr gut, zur Täuschung. Cochläus, ein Zeitgenosse, sprach von heuchlerischem Betrug der Massen durch Luther.

Ein weiterer gewichtiger Faktor bei der Ausbreitung der neuen Lehre war der Beistand seiner Verbündeten. Es gab eine Reihe von Leuten, von Gruppen, von Schichten, die auf seine Lehre einsprangen und dass ihre taten, um sie weiter zu verbreiten. Im Mai 1518 wusste er bereits, dass sich seine Universität Wittenberg mit ihm solidarisch wusste. Zahlreiche Brüder seines Ordens, des Augustinerordens, ließen sich von ihm anwerben und für seine Ansichten einnehmen. Er durfte sich auf den Schutz seines weit verbreiteten Ordens verlassen. Keine einzige Stimme erhob sich gegen ihn. Der Vorsitzende des Ordens in Deutschland, der Generalvikar Staupitz, zeigte sich unwillig, gegen den verwegenen und häretischen Luther vorzugehen. Er weigerte sich, die vom General des Augustinerordens gegen Luther angeordneten Maßnahmen auszuführen. Als weitere Bundesgenossen stießen zu Luther humanistische Kreise. Humanisten nennt man die damaligen Lehrer, die Philologen, die Schulmänner. Die Humanisten, die zu ihm stießen und ihm zujubelten, hielten ihn für einen Vorkämpfer geistiger Freiheit und Beförderer menschlicher Bildung. Sie waren von großem Einfluss für die öffentliche Meinung. Wenn es in der damaligen Zeit so etwas wie einen Zeitgeist gab, dann waren die Humanisten für diesen Zeitgeist verantwortlich. Schließlich wurde ein wichtiger Faktor zu seiner Unterstützung der Adel. Mächtige Adelige offerierten ihm seine Unterstützung, um ihn von der verdienten Strafe zu schützen. Franz von Sickingen bot ihm im Januar 1520 auf der Ebernburg – in unserer Nähe – eine sichere Stätte der Zuflucht an, falls es nötig sei. Silvester von Schaumburg, ein anderer Ritter, erklärte sich bereit, ihn mit hundert Adeligen zu schützen. So war Luther völlig unbesorgt; ihm konnte nichts passieren. Äußerst wirksam für den Abfall war die nationalistische Agitation Luthers. Er beutete geschickt das alte Misstrauen der Deutschen gegen die Italiener aus. Aus der damals verbreiteten Feindseligkeit gegen Rom schöpfte er mächtige Bundesgenossen. Die katholischen romanischen Völker: Spanien, Italien, Frankreich ließ er das Vollmaß seines Zornes und seiner Schmähung zuteilwerden. Er gab sich als gottgesandten Sprecher der Deutschen aus, als Prophet und Vertreter der deutschen Nation. Er stachelte das Nationalgefühl an mit der Losung: Deutsche gegen Welsche (Welsche, das sind die Italiener). Er sprach, als wäre er der Anwalt der deutschen Nation. Er machte sich die Beschwerden zu Eigen, die begründet oder unbegründet waren, und auf diese Weise zog er Anhänger an sich.

Nun stand ja Luther gegen zwei universale Herrscher: gegen den Kaiser und gegen den Papst. Beide hielten unverrückt am Glauben fest. Also mussten sie in die Schusslinie der lutherischen Polemik geraten. Er musste versuchen, ihre Macht zu beschränken, Stimmung gegen sie zu machen. Das ist ihm beim Papsttum vorzüglich gelungen. Mit seinen Tiraden, die er gegen das Papsttum richtete, hatte er die Menschen mit einer unauslöschlichen Abneigung gegen die Papstkirche erfüllt, und auch mit einem bleibenden Hass gegen die Papisten, also diejenigen, die am Papst festhielten. Viele Menschen ließen sich von seiner Meinung anstecken und traten zur neuen Religion über. Nun war der Kaiser der Schutzherr der Kirche. Er war verpflichtet, die Kirche gegen ihre Feinde zu verteidigen. Der Kaiser hat nie im Glauben gewankt. Als er Luther in Worms gesehen hatte, da sprach er: „Dieser Mensch wird mich nicht zum Ketzer machen.“ Aber die Macht des Kaisers war beschränkt. Er war in seiner Regierungstätigkeit von den Fürsten abhängig, von den Landesherrn. Er war auf ihren guten Willen angewiesen, wenn er Schutz brauchte gegen äußere Feinde, wenn er militärische Hilfe benötigte. Diese zum Luthertum abgefallenen Landesherrn aber versagten ihm diese Hilfe. Und mangels einer starken Zentralgewalt lag die Kirche dem Zugriff der Fürsten, der Territorialherren offen, und deswegen versuchte Luther, die kaiserliche Macht weiter zu schwächen. „Des Kaisers Schwert hat nichts zu schaffen mit dem Glauben“, sagte er – des Kaisers Schwert hat nichts zu schaffen mit dem Glauben, also er bestritt ihm seine Rolle als Schutzherr der Kirche. Den ihm zugeneigten Fürsten sprach er dagegen die gegenteilige Gewalt zu, nämlich die Macht, das katholische Wesen auszurotten. Die Machtlosigkeit des Kaisertums machte ihn sicher. Er hatte von ihm nichts zu fürchten, und er hatte von Anfang an auch die Gewalt der Waffen gegen den Kaiser

einkalkuliert. In seinen Schriften „Warnung an die Deutschen“ und „Glosse auf das vermeintliche kaiserliche Edikt“ reizte er zum tätlichen Widerstand gegen den Kaiser auf, und die Fürsten folgten ihm. Sie bildeten den Schmalkaldischen Bund, ein militärisches Bündnis gegen den Kaiser. Luther war kein deutscher Patriot, am deutschen Vaterlande lag ihm wenig. Was ihn antrieb, war die Verbreitung seiner Ansichten. Während seines ganzen Lebens war er der Überzeugung: Auch wenn alles zugrunde geht, seine Lehre muss gepredigt werden. Um die Macht des Kaisers auszuschalten, überhöhte er die Gewalt der Fürsten; von ihnen wusste er sich ja gedeckt und gefördert. Dank seiner Lehre und mit seiner Unterstützung entzogen die Fürsten dem Kaiser den Gehorsam und die Hilfe. Luther und seine Bewegung hat das Deutsche Reich gespalten und geschwächt, ja zur politischen Ohnmacht verurteilt. Widerlich schmeichelte er seinem eigenen Kurfürsten von Sachsen, Friedrich, von dem er ja abhängig war. Er überschüttete ihn mit überschwänglichem Lob. Er behauptete, er besitze alle Eigenschaften eines rechten Fürsten im Überfluss. Tatsächlich war Friedrich von Sachsen ein Trinker und ein Hurer. Die Legendenbildung hat diesem Herrn den Beinamen Friedrich der Weise gegeben. Er war aber nicht weise, sondern verschlagen. Luther wusste sich von ihm vollkommen gedeckt. Friedrich brauchte von ihm nicht gewonnen zu werden, er erkannte den Nutzen der lutherischen Bewegung für seine eigenen Ziele. Die mehrfach von ihm verlangte Auslieferung Luthers lehnte er ab. Der Kurfürst und seine Nachfolger ließen ihn wirken auf dem Katheder und mit seinen Schriften, sie führten sogar Zensur ein gegen Schriften, die gegen ihn gerichtet waren.

Die Lehre Luthers wurde nicht zuletzt durch Erpressung durchgesetzt. Die Not Deutschlands durch die andrängenden Heere der Türken benutzen die protestantischen Fürsten, um dem Kaiser ihre Duldung abzunötigen. Der Kaiser und mit ihm das Deutsche Reich waren in höchster Not. Im Westen drängten die Franzosen gegen Deutschland, Franz I.; immer wieder musste der Kaiser sich gegen diesen aggressiven Gegner wehren. Im Osten drängten die Türken an. Im Jahre 1526 standen sie in Ungarn und rückten auf Wien vor. Der Kaiser bedurfte der Unterstützung der Stände. Diese waren zur Hilfe nur bereit, wenn ihnen die weitere Protestantisierung ihrer Herrschaftsbereiche eingeräumt wurde, und so geschah es. Der Reichstagsabschied von 1526 erklärte: „In Sachen des Wormser Ediktes (also des Vorgehens gegen Luther) soll es jeder halten, wie er es gegen Gott und die kaiserliche Majestät verantworten kann.“ Die protestantischen Fürsten glaubten es verantworten zu können, gegen den Kaiser zu handeln und die Protestantisierung weiterzutreiben. Es war eine schreiende Ungerechtigkeit gegen Kaiser und Reich, als Philipp von Hessen im Bunde mit Frankreich Württemberg dem Protestantismus zuführte. Im Jahre 1551/52 erhoben sich protestantische Fürsten gegen Kaiser und Reich, verbündeten sich mit dem Reichsfeind Frankreich und zwangen den Kaiser Karl V. zur Flucht – der Kaiser verjagt von seinen eigenen Kollegen. Das waren die bitteren Früchte der sog. Reformation. Eine alte Legende macht Luther zum Anwalt für Deutschland und die Deutschen; das Gegenteil ist richtig. Niemand hat der deutschen Nation mehr geschadet als Luther und seine Bewegung. Er hat die Verteidigung des Deutschen Reiches gegen die Türken gelähmt; er hat das römisch-deutsche Kaisertum, des Kaisers Autorität und des Reiches Kraft bekämpft und herabgesetzt; er hat die innere religiöse Einheit Deutschlands zerstört, der Zerklüftung den Weg gebahnt; er hat den sprengenden Keil in die Gemeinschaft des deutschen Volkes getrieben; er hat die Vorurteile, den Verdacht und die Abneigung gegen die nichtlutherischen Deutschen erzeugt und befördert, diesen Verdacht und diese Abneigung, die bis heute anhalten. Nicht ich, sondern der evangelische, der berühmte evangelische Theologe Karl Barth, ein Schweizer, hat eine Ahnenreihe von Luther über Friedrich II. von Preußen und Bismarck bis zu Hitler aufgestellt. Es ist und bleibt eine Tatsache, dass der katholische Volksteil am treuesten und am längsten an Kaiser und Reich festgehalten hat. Die katholischen Bischöfe und Äbte, die gleichzeitig Reichsfürsten waren, erwiesen sich als die standhaftesten Bewahrer des Reiches und Hüter seiner Einheit. Die katholischen Christen, meine lieben Freunde, waren zur Stelle, um das Land wieder aufzubauen, das andere zugrunde gerichtet hatten. So war es 1918, so war es 1945. Wir katholischen Christen lassen uns von niemand an Liebe zur Heimat und an Treue zum Vaterland übertreffen. Von uns gilt, dass der ärmste Sohn des deutschen Volkes auch immer der treueste war.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Geschichte des Protestantismus (4)

Gewinn und Nutzen sowie Druck und Zwang als Mittel der Protestantisierung

12.03.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unsere evangelischen Mitbürger begehen in diesem Jahre den 500. Jahrestag der Entstehung ihrer Religion, und wir konnten daran nicht gleichgültig vorübergehen. Ich habe versucht in den beiden vergangenen Sonntagen, Ihnen die Hauptgründe für den Übergang eines großen Teiles unseres Volkes zum Protestantismus zu schildern. Heute schließe ich diese Reihe ab und füge noch einige Faktoren hinzu, die für die Protestantisierung des größeren Teiles unseres Volkes maßgebend waren. Die Bewegung Luthers wäre nicht zum Erfolg geführt worden, wenn sie nicht von den Mächtigen unterstützt worden wäre. Die Mächtigen, das waren die Fürsten, die Landesherrn und die Magistrate, also die Behörden der Reichsstädte. Sie waren die Obrigkeit, und diese Obrigkeit hat Luthers Bewegung zum großen Teil aufgenommen und durchgeführt. Sie verdankt ihren Erfolg der Macht der Mächtigen. Luther verstand es, viele weltliche Stände, also die Machthaber, von seiner Sache wenn nicht zu überzeugen, so jedoch für sie zu gewinnen. Mit kluger Berechnung schmeichelte er den Fürsten, dem Adel, den städtischen Gemeinden. Wodurch? Indem er die Kirchenverfassung umstürzte. Er leugnete jegliche kirchliche Hierarchie: Es gibt keine Bischöfe, es gibt keinen Papst; das alles sind angemaßte Stellungen. Er lehnte den geistlichen Stand ab: alle Menschen sind gleich, es gibt keinen Priesterstand. So setzte er den weltlichen Stand zum Herrn über die Kirche ein. Die Abschaffung der katholischen Bischöfe eröffnete den Fürsten und den Stadtoberkeiten die gewünschte Gelegenheit, die Kirche zu beherrschen und auszunutzen. Sie wurden jetzt die Ersatzbischöfe. Indem Luther die Kirche der weltlichen Macht auslieferte, erfüllte er die begreiflichen Wünsche der Machtträger. Die Selbständigkeit und die Unabhängigkeit der Kirche waren ihnen schon immer lästig gewesen. Jetzt konnten sie diese mit scheinbar gutem Gewissen loswerden. Luther begründete das Staatskirchentum in Deutschland, das in den protestantischen Territorien mit gewissen Abschwächungen bis zum Jahre 1918 bestanden hat. Kaiser Wilhelm II. war der oberste Bischof der Protestanten in Preußen.

Dazu kam der reiche materielle Gewinn. Der Anschluss an Luthers Bewegung eröffnete für die Fürsten, für den Adel und die städtischen Gewalthaber lockende Aussichten auf Gewinn an irdischen Gütern. Viele von ihnen waren tief verschuldet und erblickten jetzt im Kirchengut die geöffnete Schatzkammer, die Schatzkammer, aus der sie ihre Schulden bezahlen konnten. Luther waren die Motive, die ihm Anhänger zuführten, sehr wohl bekannt. Er hatte ja das Zinsnehmen bei Darlehen verboten; er bezeichnete es als Wucher. Diese Botschaft hörten die Schuldner zur Zeit Luthers gerne, und Luther wusste das. Am 18. Oktober 1523 schrieb er, dass die Zinsschuldner einem lutherischen Prediger weniger um des Evangeliums willen zulaufen als vielmehr deshalb, weil er den Zins verwerfe. Dies war der materielle Gewinn für den Einzelnen, viel reicher war er für die Mächtigen. Das Kirchenvermögen ging durch Luthers Predigt in die Disposition der Fürsten und der Magistrate der Städte über. „Man lass die Landesherrn damit machen, was sie wollen“, sagte er wörtlich. Die Fürsten und die Stadtoberkeiten führten also Luthers Bewegung ein, um den Besitz der Kirche in ihre

Hand zu bekommen und ihre Macht zu befestigen. Die Fürsten hatten damals noch einen besonderen Grund, sich dem Luthertum anzuschließen. Im 16. Jahrhundert waren zahlreiche Bischöfe und Äbte gleichzeitig Herr über ein weltliches Gebiet, über ein kleineres oder größeres Land. Und diese Doppelstellung überzog Luther mit ätzendem Spott und forderte, sie zu beseitigen. Damit traf er mit den Wünschen und Bestrebungen der Fürsten zusammen. Wenn die Bischöfe ihre weltliche Macht abgeben mussten, dann fiel sie eben den anderen Fürsten, den weltlichen Fürsten zu; sie konnten sich damit bereichern. Und tatsächlich, meine lieben Freunde, gingen verloren der Kirche die Erzbistümer und Bistümer Schleswig, Lübeck, Ratzeburg, Bremen, Verden, Minden, Magdeburg, Brandenburg, Lebus, Meißen, Merseburg, Naumburg, Halberstadt. Die Fürsten, die in der Nähe dieser Gebiete lagen, eigneten sich die Fürstentümer der geistlichen Fürsten an, gewannen auf diese Weise einen enormen Zuwachs an Land, Macht und Gewinn, den sie sich nicht hätten träumen können. Die lutherische Revolution veränderte sie Landkarte Deutschlands. Die angebliche Rückkehr zum Evangelium verschaffte den Anhängern Luthers in den Fürstenschlössern Macht und Reichtum. Man versteht, dass sie sich dieser Religion zuwandten und in ihr verharrten. Der Augsburger Religionsfriede von 1555 beließ ihnen alle diese Länder.

Dazu kamen weitere Gewinne, welche die weltlichen Obrigkeiten von der Durchsetzung der lutherischen Bewegung zu erwarten hatten. Luther entzog weite Gebiete des öffentlichen Lebens der Kirche und wies sie den weltlichen Fürsten zu. In der „Schrift von Ehesachen“ überließ er die Ehe und die Ehesachen den Fürsten. Nicht die Kirche, sondern der Staat ist zuständig für die Ehe. Und wir wissen, was der Staat aus der Ehe gemacht hat: die Zivilehe, die freie Auflösung der Ehe, die gleichgeschlechtliche Verbindung; das alles ist die Folge der Säkularisierung der Ehe durch Martin Luther. Ebenso lieferte er das Bildungswesen den Obrigkeiten aus, also die Schulen, die Universitäten, die ja früher alle von der Kirche betrieben wurden, sie gingen jetzt in die Autorität des Staates über. Die Mittel für den Schulbetrieb nahm man von den aufgelösten Klöstern. Schließlich übergab er auch den Bereich der Kirchenzucht den Obrigkeiten, was wiederum ihre Macht vermehrte. Also die weltliche Obrigkeit, sie wachte jetzt darüber, dass alle Kinder die Taufe empfangen, dass die Menschen zum Gottesdienst kamen und dass das geistliche Amt, also die Prediger, in ihrer Macht verblieb. Zu keinem Zeitpunkt war die Reformation eine rein religiöse Angelegenheit. Fast stets spielten soziale und wirtschaftliche Forderungen bei der Zuwendung zum Protestantismus eine große, vielleicht sogar die erste Rolle. Die soziale und wirtschaftliche Misstimmung suchte und fand ein Ventil in der von Luther entfesselten Bewegung. Die soziale Unzufriedenheit machte die Menschen für die revolutionäre Bewegung Luthers empfänglich. Sie erwarteten von der religiösen Neuerung die Besserung ihrer gedrückten Lage. Die Bauern hörten mit freudiger Zustimmung, dass das Neue Testament nichts von der Leistung des Zehnten wusste. Der Bauernkrieg war eine Auswirkung der Verbindung sozialer und religiöser Forderungen. Er verlieh der lutherischen Bewegung im Volke außerordentlichen Auftrieb. Die Bauern traten zum Aufstand zusammen unter der Fahne Luthers. In den Städten bestanden heftige Interessengegensätze zwischen Bürgern und Klerikern. Der Klerus (die Geistlichen) waren steuerfrei, und das war natürlich den Bürgern unangenehm. Das Luthertum beseitigte die Steuerfreiheit und gewann damit die Bürger und die bürgerlichen Obrigkeiten. Interessen, meine lieben Freunde, können nur durch Interessen besiegt werden, Ideen nur durch Ideen. Im Konflikt zwischen Interesse und Idee gibt der durchschnittliche Mensch dem Interesse den Vorzug. Er stellt das Geistliche zurück hinter das Materielle; das ist die allgemeine Anlage des Menschen. Und so haben eben im 16. Jahrhundert viele den Glauben preisgegeben, um des irdischen Gewinnes willen. Kein Geringerer als König Friedrich der Große von Preußen hat das Wort gesprochen: „Die Reformation war eine Sache des Interesses“, also nicht der Überzeugung, sondern des Nutzens.

Wir haben gefragt, mit welchen Mitteln es Luther geschafft hat, den größeren Teil des deutschen Volkes in seinen Abfall hineinzuziehen. Ich muss noch einen letzten Faktor erwähnen, der aber von großer Bedeutung ist. Die Reformation wurde von oben, von den Fürsten und den Magistraten der Reichsstädte betrieben, und zwar mit Druck und Gewalt. Die Ausbreitung und Festigung der neuen Religion war den politischen Machtfaktoren, also Fürsten und Städten zuzuschreiben. Die Durchführung des Abfalls wäre ohne die Tätigkeit der Obrigkeiten nicht möglich gewesen. Die neue Religion konnte nur mit Gewissenszwang eingeführt werden. Luther sprach den Fürsten das Recht zu und die

Pflicht, in ihren Gebieten das Evangelium, d.h. seine Lehre zu erhalten und auszubreiten. Sie müssten Falschlehre und Abgötterei, d.h. die katholische Religion verbieten und strafen. Die Fürsten und Reichstädte hörten auf diese Meinung. Auf obrigkeitlichem Wege wurde die Feier der Messe, an der das Volk gehangen hat, als Götzendienst untersagt. Luther band der Obrigkeit auf die Seele: Der Fürst muss bei seinem Seelenheil den papistischen Gottesdienst verbieten. Katholische Lehre ist zu unterbinden, sagte er, sie ist verboten, der Landesherr muss durch Visitationen die Reste der papistischen Irrlehre ausrotten; und das hat er getan. Die päpstlich gesinnten Pfarrer wurden abgesetzt. Wer sich nicht zum Luthertum wendete, wurde ausgewiesen, die Klöster wurden aufgelöst oder zum Aussterben verurteilt, die Aufnahme neuer Mitglieder wurde ihnen untersagt. Die treugebliebenen Nonnen mussten die Predigten lutherischer Prädikanten anhören, sie durften keinen altgläubigen Priester zum Gottesdienst, zum Sakramentenempfang und zur Predigt zulassen. Ein berühmtes Beispiel sind die Klarissen in Nürnberg unter Caritas Pirckheimer, dieser großen katholischen Frau. Fünf Jahre lang durften sie keinen katholischen Priester in ihren Klostermauern empfangen. Luther zeigte sich ungerührt. „Die allgemeine Zerstörung der Stifte und Klöster ist die beste Reform“, sagte er. Die Anhänger der neuen Lehre, die sich ja unter Berufung auf die Gewissensfreiheit von der Kirche getrennt hatten, waren von bodenloser Intoleranz gegen treugebliebene katholische Christen; und solche gab es in großer Zahl. Das Volk bejahte den katholischen Glauben im 16. Jahrhundert, es hing ihm an. Zwar brachten Agitation, Demagogie und Täuschung der Kirche Verluste, aber viele, sehr viele beharrten im überkommenen Glauben. Gerade der gebildete Teil der Gemeinden hielt am katholischen Glauben fest. Die treuen Katholiken wehrten sich auch, wo es möglich war, gegen die Aufzwingung des Irrtums, z.B. in Ansbach gab es beträchtlichen Widerstand gegen den Zwang zum Abfall. Das Volk begehrte nicht die Zerstörung der Kirche, sondern ihre Läuterung. Es besteht kein Zweifel, dass ein großer Teil des Volkes nur ungerne und gezwungen vom katholischen Glauben abließ. Wäre die Masse des Volkes von der neuen Lehre begeistert und ihr zugetan gewesen, dann wären die zahllosen Befehle, die das Anhören der protestantischen Predigten unter Strafe geboten, unerklärlich. Wenn das Volk allgemein oder überwiegend mit Freude zum Luthertum übergegangen wäre, dann bliebe der äußerst häufige Widerstand und Widerwille gegen die Prediger des lutherischen Evangeliums unerklärlich. Auch nach zwangsweiser Vornahme der Protestantisierung war nirgendwo die gesamte Bevölkerung protestantisch. Überall gab es mehr oder weniger katholische Gläubige, am längsten – und das sei Ihnen noch besonders unterbreitet – hielt sich der katholische Glaube an den Wallfahrtsorten. Wo Maria verehrt wurde, da hielten die Leute noch jahrzehntelang nach dem Sturm des Protestantismus am katholischen Glauben fest. Die Visitationen, an denen neugläubige Prediger und fürstliche Beamte teilnahmen, führten die protestantischen Lehren und Praktiken zwangsweise ein. Katholische Priester wurden abgesetzt, vertrieben; Widerstand gegen die staatliche Gewalt war aussichtslos. Luther war mit diesem Vorgehen durchaus einverstanden. Laien, die nicht von ihrem papistischen Irrtum absteigen, müssen nach ihm ihre Güter verkaufen und auswandern. Es kümmerte ihn nicht, dass die persönliche Freiheit des Einzelnen dabei vernichtet wurde. Die Menschen wurden durch Druck und Gewalt in die neue Religion hineingetrieben. Luther sagte, sie sollen durch Gesetz und Schwert in den protestantischen Gottesdienst gebracht werden – durch Gesetz und Schwert. Der Besuch der lutherischen Predigt und das Lernen des lutherischen Katechismus wurden von Obrigkeit wegen vorgeschrieben. Wer am Sonntag die Predigt versäumte, sollte mit Geldstrafe oder mit Ehrenstrafe belegt werden. Luthers oft ausgesprochene Zuversicht, das Evangelium, d.h. also seine falsche Meinung werde sich durchsetzen, war für eine bestimmte Kategorie von Menschen durchaus begründet. Diejenigen, die immer das Leichte haben wollen, die es immer bequem haben wollen, die gegen alles Schwere aufbegehren, die ließen sich von ihm belehren, und diesen Hang bediente er nach Kräften. Seine Botschaft war ihnen willkommen: Das ist die christliche Freiheit, dass es keiner Werke bedarf, um Frömmigkeit und Heil zu erlangen, man brauche nur zu glauben.

Die Ausbreitung des Luthertums, meine lieben Freunde, ist kein wunderbarer Vorgang. Sie ist restlos aus natürlichen, zumeist wenig erhebenden Ursachen erklärlich. Die Reformation in deutschen Landen war kein Siegeszug ohnegleichen. Das Volk ist nirgendwo in seiner Gesamtheit oder mit Begeisterung der neuen Lehre zugefallen. Es gab überall katholische Christen, die sich der Glaubensneuerung widersetzten. An keinem Ort, in keinem Land und in keiner Stadt fiel die gesamte Bevölke-

rung zum Luthertum ab. Inmitten der Bedrängnisse und Verlockungen hielten nicht wenige Priester, Ordensleute, vor allem die Franziskaner, Mönche und Nonnen dem kirchlichen Glauben die Treue. Es ist geradezu ergreifend, zu lesen, wie Klosterfrauen, die zum Aussterben verurteilt waren, zu ihrer Berufung standen, Gott mit ihrem Leben und Wandel bis zum letzten Atemzug dienten. Erschütternd stieg ihr Flehen zum Himmel empor: Herr, rette uns, wir gehen zugrunde! Und der Herr stand auf. Er ließ das Konzil von Trient zusammentreten, das die katholische Lehre siegreich behauptete und den Nebel aus dem Norden zerstreute. Es gab auch Landesfürsten, die sich zum katholischen Glauben hielten, an erster Stelle und ruhmreich für alle Seiten das Herzogtum Bayern. Die Kirche erneuerte sich in der katholischen Reform. Äußerlich gesehen hatte das Werk Luthers Bestand. Der gläubige Kaiser Karl V. meinte jahrzehntelang, mit Entgegenkommen und Konzessionen die Rückkehr der Protestanten zur Kirche erreichen zu können. Der Kaiser übersah, dass die irdischen Vorteile, die das Luthertum seinen Anhängern verschaffte, für diese schwerer wogen als die Einheit im Glauben.

Die Anziehungskraft des Protestantismus besteht in gewisser Hinsicht auch heute noch und ist insofern eine Gefahr für unsere Kirche. Ich hörte einmal zwei kleine Mädchen sich unterhalten. Das eine Mädchen sagte zum anderen: „Bist du katholisch oder evangelisch?“ Das Kind antwortete: „Ich bin katholisch.“ „Katholisch ist nicht schön“, sagte die andere, „da muss man immer in die Kirche gehen.“ Der Protestantismus bringt auch heute für seine Anhänger Vorteile. Ich habe gestern erwähnt, dass in El Salvador, also in Mittelamerika, die Hälfte der katholischen Bevölkerung zum Protestantismus abgefallen ist. Wodurch? Durch das Einströmen nordamerikanischer Sekten, die mit ihrem Reichtum die arme Bevölkerung für das falsche Evangelium gewinnen: Sie verteilen Fische, erneuern ihre Wohnungen, geben ihnen den Bereich der Sittlichkeit frei. Das ist ein großer Vorteil des Protestantismus: Jeder bestimmt selber, was sittlich einwandfrei ist. Es gibt keine für alle geltenden Gebote. Jeder beruft sich auf sein so genanntes Gewissen. Und das erleben wir ja auch immer wieder in unseren Breiten, meine lieben Freunde. Es gibt in der Diözese Mainz eine berühmte und große, eine bedeutende Pfarrei, Sankt Ludwig in Darmstadt. Der Pfarrer dieser Pfarrei, Herr Krenski, ist vor kurzem zum Protestantismus abgefallen. Jetzt kann er endlich die Frau heiraten, mit der schon vorher eine Beziehung hatte. Es hat noch niemand in der Todesstunde bereut, katholisch gewesen zu sein, aber viele haben sich noch in der Todesstunde zum katholischen Glauben bekehrt. Darunter z.B. der Dichter Ernst Jünger; er ist mit 100 Jahren zum katholischen Glauben übergetreten. Im Inneren der protestantischen Religion vollzog sich ein Prozess der schleichenden und bald der offenen Trennung vom christlichen Glauben, vom offenbarungsgläubigen Christentum. Es gibt gewiss auch heute gläubige evangelische Christen; es sei ihnen gedankt. Aber die gläubigen evangelischen Christen sind weit, weit in der Minderzahl. Protestanten, die heute noch am nicht umgedeuteten apostolischen Glaubensbekenntnis festhalten, sind selten. Dieser Zustand ist ein wahres Gericht über das Beginnen des Wittenberger Mönches. Wir haben keinen Anlass, meine lieben Freunde, ihm dankbar zu sein.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Protestantismus und katholische Kirche (1)

Abendmahls- bzw. Kommuniongemeinschaft ist unmöglich

19.03.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Seit vielen Jahren wird von mehreren Seiten die Gemeinschaft der Kommunion bzw. des Abendmahls zwischen den getrennten Christen gefordert. Evangelische Christen sollen zur heiligen Kommunion in der katholischen Kirche, katholische Christen sollen zum Abendmahl in den protestantischen Religionsverbänden zugelassen werden. Man wird zugeben, dass gemeinsames Essen das gemeinsame Verständnis der Nahrung voraussetzt und dass die Nahrung beiderseits bekömmlich sein muss. Ist das bei katholischer Kommunion und protestantischem Abendmahl, wechselseitig zugelassen, der Fall? Wir wollen prüfen, wie Luther über das Abendmahl und die Eucharistie dachte und welches Verständnis er seinen Anhängern vermacht hat. Luther besaß eine tiefe Abneigung gegen das Messopfer. Er sagte später, er habe im Kloster niemals gern die Messe gelesen. „Von der Zeit an (nämlich von der ersten Messe) habe ich mit großem Entsetzen Messe gelesen und danke Gott, dass er mich davon erlöst hat. Ich möchte eher ein Kuppler oder Straßenräuber gewesen sein, als Christus so lange in der Messe geopfert zu haben.“ Seit 1520 verwarf Luther das Messopfer. Sein Groll gegen die Messe ließ niemals nach; er hat ihn auch seinen Anhängern vermacht. Die evangelischen Christen lesen noch heute in ihren Bekenntnisschriften die unerbittliche Verwerfung der heiligen Messe: „Sie ist eine Abgötterei“, also eine Gotteslästerung. Für die katholischen Christen aber ist das Messopfer der Mittelpunkt und der Höhepunkt des ganzen religiösen Lebens und natürlich auch und erst recht des katholischen Gottesdienstes. Das Messopfer ist die Quelle aller Gnaden, die der Kirche und den Gläubigen zufließen. Wie soll ein gemeinsamer eucharistischer Gottesdienst zwischen Protestanten und Katholiken möglich sein, von denen die einen ihn als höchsten Vollzug ihrer Gottesverehrung begehren, die anderen ihn als Abgötterei, als Gotteslästerung verwerfen? Luther hat den Glauben geändert, er hat auch den Gottesdienst geändert. Er schuf 1523 eine eigene Form des Gottesdienstes. Darin ist alles fortgelassen, was an das Opfer Christi und an das Opfer der Kirche erinnert. Seine Messordnung ist ein Gebäude aus ruinenhaften Mauern ohne Gefüge. Luther eliminierte auch aus dem Gottesdienst die zweckfreie Verehrung Gottes. Für ihn ist der Gottesdienst hauptsächlich Erbauung und Belehrung der Gemeinde. Der Kult hat überwiegend pädagogische Bedeutung.

Luther musste das Messopfer ablehnen, weil er das Priestertum ablehnt. Das Priestertum der Papisten ist nach seiner Ansicht durch den Teufel in die Welt gekommen. Die Priesterweihe hat er bedingungslos verworfen: Es gibt keinen eigentlichen Priesterstand. Es gibt nur Träger kirchlicher Funktionen für den Dienst in der Gemeinde, im Auftrag der Gemeinde. Die Übertragung einer solchen Funktion geschieht durch die Ordination, aber das ist kein sakramentaler Akt, sondern ein rein menschliches Tun ohne metaphysische Bedeutung. Wenige Dinge seiner katholischen Vergangenheit verfolgte Luther mit so infernalischem Hass wie das Priestertum. Er forderte die Priester auf, ihre geweihten Finger mit Seife und Lauge abzureiben, um das Malzeichen des Antichristen (das ist der Papst) zu vertilgen. Der Protestantismus hat, da er des wahren Priestertums verlustig ging, das Opfer

aufgeben müssen, denn Priester und Opfer gehören untrennbar zusammen. Das protestantische Religionsgefüge ist priesterlos und opferlos. Befähigt zur Abhaltung des Abendmahls sind alle getauften Protestanten; jeder kann Abendmahl halten, unterschiedslos, jeder kann die Einsetzungsworte sprechen. Für das sakramentale Priestertum besteht kein Bedürfnis. Man darf fragen: Wie sollen Protestanten, die kein Priestertum anerkennen, und Katholiken, für die es keine Eucharistiefeyer ohne geweihten Priester gibt, wie sollen sie sowohl am protestantischem Abendmahl als auch am Messopfer teilnehmen können, wo doch das eine das andere ausschließt?

Luther lehrte ursprünglich die substantielle Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in, mit und unter dem unverwandten Brot und Wein, doch nur für den Augenblick der sakramentalen Handlung. Gegenwart Christi ja, aber nur im Moment des Empfanges und ohne Verwandlung der Gaben. Dem Protestantismus ist seit seiner Geburt das Gesetz der Spaltung angeboren. Und das zeigt sich schon im Beginn der so genannten Reformation, und zwar am deutlichsten in der Lehre vom Abendmahl. Die Schweizer Reformatoren, also Zwingli und Calvin, bestritten die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl. Sie verstehen die Einsetzungsworte rein bildlich, also was Jesus da sagte, erinnert symbolhaft wie ein Bild an sein Kreuzesgeschehen, an seinen Tod. Und diese Meinung hat sich auch weithin auf die lutherischen Protestanten ausgedehnt. Nur wenige teilen noch Luthers Ansicht von der Gegenwart Christi im Abendmahl. Und da erhebt sich wiederum die Frage: Wie sollen Protestanten und Katholiken gemeinsam Kommunion halten, von denen die einen die Knie beugen vor dem gegenwärtigen Herrn, den der Priester aus dem Tabernakel holt, während die anderen erleben, wie der protestantische Pfarrer die nicht verzehrten Hostien in eine Schuhschachtel packt und den Wein in den Ausguss schüttet? So ist es; ich habe es beobachtet.

Die Weise, wie die Gegenwart Christi im Sakrament des Altars zustande kommt, ist nach der sicheren Lehre der Kirche die Verwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi. Das ist keine Meinung, das ist eine untrügliche Lehre. Das Vierte Laterankonzil, 1215 unter Papst Innozenz III., hat diese Lehre feierlich als Glaubenssatz der Kirche vorgeschrieben. Luther verwarf die Transsubstantiation, die Wesensverwandlung, in allen Schriften. Schon in der Schrift an den Adel und in der Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft er den genannten Begriff verworfen. Brot und Wein, so sagt er, sind unverwandelt und bleiben unverändert. Die Lehre von der Wandlung passte nicht in sein Konzept. Er sah – und zwar richtig – die Transsubstantiation verknüpft mit dem Weihe sakrament, also mit dem Priester als dem bevollmächtigten Vollzieher der Wandlung. Nun verfolgte er aber das Priestertum mit leidenschaftlichem Hass. So meinte er, mit der Preisgabe der Transsubstantiation auch das Priestertum tödlich getroffen zu haben. Die Leugnung der Wandlung in der heiligen Messe hatte ihre Folgen. Leib und Blut Christi sind nach Luther nur während des Genusses im Brot und Wein gegenwärtig, d.h. er bestritt die dauerhafte Gegenwart Christi mit dem Brot außerhalb des Gebrauches. Das Abendmahl sei nur bei der Feier des Genusses Sakrament, außerhalb dagegen sei es nichts. Diese Ansicht hatte Folgen: Die Aufbewahrung des Sakramentes hörte auf, das Sakrament wurde nicht mehr im Speisekelch geborgen für spätere Kommunionen, Tabernakel und Sakramentshäuschen wurden überflüssig, die Gotteshäuser wurden ihres göttlichen Gastes beraubt. Die Anbetung des Herrn, der sich in der Transsubstantiation gegenwärtig gesetzt hat, hörte auf, der geweihten Hostie kommt keine Anbetung zu. 1523 wurde in Wittenberg das Fronleichnamfest nicht mehr begangen. Unser Glaube dagegen versichert uns: Seit der Menschwerdung ist in Christus die Gottheit und die Menschheit unzertrennlich verbunden. So ist auch in der Eucharistie die Gottheit Christi mit dem sakramentalen Leib Christi ebenso verbunden, wie sie es in der Krippe und am Kreuze war. Es ist deswegen selbstverständlich, dass wir den Herrn anbeten. Und da erhebt sich wiederum die Frage: Können Menschen, die total verschieden über die Gegenwart Christi im Altarsakrament und über die Dauer der Gegenwart denken, können sie sich im eucharistischen Kult zusammenfinden?

Ein publikumswirksamer Einfall Luthers war die Einführung der Kommunion unter beiden Gestalten. Tatsächlich erzielte er damit bei manchen und eine Zeit lang Erfolg und Anhang. Er erklärte die Entziehung des Laienkelches für sündhaft, das hätten die Priester aus Tücke und List gemacht, um sich vom Volke abzugrenzen. Der Laienkelch wurde so zum Symbol seines Kampfes gegen die Priesterkirche. Von der Kommunion unter beiden Gestalten erwartete er die Abkehr von der Messe. Wenn aber das Sakrament unter beiden Gestalten empfangen wird, sagte er, dann wird die

Messe nicht mehr lange stehen. Er täuschte sich, und zwar in doppelter Hinsicht. Einmal behauptete sich die Kommunion unter einer Gestalt, und zum anderen legten die meisten Protestanten keinen Wert auf den Empfang des Abendmahls unter beiden Gestalten. Die Kommunion unter einer Gestalt ist sachlich und theologisch gut begründet. Es existiert kein göttliches Gebot, die Eucharistie unter beiden Gestalten zu empfangen. Von Anfang an haben Christen in gewissen Fällen nur unter einer Gestalt kommuniziert, bspw. wenn sie außerhalb der Kirche in ihren Häusern oder in Gefängnissen die Kommunion empfangen. Daraus geht hervor, dass sie die Kommunion unter einer Gestalt für vollständig und ausreichend erachteten. Das konnten sie tun, weil sie über die Eucharistie katholisch dachten. Seit dem 12. Jahrhundert kam aus Gründen der Zweckmäßigkeit die Übung auf, den Kommunikanten nur den Leib Christi zu reichen. Aus welchen Gründen? Nun, zunächst einmal war es schwierig für jede Gemeinde, die kostbaren Gefäße zu beschaffen. Bei großem Volksandrang bestand die Gefahr der Verschüttung. Es war auch abzusehen, dass die Meinung, man müsse beide Gestalten empfangen, zu dem Irrglauben führte, es sei nicht unter jeder Gestalt der ganze Christus lebendig gegenwärtig, also es bestand die Gefahr des Irrglaubens. Es kam dann noch hinzu die Abneigung vieler Menschen gegen das Trinken aus einem Kelche. Man sah auch die Gefahr der Essigbildung, wenn man die Gestalt des Weines länger aufbewahrte. Dazu kam die Armut vieler Länder, wo kein Wein wächst und den man dann teuer beschaffen musste. Schließlich gab es hygienische Erwägungen. Durch Berührung können Keime von einem Menschen auf einen anderen übertragen werden, Bakterien, Viren, Pilze. Das Trinken aus dem gemeinsamen Kelch kann zu einer alimentären Infektion führen. Das sind die Gründe, weswegen die Kirche die Kommunion unter einer Gestalt beibehalten hat. Wenn das Brot durch die Transsubstantiation das lebendige Fleisch Christi geworden ist, dann muss auch unter der Hülle des Brotes das Blut wie die Seele Christi mit seiner Gottheit gegenwärtig sein, denn ein lebendiger Leib ohne Blut und ohne Seele ist undenkbar. Es ist also auch unter einer Gestalt Christus ganz gegenwärtig, und man kann unter beiden Gestalten nicht mehr empfangen als unter einer Gestalt.

Luther änderte auch den Sinn des Abendmahlempfanges. Nach ihm sind Zweck und Wirkung des Abendmahls die Belebung des Glaubens an die persönliche Sündenvergebung. Ich wiederhole: die Belebung des Glaubens an die persönliche Sündenvergebung. Also das Entscheidende bei ihm im Abendmahl ist die Sündenvergebung, die Vergebung schwerer Sünden. Ganz verschieden von der katholischen Lehre, die eben Sündenreinheit vor dem Empfang der heiligen Kommunion verlangt. Für den Empfang der Eucharistie ist nach protestantischer Ansicht nicht würdig, wer sich aufgrund seiner Beichte für würdig hält, sondern wer im Glauben sich ganz auf die Vergebung Gottes verlässt. Das ist ein total verschiedener Sinn von Abendmahl und Kommunion. Das Konzil von Trient hat die Lehre Luthers verworfen, wonach die Hauptfrucht der Eucharistie die Vergebung der Sünden sei. Wenn es im Einsetzungsbericht vom Kelche heißt: „Dies ist mein Blut des Neuen Bundes, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden“, so hatte der Einsetzer, also Christus, nicht eine Wirkung des Sakramentes, sondern eine Wirkung des Opfers vor Augen. Es heißt ja nicht, das Blut werde genossen, sondern es werde vergossen zur Vergebung der Sünden. Es ist also auf das Kreuzesgeschehen abgestellt. Wie soll die gegenseitige Zulassung von Katholiken und Protestanten zu Abendmahl und Kommunion möglich sein, wenn der Katholik nur im Bewusstsein der Freiheit von schwerer Sünde den Leib des Herrn empfangen darf, während der Protestant gerade mit schwerer Sünde beladen zum Abendmahl hinzutritt? Wie soll das zusammengehen?

Die Lehre von der Eucharistie, meine lieben Freunde, ist bei Katholiken und Protestanten wesentlich verschieden. Über diese Verschiedenheit führt keine Brücke. Wer das protestantische Abendmahl empfängt, lehnt damit Priestertum, Messopfer, Wesensverwandlung und bleibende Gegenwart Christi ab. Wer die heilige Kommunion empfängt, bekennt alle diese Wahrheiten. Es ist logisch und psychologisch unmöglich, beides zugleich anzunehmen. Die evangelischen Christen erinnern sich beim Abendmahl an Christus – und das ist auch etwas; wir wollen es nicht bestreiten. Katholische Christen aber haben Christus wirklich, wahrhaft und wesentlich gegenwärtig. Man kann nicht mit zweierlei Glauben das Gedächtnis des Herrn begehen. Man kann sich nicht mit zweierlei Glauben dem Tisch des Herrn nahen; der eine schließt den anderen aus. Wir können diejenigen, die sich mit uns des christlichen Namens rühmen, nur bedauern, dass sie des Reichtums und der Fülle der katholischen

Eucharistielehre und Eucharistiefeyer nicht teilhaftig sind. Welches Glück, ja meine lieben Freunde, welches Glück ist es für den katholischen Priester, in der heiligen Messe sprechen zu dürfen, in realmystischer Identität mit Christus, wie Johannes Paul II. erklärte, in realmystischer Identität mit Christus: Das ist mein Leib. Das ist mein Blut. Welches Glück, ja welches Glück ist es für jeden katholischen Gläubigen, den wahren Leib des Herrn empfangen zu dürfen, samt der Bitte des Ausspenders: „Der Leib unseres Herrn Jesus Christus bewahre deine Seele zum ewigen Leben.“ Die Lösung des Gegensatzes zwischen katholischer Lehre und protestantischer Meinung besteht nicht in der gegenseitigen Zulassung zu völlig widersprüchlichen Vorgängen, sondern in der Rückkehr der getrennten Brüder und Schwestern zur Mutterkirche, die ihre Vorfahren zu ihrem eigenen Schaden verlassen haben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Protestantismus und katholische Kirche (2)

Nicht: Allein die Schrift, sondern: Schrift und Überlieferung

26.03.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn Sie ein evangelischer Christ fragt: Wo steht in der Bibel etwas von der Aufnahme Mariens in den Himmel? Was würden Sie da antworten? Die Antwort kann nur lauten: Darüber steht nichts in der Bibel. Wenn aber der evangelische Christ weiter fragt: Wie kann aber dieses Geschehnis ein Gegenstand des Glaubens sein, wenn es nicht in der Bibel steht? Wir Protestanten sind von Luther belehrt: Die Bibel enthält die volle und ganze Offenbarung. Sie bedarf keiner Ergänzung und keiner kirchlichen Erläuterung. Ihr göttlicher Inhalt erklärt sich durch den Geist Gottes für jeden ehrlich suchenden Menschen von selbst. Geglaubt werden darf nur das, was klar und deutlich in der Schrift ausgesagt ist. Ist das die katholische Lehre? Meine lieben Freunde, der Grundsatz, durch die Schrift allein wird der Glaube erkannt, dieses Prinzip ist eine Erfindung Luthers. Er stellte die Lehre von der Bibel als alleiniger Quelle und Richterin in Glaubenssachen auf, als er infolge des Gegensatzes seiner neuentdeckten Meinungen zur Lehre der Kirche sich entschloss, das kirchliche Richteramt und alle äußere Lehrautorität von sich zu weisen. Luther schrieb der Heiligen Schrift drei Eigenschaften zu, die wir jetzt prüfen wollen. An erster Stelle die Deutlichkeit. Die Schrift, sagt er, ist durch sich deutlich. Sie ist klar, so klar, dass man sie ohne jede Hinderung lesen kann. Es sei auf Erden kein klareres Buch geschrieben worden als die Heilige Schrift. Sie ist durch sich selbst ganz gewiss, ganz leicht, ganz offen. Sie erklärt sich selbst. Sie ist die Beweiserin, die Richterin, die Erleuchterin für alles und für alle. Stimmt das? Luther widerspricht sich selbst. Er hat ja die Unklarheit der Bibel schon dadurch zugegeben, dass er der Kirche vorwirft, fünfzehnhundert Jahre lang sie nicht verstanden zu haben. Er zeigt ja die ganze Kirche des Missverständnisses, bis er gekommen ist. Die Zeit vor ihm habe die Bibel gelesen, aber nicht begriffen. Wie kam er zu der Behauptung, die Schrift sei klar? Er kam zu ihr, weil er sein eigenes Verständnis als das allein richtige ansah und jedes andere Verständnis abwies. Schon damals haben die katholischen Gegner Luthers gegen diese Meinung eingewandt: Ist die Schrift so klar, hell und leicht zu verstehen; wie sind dann die von der Kirche Abgewichenen so uneinig über das Wort: Dies ist mein Leib? Zwingli und Calvin auf der einen Seite und Luther auf der anderen Seite vertraten ja völlig verschiedene Auffassungen über das Wort des Herrn: Dies ist mein Leib. Sie lasen Gegensätzliches heraus. Wie kann dann die Schrift klar, hell und leicht für jeden sein? Luther selbst erlebte, wie sich die Anhänger seiner Partei widersprachen in dem, was sie aus der Bibel herauslasen. Mit zunehmendem Alter erkannte er, dass alle Lehrabweichung, alle Ketzerei sich auf die Bibel beruft. Er kam dazu, die Bibel als ein „Ketzerbuch“ zu bezeichnen. Die zweite Eigenschaft, die Luther der Bibel zuschreibt, ist die Wirksamkeit. Jeder Bibelleser wird nach ihm vom Geist in die Wahrheit eingeführt. In jede einzelne Christenseele senkt sich die Erkenntnis der religiösen Wahrheit als die Frucht der von Gott unmittelbar gewirkten Gewissheit. Der Geist belehrt jeden durch das innere Wort beim Lesen der Schrift. Dagegen ist zu sagen: Eine allgemeine, innere übernatürliche Erleuchtung jedes Bibellesers ist nicht zu erweisen, denn nicht alle empfinden beim Lesen der Bibel einen gewissen

Geschmack für ihre göttliche Herkunft. Auch fehlt die Erleuchtung, die zur Wahrheit führt, wie die widersprechenden Deutungen aufmerksamer und gutwilliger Schriftleser zeigen. Zur Wirksamkeit der Schrift gehört nach Luther auch, dass sie sich selbst beglaubigt und interpretiert. Sie erweist sich nach ihm als Wort Gottes kraft ihres Inhaltes, aufgrund eines inneren Zeugnisses des Heiligen Geistes, durch ihre glaubenswirkende Kraft. Wir antworten darauf: Wenn die Schrift sich selbst beglaubigt und interpretiert, dann ist unerklärlich, dass viele unbefangene Bibelleser nichts davon verspüren, sie vielmehr wie ein Buch beliebiger anderer Art lesen. Ihre Lektüre belehrt den einen so und den anderen anders. Eine einigende allgemeine Lehre einer Kirchengemeinschaft kann auf dem Wege der Schriftlesung nicht gewonnen werden. Die dritte Eigenschaft, die Luther der Schrift zuweist, ist die Vollständigkeit oder Hinlänglichkeit. Es bedarf zum Heile keiner anderen Quelle, insbesondere nicht der Überlieferung, der Tradition. Die lutherische These von der Schrift allein richtet sich erstens gegen das Bestehen von außerbiblichen Offenbarungsüberlieferungen, zweitens gegen die Existenz eines autoritativen kirchlichen Lehramtes, das die schriftlich oder mündlich überkommene Heilsbotschaft verkündigen, beglaubigen und erklären soll. Wir antworten darauf: Nur ein Teil des der Kirche anvertrauten Wahrheitsbesitzes ist in den Schriften des neutestamentlichen Kanons niedergelegt. Nirgends, nirgends wird gesagt oder angedeutet, dass die neutestamentlichen Schriftsteller alles haben schreiben wollen, was den Gläubigen zu wissen wesentlich ist, oder alles, was sie mündlich gelehrt hätten. Es gibt keine Äußerung der Heiligen Schrift, dass die gesamte christliche Wahrheit in ihr enthalten ist und dass neben ihr keine anderen, zum Glauben verpflichtenden Überlieferungen existieren. Das Johannesevangelium sagt an mehreren Stellen, dass es selbst unvollständig ist und dass alle Evangelien unvollständig sind. „Wenn alles geschrieben würde, was Jesus getan hat, würde die Welt die Bücher nicht fassen“, sagt Johannes, „die da geschrieben werden müssten.“ Die Schriften der Apostel und ihrer Schüler sind Gelegenheitschriften. Sie machen keinen Anspruch, eine vollständige Darstellung der Lehre Jesu und der Predigt der Apostel zu sein. Zum Teil sind sie nur für die Bedürfnisse einzelner Gemeinden oder einzelner Personen geschrieben.

Luther und seine Anhänger haben sich an die von ihnen aufgestellte Losung, durch die Schrift allein, nicht gehalten. Aus der Schrift ergibt sich nicht, welche Bücher zu ihr gehören. An keiner Stelle der neutestamentlichen Schriften wird gesagt, dies und dies und dies sind inspirierte heilige Schriften. Auch die Lutheraner hielten sich an den Kanon, d.h. an das von der Kirche aufgestellte Verzeichnis der heiligen inspirierten Bücher, ohne die Autorität der Schrift, die es dafür nicht gibt. Sie übernahmen von der Kirche, die sie verworfen hatten, die Aufstellung der heiligen Schriften. Auch Luther hat die Sammlung der inspirierten Bücher aus der Hand der Kirche entgegengenommen, die er in Grund und Boden verdammt hatte. Er hielt sich an das überkommene Verzeichnis der inspirierten Bücher; er fügte keine andere Schrift hinzu. Schließlich bewahrte Luther vieles, wofür eine ausdrückliche Berufung auf die Heilige Schrift unerweislich ist. Man denke etwa an die Einführung der Sonntagsfeier. An keiner Stelle der Schrift ist geboten, anstelle des Sabbats den Sonntag zu heiligen. Das sagt uns die Überlieferung, das sagt uns die Tradition. Die täglich gebrauchten Ausdrücke Dreieinigkeit und Sakrament finden sich nicht in der Schrift, aber Luther hat sie behalten. Ebenso der Begriff Erbsünde: er findet sich nicht wörtlich in der Schrift. Aber Luther hielt daran fest und hat daraus seine ganze Theologie entwickelt. Gegen Gesinnungsgenossen, die von seiner Lehre abwichen, pochte er auf neue vom kirchlichen Lehramt geschaffene Wörter wie Gleichwesentlichkeit; das Wort steht nicht in der Heiligen Schrift, es ist von der Kirche entdeckt und als Erklärung der Heiligen Schrift vorgelegt worden. Luther zeigte mit der Verwendung dieses Begriffes, dass er mit der Schrift alleine nicht auskam. Die so genannten Reformatoren haben einerseits in Verfassung, Gottesdienst und Sitte manches beibehalten, was sich nicht unmittelbar und notwendig aus der Schrift beweisen ließ. Nicht in der Schrift klar ausgesprochene Traditionen sind beispielsweise die beständige Jungfrauschafft Mariens, an der Luther festhielt, die Höllenfahrt Christi, die Kindertaufe, die Gleichwesentlichkeit der göttlichen Personen. Die Reformatoren sind andererseits von manchen Dingen abgegangen, die sie in der Schrift vorfanden. Sie haben die Stiftung Christi, das Abendmahl, auf den Morgen verlegt, obwohl es doch mit Sicherheit in der Dunkelheit abgehalten wurde. An diesen Beispielen sehen Sie, meine lieben Freunde, dass wir die Folgerung ziehen müssen: Es gibt eine biblische und eine außerbiblische Vermittlung der apostolischen Verkündigung: Schrift und Tradition. In diesem Sinne erklärte das Konzil

von Trient, dass die Wahrheit der Offenbarung „in geschriebenen Büchern und in ungeschriebenen Überlieferungen“ enthalten ist. Diese Erklärung wurde vom Ersten Vatikanischen Konzil wörtlich aufgenommen und bestätigt. Und das Zweite Vatikanische Konzil sagt: Überlieferung und die Schrift sind der Spiegel, in dem die Kirche Gott anschaut. Die Heilige Schrift, so sagt das Konzil, ist Gottes Rede, die heilige Überlieferung gibt Gottes Wort weiter. Und dann folgt der gewichtige Satz: „Die Kirche schöpft ihre Gewissheit über alles Geoffenbarte nicht aus der Schrift allein“, sondern eben auch aus der Überlieferung. Die Tradition ist sogar in gewisser Hinsicht der Schrift überlegen, denn sie enthält die gesamte christliche Lehre, die sich mündlich fortpflanzte, während die Heilige Schrift nur einen großen Teil dieser Lehre enthält.

Was wir hier durch Überlegungen gewonnen haben, wird bestätigt durch die Geschichte. Das Christentum wurde nicht durch die Heilige Schrift, sondern durch das lebendige Wort gegründet und ausgebreitet. Jesus Christus hat gepredigt und selbst keine einzige Zeile geschrieben. Er hat seine Kirche gestiftet ohne Schrift. Die Kirche war, ehe die Schrift entstand. Und Christus hat den Aposteln auferlegt, das Evangelium zu predigen, nicht es niederzuschreiben. Die Apostel gewannen die ersten Gläubigen lange, bevor eine einzige neutestamentliche Schrift entstanden war. Sie haben es als ihre Amtspflicht betrachtet, zu predigen, nicht zu schreiben. Das mündliche Wort, die Predigt, galt überall als Mittel zur Verbreitung des Evangeliums. Keine Gemeinde ist auf schriftlichem Wege für das Christentum gewonnen worden. In keinem Briefe ist eine auf die Bekehrung berechnete systematische Belehrung gegeben. Alle Briefe sind an gläubige Gemeinden gerichtet, gläubig geworden durch das Wort. Ehe noch die Schriften geschrieben und gesammelt waren und gelesen wurden, waren die Kirchen selbst gegründet, waren die Bischöfe in ihnen aufgestellt, denen die Apostel das Glaubensgut übergeben hatten. Die Kirche bestand schon viele Jahre, ehe der Anfang schriftstellerischer Wirksamkeit gemacht wurde.

Bücher, meine lieben Freunde, müssen gelesen, verstanden und ausgelegt werden, wenn ihr Inhalt fruchtbar und wegweisend werden soll. Die Auslegung der Schrift geschieht nach Luther unter Erleuchtung durch den Heiligen Geist. Jeder Gläubige ist berechtigt und befähigt, die Schrift zu lesen und auszulegen. Jeder Gläubige hat die Fähigkeit und das Recht, gegen jede Lehrautorität die Stimme des Heiligen Geistes zu hören, die im Evangelium zu seinem Inneren spricht. Er stellt also den Einzelnen über die Kirche und selbstverständlich erst recht über den Primat des Papstes. Statt der kirchlichen Autorität ist nur die private Erkenntnis des Einzelnen maßgebend für das, was er aus der Schrift herausliest. Niemand aber ist nach Luther mehr erleuchtet als er selbst. Das reine und lautere Wort Gottes findet sich allein in seiner Erklärung der Schrift. Er sprach von der Klarheit des äußeren Wortes (der Bibel), weil er sein Verständnis der Heiligen Schrift als das einzig richtige ausgab. Dasselbe gilt von seiner Behauptung, die Bibel erkläre sich selbst. Das konnte er sagen, weil er seine eigene Auslegung damit meinte. Thomas Müntzer, Andreas Karlstadt, Kaspar Schwenckfeld – um nur einige zu nennen – waren auch von der Kirche abgewichen, aber sie legten die Bibel anders aus als Luther, und sie beriefen sich dabei auf das von ihm proklamierte Recht der freien Auslegung durch jedermann. Martin Luther ließ ihre Auslegung nicht gelten, er verfolgte sie vielmehr unerbittlich. Das Recht des Gewissens, das er für sich in Anspruch nahm, erkannte er ihnen nicht zu. Schon im Jahre 1525 klagte er: „Es sind so viel Sekten und Glauben als Köpfe“ – es sind so viel Sekten und Glauben als Köpfe. Die Auslegung nach dem von Luther aufgestellten Grundsatz führt zu dem Ergebnis, das ein evangelischer Exeget unserer Tage, nämlich Ernst Käsemann, in dem Satz zusammenfasst: „Der neutestamentliche Kanon begründet als solcher nicht die Einheit der Kirche, sondern die Vielzahl der Konfessionen.“ Ich wiederhole noch einmal diesen fundamentalen Satz: Der neutestamentliche Kanon begründet als solcher nicht die Einheit der Kirche, sondern die Vielzahl der Konfessionen.

Wir erkennen aus diesen Ansichten: Eine einheitliche Auslegung der Schrift ist notwendig, wenn sich eine Gemeinschaft um diese Schrift bilden soll. Nur wenn ihre Glieder dasselbe glauben und demselben nachstreben, kann es eine echte Zusammengehörigkeit geben. Wenn Gott wollte, dass seine Offenbarung auch schriftlich festgehalten wird, dann musste er dafür sorgen, dass ihr Sinn sicher erkannt wird, sonst wäre seine Absicht zunichte gemacht. Ein Konglomerat von Meinungen musste Gottes Plan zerstören. Die sichere Erkenntnis und das treue Bewahren des Schriftsinnes können nur erreicht werden durch eine Institution, die sich im Laufe der Jahrhunderte durchhält und die mit der

Vollmacht begabt ist, die Schrift auszulegen. Das ist die Kirche, die wir bekennen. Sie erscheint von Anfang an als Hüterin und Verkünderin einer Glaubenshinterlage im Sinne von göttlich geoffenbarten Wahrheiten. Ein undogmatisches Christentum hat es nie gegeben! Daraus folgt: Damit eine Aussage als geoffenbarte Wahrheit gelten kann, ist nicht gefordert, dass sie sich ausdrücklich und wörtlich in der Heiligen Schrift findet, es genügt, dass sie im Glaubensbewusstsein der Kirche nachweisbar ist. Dieses aber (das Glaubensbewusstsein) stützt sich auf die Schrift und auf die Überlieferung. Schrift und Überlieferung tragen wie Keime in der Natur die als Offenbarung erkannte Wahrheit in sich. Das mit dem Glauben an die immanente Leitung der Kirche durch den Heiligen Geist bewaffnete Auge sieht auch in dem noch mehrdeutigen Keim die spätere Entwicklung präformiert. Es erkennt mehr, als der Wortlaut der Texte herzugeben scheint. In einem Text können Inhalte verborgen sein, die auf den ersten Blick nicht zu erkennen sind. Aber was darin eingeschlossen ist, kann entwickelt, entfaltet werden. Die beiden Faktoren der Entwicklung sind das Walten des Heiligen Geistes im Lehramt und in den Gläubigen, sowie die Arbeit der theologischen Wissenschaft. Wenn also ein Protestant fragt: Wo steht in der Bibel etwas von der Aufnahme Mariens in den Himmel? Dann antworten wir mit dem Papst Pius XII.: Diese Wahrheit stützt sich – nititur heißt das lateinische Wort – auf die Heilige Schrift als letzte Grundlage. Diese stellt uns nämlich Maria vor Augen als mit ihrem göttlichen Sohn innigst verbunden und sein Los immer teilend. Deshalb scheint es beinahe unmöglich, sie von ihm nach diesem irdischen Leben, wenn nicht der Seele, so doch dem Leibe nach getrennt zu sehen. Dann kommt er in seiner Enzyklika zur Dogmatisierung des Dogmas auf die Überlieferung zu sprechen: Die gesamte Kirche, in welcher der Geist der Wahrheit lebt, der sie zur Erkenntnis der geoffenbarten Wahrheiten lenkt, hat durch Jahrhunderte vielfältig ihren Glauben an diese Wahrheit bekundet. Sie ist den Seelen der Gläubigen inwendig eingepflanzt, eingepropft. Sie ist durch den Gottesdienst der Kirche seit den ältesten Zeiten bekräftigt. Sie stimmt überein mit den übrigen geoffenbarten Wahrheiten. Sie ist durch die Wissenschaft und Weisheit der Theologen entfaltet und erklärt. So ist es: Schrift und Überlieferung bilden die Gesamtheit der Offenbarungsmittlung Gottes an uns. Wenn nun ein Protestant fragt: Wo steht in der Bibel etwas von der Priesterweihe? Dann gerät ein unterrichteter katholischer Christ nicht in Verlegenheit. Er wird antworten: Ein wurzelhafter Beleg für diese Wahrheit ist der Befehl und die Vollmacht, die in dem Abendmahlswort Christi liegen: „Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Diesen Satz hat die Kirche immer verstanden als Auftrag und Ermächtigung der Apostel und ihrer Nachfolger, das zu tun, was Christus beim letzten Abendmahl getan hat. Wenn ein Protestant fragt: Wo steht in der Bibel etwas von der Wandlung, von der Transsubstantiation? Dann antworten wir: Nach dem Bericht der Bibel nahm Jesus Brot – Brot! – in seine Hände, sprach den Segen darüber und forderte die Apostel auf, zu essen, mit der Begründung: Was soeben noch Brot gewesen ist, das ist jetzt mein Leib. Das ist die Fundstelle, die Quelle der Lehre von der Transsubstantiation. Der schlichte Satz: Das ist mein Leib, führte zu dem Begriff der Wesensverwandlung in der heiligen Messe. Meine lieben Freunde, die Lehre von Schrift und Tradition in der katholischen Kirche ist gut begründet. Wir brauchen keinen Zweifel zu hegen, dass hier die Wahrheit vorliegt. Wer diese beiden Strömungen, diese beiden Stränge der Offenbarung aufgibt, der landet im Lehrchaos.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Protestantismus und katholische Kirche (3)

Luthers Eheansichten

02.04.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben an den vergangenen Sonntagen Leben und Lehre von Martin Luther uns vor Augen geführt. Ich habe mich bemüht, gerecht und objektiv zu sein; auch dem Gegner schuldet man Ehrlichkeit. Wir wollen heute zum letzten Mal uns diesem Thema zuwenden und uns gewiss machen, welche Ansichten Luther über den Bund von Mann und Frau seinen Anhängern hinterlassen hat. In seinen frühen Jahren stand er fest auf dem Boden der katholischen Lehre. Noch im Jahre 1518, in der Auslegung der Zehn Gebote, hat er die richtige katholische Lehre über die Ehe dargelegt. Danach stand ihm die gottgeweihte Jungfräulichkeit höher als der Ehestand, der aber keineswegs als sündhaft ausgegeben wird. Zwei Jahre später, in der Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft, hat er seine Ansicht radikal gewandelt. Er leugnet jetzt den sakramentalen Charakter der Ehe. „Wisse, dass die Ehe ein äußerlich, leiblich Ding ist wie andere weltliche Handlung. Ehesachen gehen die Pfarrer nichts an, sondern gehören vor die weltliche Obrigkeit.“ Er sucht zwar die Ehe als weltlichen Bund der Liebe, aber eben ohne sakramentalen Charakter, mit religiöser Weihe und geistlicher Würde zu umkleiden, es müsse für die Tugend gearbeitet werden und die eheliche Treue gepflegt werden, aber er bleibt dabei: Hochzeit und Eheschließung ist ein weltliches Geschäft. Ehesachen gehen die Gewissen nichts an, sondern gehören vor die weltliche Obrigkeit. Er selber will mit Ekehändeln nichts zu tun haben. „Sie sollen es machen in Teufels Namen, wie sie es wollen“, so schreibt er. Die bedrängten, also streitigen Teile sollen sich nach ihm um Rechtsschutz zum „Scheißhaus der Juristen“ bemühen.

Man sagt Luther nach, er habe gegenüber früheren Jahrhunderten die Würde der Frau wieder erhoben und den Stand der Ehe zu seinem nötigen Ansehen gebracht. Daran ist kein wahres Wort. Er spricht nicht selten in einer wenig ehrenvollen, ja verletzenden Weise von der Frau. Im Jahre 1524 führte er in einer Predigt aus: Der Leib der Weiber sei nicht stark und ihre Seele noch schwächer. „Das Weib ist ein halbes Kind“, sagt er wörtlich, „wer ein Weib nimmt, soll sich als Wächter eines Kindes fühlen. Sie ist auch ein tolles Tier, erkennt ihre Schwäche an.“ Er eifert gegen jene, welche über die Leiden der Mutter bei der Schwangerschaft und bei der Geburt klagen. „Ob sie sich aber auch müde und zuletzt tottragen, das schadet nichts. Lass sie nur tottragen, dazu sind sie da.“ Mit der ihm eigenen Bedenkenlosigkeit kommt er zu dem Ausspruch: „Weiber müssen entweder zur Ehe oder zur Hurerei gebraucht werden.“ Von geschlechtlichen Dingen sprach er widerwärtig, roh, derb. Er unterhielt seine Tischgenossen mit taktlosen und unanständigen Anekdoten. Mit seinen ungehörigen Reden, Scherzen und Äußerungen über Geschlechtliches könnte man eine kleine Schrift füllen. Den gegen den Glauben Versuchten rät er, von wollüstigen Dingen zu sprechen, das sei ein unfehlbares Mittel gegen Glaubensschwierigkeiten.

Die Stellung Luthers zur Ehe ist zutiefst geprägt von seiner Meinung, Enthaltbarkeit und Keuschheit sei unmöglich. Er lehrt die Unüberwindlichkeit des fleischlichen Triebes im Menschen. „So wenig es in meiner Macht steht“, erklärt er, „dass ich kein Mannsbild bin, also wenig steht es auch

frei bei mir, dass ich ohne Weib sei.“ Die Enthaltbarkeit sei eine seltene Gabe Gottes; von Tausenden und Tausenden habe nur einer sie. Wer die Gnade der Keuschheit von Gott hat, ist kein natürlicher Mann. Nach Luther ist die Ehe für jeden Menschen unausweichlich, ja sogar für jeden Menschen geboten, der nicht die sonderliche Gnade Gottes genießt. Ohne Ehe müsse man in Sünden des Fleisches verfallen. Der Mensch muss sich besamen und mehren wie alle Tiere, sagt er.

Luther schreckte nicht zurück, Gottes Willen über der Ehe zu missachten. Im Jahre 1523 schrieb er: „Es ist nicht verboten, dass ein Mann mehr als eine Frau halten dürfe.“ Als 1524 ein Ehemann in Orlamünde zwei Frauen haben wollte, da erklärte er, er könne es nicht verbieten, in der Heiligen Schrift sei nichts zuwider gefunden. Luther gab also die Einheit des Ehebandes, die Einehe grundsätzlich preis. Das war selbst seiner Ehefrau zu viel. Als er mit ihr stritt, ob ein Mann nicht mehrere Frauen haben könne, sagte Katharina von Bora: „Ehe ich das gestatte, gehe ich lieber ins Kloster zurück und lasse Euch mit den Kindern allein.“ 1531 wurde Luther in die englische Ehesache hineingezogen. Er erkannte, dass an der Gültigkeit der Ehe König Heinrichs VIII. mit Katharina von Aragonien nicht zu rütteln war. Aber er empfahl der Königin, zu erlauben, dass der König noch eine andere Königin heirate. Immer mehr gewöhnte er sich daran, die Doppelehe als erlaubt zu betrachten. Der Landgraf Philipp von Hessen war 1539 entschlossen, neben seiner Gemahlin Christine das junge Fräulein Margarethe von der Saale zu ehelichen. Er begründete seinen Entschluss mit dem Satze: „Ich kann mich nicht enthalten, ich muss Hurerei bei dem Weibe treiben.“ Der Fürst ging Luther in der Sache an. Luther, Melanchthon und Bucer genehmigten die zweite, die Nebenehe. Was vom Ehestand im Gesetze des Moses zugelassen sei, das sei auch im Evangelium nicht verboten. Dieses unerhörte Schriftstück findet in der ganzen Kirchengeschichte keine Parallele. Am 4. März 1540 traute der Hofprediger Melander den Landgrafen Philipp mit der 17-jährigen Margarethe von der Saale.

Luther hatte seine eigene Ansicht auch über die geschlechtliche eheliche Einigung. Er sagte, dass keine Ehepflicht ohne Sünde geschieht. Es geschehe zwar unleugbar Sünde, aber man dürfe und solle sie tun. Der eheliche Akt – ich zitiere wörtlich: „ist eine Sünde, in nichts sich unterscheidend von Ehebruch und Hurerei, soweit die sinnliche Leidenschaft und die hässliche Lust in Betracht kommt. Gott rechnet aber den Eheleuten die Sünde nicht an, wegen seiner Barmherzigkeit, da es ihnen unmöglich ist, sie zu meiden.“ Hier zeigt sich wieder seine in sich unmögliche Anrechnungstheorie, nach der Gott imstande ist, eine Sünde nicht zu sehen, die in Wirklichkeit geschehen ist. Von katholischer Seite wurde diese Lehre von Anfang an zurückgewiesen. Luthers Lehre von der Unwiderstehlichkeit des Geschlechtlichen wirkte sich auch auf seine Beurteilung geschlechtlicher Verfehlungen aus. Die sinnliche Leidenschaft, sagt er, kann durch kein Mittel geheilt werden, nicht einmal durch die Ehe, denn – jetzt kommt seine Äußerung: – „denn der größere Teil der Eheleute lebt in Ehebrüchen“. Nach dem 6. Gebot sei alles voll Ehebrecher und Ehebrecherinnen, alle seien Ehebrecher, alle seien Hurentreiber. Wegen unserer Begierde sehe uns Gott als solche an und gebe deshalb das 6. Gebot. Wo wir Raum, Zeit, Statt und Gelegenheit hätten, brächen wir alle die Ehe; die Art ist allen Menschen eingepflanzt.

Das göttliche Gebot der Unauflöslichkeit gilt für Luther nicht. Er gibt sechs Fälle an, in denen er die Lösung des Ehebandes gestattet. Erstens: bei Verweigerung der ehelichen Pflichten. Der verletzte Teil dürfe eine neue Ehe eingehen. Und hier steht der Ausspruch von ihm, der böses Blut gemacht hat: „Will die Frau nicht, komme die Magd.“ Das ist wahrscheinlich nicht so gemeint gewesen, dass man von einer Ehefrau zu einer anderen weiblichen Person übergehen könne, aber es ist sicher, dass es so verstanden wurde. Will die Frau nicht, komme die Magd. Zweitens gestattete er die Lösung des Ehebandes bei Ehebruch. Drittens: wenn ein Teil nicht gestatten will, dass man christlich miteinander lebe. Viertens: wenn ein Teil sich als physisch untauglich, also z.B. impotent, zur Ehe herausstellt, dann kann der andere die Ehe als gelöst ansehen. Auch bei Aussatz dürfe der gesunde Teil zu neuer Verehelichung schreiten. Nach Luther kann die Frau, die von ihrem Mann keine Kinder erzielt, was ja auch ohne Impotenz z.B. bei Unfruchtbarkeit möglich ist, mit dessen Zustimmung in der Stille die Ehe lösen und einem anderen, z.B. dem Bruder, beiwohnen, aber in heimlicher Ehe, denn das Kind soll dem ersten Manne zugeschrieben werden, von dem es gar nicht stammt. Fünftens: sei die Ehe mit der Witwe des Bruders ungültig. Sechstens: wenn ein Teil sich trenne und davongehet, sei der unschuldige Teil frei und dürfe sich verändern. Infolge dieser Freigabe der Ehescheidung nahmen die Ehescheidungen in der Zeit Luthers enorm zu. Georg Witzel, der ursprünglich Protestant war und

sich dann zum Katholizismus bekehrte, schreibt im Jahre 1542: „Von Christi Geburt an sind nicht so viele Ehescheidungen geschehen als diese fünfzehn Jahre, da Luther das Regiment hat.“

Das Luthertum hat die Klöster geöffnet, die heiligen Bande der Gelübde zersprengt und zahlreiche Geistliche in Niederungen geworfen, gegen die ihr eigenes Gewissen Protest erhob. Einer von ihnen war Martin Luther selbst. Sein Absturz ist die Folge seiner Lehre und seines Lebenswandels. Er vergaß, dass die geschlechtliche Entsagung ein gern Gott gebrachtes Opfer für den wird, welcher das Gebet pflegt, die Schutzmittel der Tugend braucht und die vielfältigen geistigen Vorteile seines Standes benützt. Wer dagegen die unumgänglichen Pflichten und Regeln einer gottgeweihten Person verwirft und verletzt, steuert auf seinen eigenen Untergang hin. Zu ihnen gehört Luther. Er hat frühzeitig das Gebet beschränkt oder aufgegeben, wie er selber gesteht; er hat die Messe unterlassen; er hat nicht die nötige Bescheidenheit im Essen und Trinken gezeigt. Am 14. Mai 1521 schreibt er von der Wartburg: „Ich sitze den ganzen Tag hier in Untätigkeit und fülle mir den Leib.“ Mehr als einmal schreibt er in seinen Briefen: „Ich fresse wie ein Böhme und saufe wie ein Deutscher.“ Einem schwankenden Ordensmann schreibt er, dass Keuschheit so wenig in unserer Macht sei, als Wunder zu wirken. „Euer Leib fordert es und darf es. Gott will es und zwingt.“ Mit solchen Ratschlägen führte er Gelübdeträger zum Abfall, bereitete aber auch seinen eigenen Ruin vor. Lange Zeit wurde er der Unruhe des Gewissens nicht Herr, wenn er an eine Heirat dachte. Nur allmählich gelangte er durch eigenen und fremden Zuspruch dazu, die nagenden inneren Bedenken zu ersticken. Im Herbst 1524 legte er das Ordensgewand ab. Das war ein Anzeichen seiner beginnenden Veränderung. Noch am 30. November 1524 schrieb er: „Mein Sinn steht nicht nach der Ehe.“ Aber damit täuschte er sich und andere. Luther hatte in seinem Hause in Wittenberg – er wohnte ja im ehemaligen Kloster – mehrere weibliche Gäste, mit denen er sehr ungebunden umging, und gegenüber denen er sich wenig Schranken auferlegte. Unter ihnen waren auch die ehemaligen Nonnen aus Nimbschen, die er hatte entführen lassen. In Nimbschen bei Grimma befand sich nämlich ein Zisterzienserinnenkloster. Ein Teil der Nonnen war ohne Beruf in dieses eingetreten, oder war durch fortgesetzte Pflichtuntreue und Lauheit allmählich mit Überdruß gegen diesen Stand erfüllt worden. Diese Nonnen setzten sich mit Luther in Verbindung, und er betrieb ihre gewaltsame und listige Entführung. Am Karsamstag 1523 nahmen zwölf Klosterfrauen unter der Decke eines Planwagens Platz und verließen das Kloster. Sie kamen nach Wittenberg, und Luther trat zu ihnen in vertraute Annäherung. Er warf ein Auge auf Katharina von Bora. Am 4. Mai 1525 nennt er sie „meine Käthe“ und erklärt, sie bald zur Ehe nehmen zu wollen. Am 3. Juni 1525 findet sich das erste Anzeichen einer bevorstehenden Verheiratung. Er möchte, so sagt er, im Ehestande erfunden werden, bevor er stirbt. Am 13. Juni 1525 abends vollzog er in seiner Wohnung die Heirat mit der Bora. Eine öffentliche Feier fand am 27. Juni statt. Im Grunde waren es die peinlichen Gerüchte, die über seine Intimität mit der Bora umliefen, welche den Abschluss der Verbindung so beschleunigten. Wann geschah er? Er geschah vor dem schrecklichen Hintergrund des Bauernkrieges. Der Himmel war gerötet von den Flammen der Häuser, welche die Bauern angezündet hatten, und die Erde war getränkt vom Blute der Bauern, die von den Herren überwältigt wurden. Das war der Hintergrund seiner Heirat.

Luther war Mönch und Priester, also auf doppelte Weise zu geschlechtlicher Enthaltbarkeit verpflichtet, durch Gelübde und Gesetz. Aber er machte sich den Bruch einfach. Er erklärte: Gott hat es gewollt. Der Herr hat mich in den Ehestand geworfen. Er nahm also für sich in Anspruch, in unmittelbarer Verbindung mit Gott zu leben, der ihn befugte, sich über sittliche Gebote und kirchliche Gesetze hinwegzusetzen. In der Kirche, die er verlassen hatte, regiert nach seiner Meinung der Teufel; aber zu ihm und durch ihn spricht Gott. Der einstige gottgeweihte Mönch und Diener des Altars brach in sakrilegischer Weise sein Gelübde und schloss eine ungültige Ehe mit einer ebenfalls durch Gelübde gebundenen Nonne. Das weltliche Recht erkannte damals die Ehen der Priester und Mönche nicht an. Luther war deswegen lange Zeit in Besorgnis wegen der bürgerlichen Anerkennung seines neuen Standes. Daher kommt auch sein Hass gegen die Juristen, denn die Juristen hielten seine Ehe für ungültig. Angst und Trauergedanken, an denen er häufig litt, suchte er fortan durch Umarmungen seiner Frau zu vertreiben. „Wie oft“, schreibt er, „habe ich meine Frau umarmt, und wie oft die Unbekleidete betrachtet, nur um mit dem Reize die Gedanken Satans zu vertreiben.“ Die besten Kämpfe mit dem Teufel habe er im Bette gehabt, an der Seite seiner Gattin.

Meine lieben Freunde, Luther hatte Erfolg mit seinen Vorstellungen von der Ehe. Diese kamen der Mentalität von Menschen, die allein auf das Irdische, Diesseitige und Fleischliche abstellen, entgegen. Zahlreiche weltliche Regierungen und Parlamente sahen in der lutherischen Auffassung von der Ehe ein geeignetes Mittel, ihren Völkern und Ländern zu gefallen und sie setzten sie in Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit um. Besonders wirksam waren die Männer der Französischen Revolution, also in einem katholischen Lande. Diese Atheisten und Antichristen machten sich die Vorstellungen Luthers über die Ehe zu eigen. Die Ehegesetzgebung, die sie schufen und die noch heute gilt, sieht in der Ehe einen bürgerlichen Vertrag, der jederzeit gelöst werden kann. Nach ihnen haben viele – auch katholische – Länder ihre Ehegesetzgebung übernommen, d.h. den Ansichten Luthers angeglichen. In Deutschland hat das Bürgerliche Gesetzbuch, das am 1. Januar 1900 in Kraft trat, die Ehe im Wesentlichen nach protestantischen Prinzipien ausgestaltet. Die späteren Eingriffe in das Eherecht rückten noch weiter von christlichen Elementen ab. Es ist nicht zweifelhaft, dass Luther damit einverstanden gewesen wäre. Die Ehe ist eine weltliche Sache, so hatte er erklärt. Von Gottes Erlösungsordnung, aber auch von seiner Schöpfungsordnung, an der Luther festhielt, ist im staatlichen Eherecht nicht mehr die Rede. Die Ehe ist dem Kauf- oder Tauschvertrag angenähert. Die Ehe ist eine weltliche Sache, sagt Luther. Daraus ergibt sich: Der Abschluss der Ehe ist Sache des Staates, geschieht auf dem Standesamt. Und so hat er die obligatorische Zivilehe im Grunde vorbereitet. Die Ehe ist eine weltliche Sache, sagt Luther. Daraus folgt: Der Staat kann den Vertrag, der vor ihm geschlossen wurde, auflösen. Die Gründe der Auflösung liegen in seiner Hand. Sie alle überwölbt der eine Grund, das sog. Scheitern der Ehe, die Zerrüttung. Die Ehe ist eine weltliche Sache, sagt Luther. D.h. der Staat bestimmt, welche Verbindung zweier Menschen darunter fällt. Neuerdings deckt der Begriff Ehe auch das Miteinander gleichgeschlechtlicher Personen. Ich stelle die Frage, meine lieben Freunde: Müssen offenbarungsgläubige Christen Luther dankbar sein für seine Ehelehre?

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Zeugen der Auferstehung

16.04.2017 (Ostersonntag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Auferstehung unseres Heilandes Versammelt!

Woher weiß die Menschheit, dass der am Kreuz gestorbene Jesus von Nazareth wieder lebendig geworden ist? Sie weiß es, weil er sich nach seinem Lebendigwerden gezeigt hat. Es haben ihn Menschen gesehen. Jene, die ihn gesehen haben, nennen wir Zeugen. Einer von ihnen, er heißt Petrus, bekennt: „Gott hat ihn auferweckt und ihm verliehen zu erscheinen, nicht allem Volke, sondern den von Gott im Voraus ausgewählten Zeugen, uns, die wir nach seiner Auferstehung von den Toten mit ihm gegessen und getrunken haben.“ Wer sind die von Gott auserwählten Zeugen? Wir kennen ihre Namen. Die zeitlich älteste Liste der Zeugen der Auferstehung oder besser des Erscheinens des Auferstandenen liegt im 1. Brief des Apostels Paulus an die Gemeinde in Korinth vor. An oberster Stelle erwähnt er dort die Erscheinung vor Kephas – das war der ursprüngliche Name des Petrus, die aramäische Übersetzung von Petrus –, dem Führenden der Apostel. Diese Erscheinung wird bestätigt durch den Evangelisten Lukas. Er berichtet, wie die Emmausjünger nach Jerusalem zurückkehren, und dort werden sie von den Elf und den anderen Jüngern schon mit der sieghaften Botschaft empfangen: „Der Herr ist wirklich auferstanden und dem Petrus erschienen.“ Dass Petrus an erster Stelle der Zeugen genannt wird, hat seinen Grund in seiner Vorrangstellung. Sein Zeugnis ist getragen von seiner Verantwortung und Aufgabe als Felsenmann. An zweiter Stelle nennt Paulus die Erscheinung vor den Zwölfen. Dieser Name hatte sich als Bezeichnung für die Urapostel eingebürgert. Er wurde auch beibehalten, als nach dem Abgang des Judas Iskariot nur noch elf Apostel vorhanden waren. Diese Erscheinung wird vom Evangelisten Lukas ausführlich geschildert. Durch Sehen und Betasten des Auferstandenen und durch sein Essen wurden etwaige Zweifel über die Wirklichkeit des Erscheinenden und über die Identität des Auferstandenen mit dem Gekreuzigten ausgeräumt. In dem zweiten Werk des Lukas, in der Apostelgeschichte, wird noch einmal auf das Erscheinen des verklärten Herrn vor den Aposteln eingegangen. Die Männer, die Jesu Sendung weitertragen sollten, mussten vor allen anderen im Glauben an die Lebendigkeit des Herrn befestigt werden. An dritter Stelle berichtet Paulus von der Erscheinung des Auferstandenen vor fünfhundert Brüdern, auf einmal, also nicht nacheinander, sondern vereint und zusammen. Diese Zahl ist nicht unglaubwürdig, denn wir wissen, dass am Pfingstfest dreitausend Juden und Heiden sich dem Evangelium eröffneten. Wenig später stieg die Zahl der Bekehrten auf fünftausend. Das Gesehenwerden des Auferstandenen durch fünfhundert Brüder ist wegen der Menge und wegen der Gleichheit des Sehens von besonderer Bedeutung. So wird deutlich: Die Gemeinde des Auferstandenen gründet sich nicht auf das Erlebnis einiger weniger Jünger, die ja einer Täuschung zum Opfer gefallen sein könnten. An ihrem Anfang steht vielmehr seine Erscheinung in einem großen Kreise, dessen Glieder nun gemeinsam die Auferstehung des Herrn bezeugen können.

Woran, meine Freunde, woran haben die Empfänger der Erscheinungen erkannt, dass der Erscheinende identisch mit dem Gekreuzigten ist? Um die Erscheinungen des Auferstandenen zu erklären, hätte es an sich mehrere Möglichkeiten gegeben. Man hätte an ein Gespenst denken können. Daran

dachten die Jünger auf dem See Genezareth, als um die vierte Nachtwache Jesus über das Meer schritt, „ein Gespenst“, riefen sie aus. Ein Gespenst ist eine unheilverkündende, grauenerregende Spukerscheinung, zumeist in Menschengestalt. Oder man hätte in dem Erscheinenden einen Geist sehen können. Geister sind selbständige numinose Wesen im Zwischenbereich zwischen Göttern und Menschen; sie werden immateriell dargestellt. Die Jünger haben tatsächlich bei der Erscheinung Christi an beides gedacht. Der Auferstandene hat ihren Irrtum ernst genommen und ihn überwunden. Ein Gespenst oder ein Geist ist ein flüchtiges Phänomen, dem die Körperlichkeit fehlt. Als die Jünger dies annahmen, verwies er auf seine Hände und Füße; es waren die von Nägeln durchbohrten Hände und Füße. „Betastet mich und seht. Ein Geist hat weder Fleisch noch Knochen, wie ich sie habe.“ Ja, er bat sie um etwas Essbares. Er nahm es und verzehrte es vor ihren Augen. Der Auferstandene war weder ein Gespenst noch ein Geist; sein eindeutiges Verhalten schließt beide Vermutungen aus. Wer sich den Jüngerinnen und Jünger offenbarte, das war der gekreuzigte Auferstandene.

Die von Gott auserwählten Zeugen der Auferstehung Jesu waren weder Phantasten noch Leichtgläubige. Der Auferstandene nennt sie vielmehr „unverständlich und trägen Herzens“. Warum? Sie waren vorsichtig, sie waren misstrauisch gegenüber den Nachrichten, sie forschten nach, sie prüften, was ihnen berichtet wurde. Sie ließen sich nur durch den Augenschein überzeugen. Sie waren zuverlässige Zeugen. Wenige Jahrzehnte später wird der heilige Apostel Johannes schreiben in seinem 1. Briefe: „Was wir gehört, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände berührt haben, das verkündigen wir euch.“

Aber da kann man einen Einwand machen. Die Zeugen des Auferstandenen sind fast ausnahmslos Anhänger Jesu – ich sage fast, denn es gibt einen, der Jesus gesehen hat, obwohl er kein Jünger war: den Saulus aus Tarsus. Aber von ihm abgesehen, gilt, was Lukas in seiner Apostelgeschichte schreibt: „Er erschien den von Gott auserwählten Zeugen“, seinen Jüngern, nur ihnen. Warum hat sich Jesus nach seiner Auferstehung nur seinen Jüngern gezeigt? Warum erschien der Auferstandene nicht dem Pilatus, den Hohepriestern, den Schriftgelehrten, den Ältesten, die im Hohen Rat für seine Kreuzigung gestimmt hatten? Wäre es nicht viel beweiskräftiger gewesen, wenn er sich seinen Feinden oder auch Gleichgültigen wie Pilatus gezeigt hätte? Die Heilige Schrift gibt auf diese Frage keine Antwort. Aber ich will versuchen, eine solche zu finden. Freilich muss ich zugeben: Wir wissen nicht, ob Jesus seinen Feinden und Verurteilern erschienen ist, wir wissen ja nicht einmal, ob er seiner Mutter erschienen ist. Aber es ist durchaus unwahrscheinlich, denn die junge Christenheit hätte es sich nicht entgehen lassen, auf das Zeugnis Ungläubiger für die Wirklichkeit des Auferstandenen hinzuweisen. Und deswegen: Warum ist der Auferstandene nicht auch Zeitgenossen außerhalb des Jüngerkreises erschienen? Vielleicht liegt die Antwort, meine lieben Freunde, auf diese Frage in der Lehre des auf Erden wandelnden Jesus. Sie kennen alle das Gleichnis vom reichen Prasser und vom armen Lazarus. Der in der Hölle begrabene Prasser führte ein Gespräch mit Abraham in der Seligkeit des Himmels. In dessen Verlauf bat er, den Lazarus in das Haus seines Vaters zu senden, damit er seine Brüder warne, dass nicht auch sie an diesen Ort der Qual kommen. Abraham verwies auf die Offenbarung Gottes im Gesetz und in den Propheten, worin alles enthalten ist, was der Mensch tun und wissen muss, um nicht in die Hölle zu kommen. Doch der Prasser ließ sich nicht abweisen. Er schob den Hinweis auf die Heilige Schrift beiseite: „Nein, Vater Abraham, aber wenn einer von den Toten zu ihnen kommt, dann werden sie sich bekehren.“ Darauf gab Abraham die Antwort: „Wenn sie nicht auf Moses und die Propheten hören, dann werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht.“ Aus diesem Gleichnis des Herrn ergibt sich: Ein Zeichen, und mag es noch so groß sein, vermag als solches weder zum Glauben noch zur Umkehr zu führen, dazu ist Gottes Wort, die Predigt, da. Das Evangelium führt zum Glauben für den, der es hört. Und wer sich von ihm nicht zum Glauben führen lässt, der erhält kein anderes Zeichen. Der Sohn Gottes ist auf Erden erschienen, hat das Reich Gottes ausgerufen, hat den Weg zum Himmel gewiesen. Die ihn hörten, hatten die Möglichkeit, ihn als den Sohn Gottes anzuerkennen und ihr Denken und Trachten nach Gottes Willen einzurichten. Wenn sie es versäumt haben: Jetzt ist es zu spät. Die dem Lebenden nicht zugehören wollten, würden sich dem Verstorbenen noch viel weniger ergeben haben. Christus hat sich nach seiner Auferstehung nur den von ihm auserwählten Zeugen gezeigt, weil nur sie die Willigkeit besaßen, sich zum Glauben an ihn, den Auferstandenen, führen zu lassen. Den Ungläubigen fehlt diese

Willigkeit, fehlt die Bereitschaft, sich auf ein unerhörtes, von Gott gewirktes Wunder einzulassen. Auch eine andere Überlegung führt zum gleichen Ergebnis. Nehmen wir einmal an, der Auferstandene wäre den Mitgliedern des Hohen Rates erschienen. An seine leibhaftige Auferstehung mochten sie auf keinen Fall glauben, denn er war in ihren Augen ein Verruchter, ein Verführer, den sie zum Tode gebracht haben. Um dann das ihnen widerfahrene Phänomen (der Erscheinung) zu erklären, mussten sie sich etwas einfallen lassen – darin waren sie ja geübt. Sie hätten sich herausreden können: Was uns erschienen ist, das ist ein Geist, ein Gespenst, ein Phantom, eine Spukgestalt. Das alles hätten sie für möglich gehalten, nur eines nicht: dass der von ihnen zur Hinrichtung gebrachte Verführer, wie sie ihn nannten, ins Leben zurückgekehrt sei.

Es gab aber – ich deutete es schon an – eine Erscheinung Christi vor einem Manne, der nicht gläubig war, in dem aber die Fähigkeit und die Willigkeit vorhanden war, zum Glauben zu gelangen. Saulus, der später Paulus hieß, war ein Verfolger der Anhänger des Gekreuzigten. Er begnügte sich nicht mit seiner Tätigkeit in Jerusalem, sondern dehnte sie aus auf Christen in anderen Städten, so in Damaskus, der Hauptstadt Syriens. Auf dem Wege dorthin traf ihn ein helles Licht, eine glänzende Lichtgestalt, ein klarer Lichtstrahl vom Himmel, blendete ihn und warf ihn zu Boden. Und er hörte eine Stimme in vorwurfsvollem Ton: „Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich?“, nämlich in meinen Anhängern. Dieses Geschehnis war nicht ein rein innerliches Erlebnis, eine Vision des Paulus, es wurde vielmehr auch von den Begleitern wahrgenommen. Sie sahen eine Lichterscheinung und hörten, dass zwischen Saulus und einem unbekanntem Wesen Worte gewechselt wurden. Diese unerhörte Erfahrung hat Saulus umgewandelt. Er spricht wiederholt in seinen Briefen davon, dass ihm Jesus erschienen ist, dass er den Herrn Jesus gesehen hat, dass er Jesus mit der göttlichen Lichtglorie geschaut hat. Paulus stellt in seinem Selbstzeugnis im 1. Korintherbrief die Erscheinung vor Damaskus auf die gleiche Stufe mit jenen, welche die Jünger nach der Auferstehung Jesu hatten. Und doch besteht ein Unterschied. Die Erscheinungen Jesu unmittelbar nach seiner Auferstehung bis zur Himmelfahrt hatten den Zweck, die Jünger im Glauben an ihn, den Auferstandenen, zu stärken und zu befestigen. Die Erscheinung Jesu vor Paulus hat einen anderen Zweck. Sie sollte den Verfolger umschmelzen in den glühenden Anhänger und Diener Jesu Christi. Paulus hat fortan den Auferstandenen furchtlos bekannt vor Juden und Heiden. Auch in Athen, der damaligen Hauptstadt der Wissenschaft und der Kultur. Auf dem Areopaghügel, wo die Regierung Athens ansässig war, predigte er den wahren Gott und seinen Christus, den Gott durch die Auferstehung von den Toten für alle beglaubigt hat. Aber da erfuhr er, wie viele Menschen auf die zentrale Botschaft des Christentums reagieren. Als die Athener von der Auferstehung hörten, da spotteten sie, d.h. sie lachten ihn aus. Und die anderen sagten: „Darüber wollen wir dich ein andermal hören“, d.h. sie gaben ihm den Abschied. So wurde seine Predigt von der Auferstehung zu einem Fiasko. Als er dann gefangengenommen war und vor den römischen Statthalter, den Prokurator Festus in Caesarea am Meere, geführt wurde, da predigte er auch vor ihm von der Auferstehung der Toten. Und was sagte Festus? „Du bist verrückt. Du bist von Sinnen.“ Der römische Beamte hielt die Botschaft von der Auferstehung für absoluten Unsinn.

Wir müssen noch eine weitere Frage stellen, meine lieben Freunde. Was haben die Männer erlebt, die dem Ort des Geschehens am nächsten waren: die Grabeswächter? Kommen sie als Zeugen für die Auferstehung Jesu in Frage? Sind nicht die Wächter am Grab, also römische Soldaten – vermutlich aus Syrien – mittelbare Zeugen der Auferstehung Jesu? Sie zogen am Samstag auf Posten, wie es die Hohenpriester von Pilatus erbeten hatten. Das Grab war besetzt, als sie zur Wache aufzogen. Es war besetzt und unversehrt, gesichert durch einen Stein und durch das Siegel – vermutlich eine Schnur, die man über den Stein gezogen hatte. Die Wächter blieben am Grabe. Sie hatten die Absicht, bis zum dritten Tage auszuharren, wie es ihnen befohlen war. Aber da traten unerwartete Ereignisse ein. Am Sonntagmorgen stellten sie fest: Das Grab ist leer. Der Leichnam ist verschwunden. Das war es nicht allein. Die Soldaten meldeten den Hohenpriestern alles, was geschehen war, also alles das, was sie erlebt hatten. Und was war das? An erster Stelle das Erdbeben. Der Boden unter ihren Füßen wankte. Erdbeben sind nach zeitgenössischer Ansicht Machttaten Gottes, Machttaten, die den Menschen eine Botschaft vermitteln sollen. Was haben die Wächter weiter erlebt? Sicher haben sie den Engel gesehen, der den Stein vor dem Grab wegwälzte. „Aus Furcht vor ihm“, so sagt das Evangelium, „erbebten die Wächter und waren wie tot.“ Vermutlich waren sie besinnungslos, betäubt. Die Engel-

erscheinung versetzte sie in Angst und Schrecken. Kein Wunder, Engel sind mächtige, ja furchtbare Wesen. Ihre Kraft zeigte sich, als sie den gewaltigen Stein vor dem Grabe wegwälzten. Das alles berichteten die Wächter dem Hohen Rat; den Auferstandenen haben sie nicht gesehen.

Die Hohenpriester und die Ältesten, der ganze Hohe Rat, sie traten zusammen zur Lagebesprechung. An der Wahrheit dessen, was die Soldaten ihnen berichteten, zweifelten sie nicht. Es hatten sich außerordentliche Ereignisse zugetragen. Eines war sicher: Der begrabene Gekreuzigte war entwichen. Das Grab war leer. Die Hohenpriester waren außerstande, das Verschwinden des Leichnams Jesu zu deuten. An seine Auferstehung konnten und wollten sie nicht glauben. Aber eine Erklärung musste her, so griffen sie zu einer Lüge. Sie trichterten den Wachsoldaten ein, zu sagen, die Jünger Jesu seien in der Nacht gekommen, als sie schliefen, und hätten den Leichnam gestohlen. Diese Erklärung war keine. Schläfer können nicht bezeugen, was während ihres Schlummers geschehen ist. Über das religiöse Schicksal der Soldaten, die Jesu Grab bewachten, haben wir keine gesicherten Nachrichten. Es ist nicht auszuschließen, dass sie zum Glauben an Jesus, den Auferstandenen, gefunden haben. In jedem Falle gehört ihr Zeugnis über die Geschehnisse, die die Auferstehung Jesu begleiten, zum historisch gesicherten Bestand dieses welterschütternden Ereignisses. Jesu Auferstehung, meine lieben Freunde, ist eine gesicherte geschichtliche Tatsache. Althistoriker versichern uns: Wenn wir über viele andere Ereignisse so gute Nachrichten hätten wie die Evangelien, dann wären wir glücklich. Aber der berühmteste evangelische Theologe des 20. Jahrhunderts erklärt: Ein toter Leib kann nicht wieder lebendig werden. Das sagen die Fleischer auch. Aber was dieser Theologe bestreitet, das ist einmal und ein einziges Mal geschehen, und deswegen gibt es ja das Christentum. Ohne dieses Geschehnis wäre das Christentum als eine kümmerliche Sekte zugrunde gegangen. Es musste aber bleiben: Gott hat den Gekreuzigten lebendig gemacht. Er gab ihm die Macht, sichtbar zu werden, nicht jedermann, sondern den von Gott im Voraus ausgewählten Zeugen, denen, die nach seiner Auferstehung mit ihm gegessen und getrunken haben. Nach Gottes Plan waren sie ausreichend, genügend für das Zeugnis seines Lebendigwerdens. Diejenigen, die Jesus gesehen haben, sind seine Zeugen. Sie berichten, was ihre Sinne wahrgenommen haben. Von Zeugen wird erwartet, dass sie die Wahrheit sagen können und sagen wollen. Sie können die Wahrheit sagen, wenn sie das zu bezeugende Ereignis selbst erlebt und wachen Sinnes wahrgenommen haben. Sie wollen die Wahrheit sagen, wenn sie entschlossen sind, niemanden zu Nutz oder Schaden das Erlebte ohne Fortlassen oder Hinzufügen zu berichten. Wir können uns auf diese Zeugen verlassen. Und wir dürfen, meine lieben Freunde, mit voller Überzeugung bekennen: „Das Grab ist leer, der Held erwacht, der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gott geht den Menschen nach

17.04.2017 (Ostermontag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Geht Gott auch den Ungläubigen unserer Tage nach, wie er den beiden Emmausjüngern nachgegangen ist? Oder lässt er sie alleine laufen, wie er den Pilatus und die Ungläubigen seiner Zeit gehen ließ? Das ist die religiöse Schicksalsfrage unserer Zeit. Es steht fest, dass am Ostermorgen niemand der Botschaft der Frauen von der Auferstehung des Herrn Glauben geschenkt hat. Die drei Frauen waren ja zum Grabe geeilt und hatten eine Begegnung mit einem Engel. „Ihr sucht Jesus, den Gekreuzigten. Er ist nicht hier. Er ist auferstanden, wie er gesagt hat. Kommt, seht den Platz, wo er gelegen ist.“ Die drei Frauen: Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome sagten niemand etwas von dieser Engellerscheinung, denn sie fürchteten sich. Ja, meine lieben Freunde, woher kam denn ihre Furcht? Wovor fürchteten sie sich denn? Sie waren so entsetzt, dass sie, so schreibt Markus, vom Grabe flohen. Die Ungeheuerlichkeit dessen, was ihnen unterbreitet wurde vom Engel, überwältigte sie. Sie konnten es nicht fassen, was ihnen gesagt wurde. „Sie sagten niemandem etwas“, schreibt Markus, „denn sie fürchteten sich sehr“ – wahrscheinlich für verrückt gehalten zu werden, für Spinner. Die Botschaft des Engels war alles andere als normal. Es musste Christus selbst auftreten, damit die Botschaft von seiner Auferstehung zu den Jüngern kommen konnte. Der Auferstandene zeigte sich. Er zeigte sich, und das ist der Ruhm aller christlichen Frauen, er zeigte sich zuerst Maria Magdalena, der Frau, aus der er sieben Geister ausgetrieben hatte. Sie brach das Schweigen. Sie sprach zu den trauernden und weinenden Gefährten, sie war die Botschafterin der Auferstehung des Herrn, ein ewiges Ruhmesblatt für die gläubige Frau. „Doch diese, da sie es hörten, glaubten nicht“, schreibt Markus. Zu unwahrscheinlich kam ihnen vor, was Maria Magdalena berichtete. Aber immerhin, sie wollten nachprüfen, was nachprüfbar war. Und so gingen die beiden führenden Apostel Petrus, der Felsenmann, und Johannes, der Lieblingsjünger, zum Grabe. Sie eilten zum Grabe. Sie fanden es geöffnet und die Umhüllungen des Leichnams geordnet daliegen. Johannes trat in das Grab hinein und glaubte. Von Petrus wird nicht gesagt, dass er glaubte. Denn sie hatten die Schrift noch nicht verstanden, dass Jesus auferstehen müsse. Die Jünger Jesu glaubten nicht den beiden, die aufs Feld gegangen waren und denen er sich unter einer anderen Gestalt geoffenbart hatte. Das ist ja der Inhalt des heutigen Evangeliums nach Lukas. Die beiden sind trotz der Botschaft der Frauen und trotz des Berichtes der beiden Apostel Petrus und Johannes vom leeren Grab ungläubig aus der Stadt Jerusalem davongegangen. Alle diese Berichte von der anhaltenden Unwilligkeit der Jünger Jesu, an dessen leiblicher Auferstehung zu glauben, sind für uns Spätere nützlich. Sie zeigen, dass die Überzeugung von der Auferstehung Jesu nicht aus der Sehnsucht des Herzens seiner Anhänger geboren ist als ein Wunschtraum, eine Illusion, sondern dass diese Überzeugung durch massive Beweise der Lebendigkeit des Gekreuzigten erzeugt wurde. Der Auferstandene aber überließ die beiden Jünger von Emmaus nicht ihrer Trauer, ihrer Dunkelheit, ihrer Hoffnungslosigkeit und ihrem Unglauben. Er ließ sie nicht gehen, sondern er ging mit ihnen, er ging ihnen nach. Er zeigte sich ihnen, er sprach zu ihnen, er aß mit ihnen. Aus all diesen Bemühungen des Auferstandenen ersieht man, wie überaus wichtig es ihm war,

überzeugte Zeugen seiner Auferstehung heranzubilden. Es muss also einen Unglauben geben, dessen Träger Gott nicht den gefährlichen Weg des Verderbens weiterziehen lässt, sondern die er heimsucht, die er aufklärt, denen er sich offenbart.

Was ist das für ein Unglaube? Die beiden nach Emmaus ziehenden Jünger beschäftigten sich trotz aller Enttäuschung auch weiterhin intensiv mit dem Schicksal Jesu. Sie redeten untereinander, sie tauschten sich aus, sie befragten sich miteinander. Zwar waren sie misstrauisch gegenüber den Gesichtern frommer Frauen, aber sie ließen sich willig von dem unbekanntem Begleiter in der Schrift unterweisen. Sie ließen sich sogar von ihm „Toren“ und „Männer trügen Herzens“ schelten. Ihr Herz war noch fähig, bei seinen Worten zu brennen, d.h. ergriffen zu werden. Ferner: es waren dankbare Männer, die den Fremdling am Abend gastfreundlich einluden zu einem Nachtmahl, sogar ihn nötigten, wie es heißt, und ihn baten, bei ihnen zu bleiben. Endlich waren ihre Augen fähig geblieben, geöffnet zu werden und ihn am Brotbrechen zu erkennen. Es gibt also Ungläubige – wenn wir sie so nennen können –, die unter ihrem Unglauben leiden, Menschen, die traurig sind, die Fragen haben, die sie beantwortet haben möchten, die Ohren haben zu hören, Menschen, die noch einen Sinn haben für Moses und die Propheten. Es sind also Personen mit entzündbaren, nicht leergebrannten Herzen. Es sind Männer der Gastfreundschaft und der dankbaren Nächstenliebe. Mit ihnen ging der Herr etwa zwei Stunden am Nachmittag des Ostertages seiner Auferstehung nach und beschäftigte sich liebevoll mit ihren Fragen. Er erklärte ihnen, warum Christus leiden musste, und offenbarte sich ihnen. Ihre geistige Verfassung verdient eigentlich nicht den Namen „Unglauben“. Es waren Glaubenswillige, es waren Männer, die im Glauben verwirrt waren, es waren Männer des verdunkelten Glaubens, Männer in Glaubensschwierigkeiten, Männer mit einem suchenden Unglauben.

Jetzt, meine lieben Freunde, sehen wir unsere Aufgabe. Wir müssen bei den Menschen unserer Umgebung grundsätzlich annehmen, dass sie Angehörige der großen Schar suchender Ungläubiger sind. Wir müssen ertasten, welches die Ansatzpunkte für ihr Gläubigwerden sind. Wir dürfen sie nicht aufgeben, müssen versuchen, einen Weg zu ihrem Herzen zu finden. Jeder Mensch hat eine Befähigung oder eine Empfangsbereitschaft für die Gnade Gottes. Die gnadenhafte Selbstmitteilung Gottes kann wegen der Hörfähigkeit des Menschen, wegen seiner Gehorsamshaltung – lateinisch: *potentia oboedientialis* – Gott gegenüber aufgenommen und empfangen werden. Die Freiheit und die Selbstständigkeit des Menschen bleiben dabei unberührt. Aber der Mensch ist als Gottebenbild geschaffen und deswegen auf Gott bezogen, er ist ausgerichtet und hingewiesen auf Gott. Diese auf Gott gerichtete Wesenheit des Menschen ist unausrottbar. Der Mensch kann sich dagegen wehren, aber er kann diese Eignung für Gott nicht auslöschen.

Nun gibt es aber – und das wissen Sie alle – die traurige Wirklichkeit des Unglaubens mit verschlossenen Türen im Haus, am Kopf und im Herzen. Es gibt Menschen, die nicht glauben wollen, die sich gegen den Glauben wehren. Traurige Wahrheit ist: Der Mensch kann trotz seiner Gottbezogenheit im Widerspruch zu Gott existieren. Unglaube ist nicht bloß ein intellektuelles Urteil, sondern eine ganzmenschliche Verfasstheit, an der auch der Wille beteiligt ist. Die Entscheidung des Menschen gegen Gott ist ein Missbrauch seiner Freiheit, denn diese Freiheit weist ihn auf Gott hin, er soll sich zu Gott wenden. Aber der Ungläubige setzt sich über den ethischen Anspruch eines Absoluten hinweg, um seine falsch verstandene Autonomie zur Geltung zu bringen. Eine solche Entscheidung kann angesichts der Ausrichtung des Menschen auf Gott nicht ohne Schuld sein. Der Herr hat während seines Erdenwandels verschlossene Herzen und verblendete Augen erlebt. Am Fest der Tempelweihe in Jerusalem ging er in der Halle Salomons auf und ab, und die Juden umringten ihn, so heißt es bei Johannes. Und der Herr redete sie an: „Ihr glaubt nicht, denn ihr gehört nicht zu meinen Schafen. Meine Schafe hören auf meine Stimme“; auf die Hörfähigkeit kommt es an, an der Hörwilligkeit entscheidet sich, ob ein Mensch zum Glauben findet. „Wer aus Gott ist, der hört Gottes Wort. Darum hört ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid.“ Es gibt eine Flucht vor der Gottenstammtheit des Menschen. Es gibt eine Abwehr, zum Geschlechte der Gottgeweihten zu gehören. Es gibt Menschen, die kein Verhältnis zu Gott haben wollen. „Warum versteht ihr meine Sprache nicht?“, fuhr Jesus fort, „weil ihr mein Wort gar nicht verstehen könnt; ihr habt den Teufel zum Vater. Und darauf seid ihr bedacht, die Worte eures Vaters, des Teufels, zu tun.“ So war der Unglaube, dem Jesus begegnete: der Unglaube der meisten Mitglieder des Hohen Rates, die die Wäch-

ter des Grabes Jesu mit einer Lüge bestachen; auch das Herz des aufgeklärten Pilatus in seiner Skepsis war unfähig, die Tatsache des Wunders zu glauben. Gottes Heilswille ist universal. Es ist eine feststehende Wahrheit des Glaubens, dass Gott das Heil aller Menschen, ohne Ausnahme, will. Und dass er deswegen auch jedem Menschen Gnade, also Heilskraft zuströmen lässt. Alle erhalten hinreichende Gnade, aber es fragt sich, was sie daraus machen. Es ist eine Tatsache, dass das universale Gnadenangebot Gottes bei den einen zum Ziel gelangt, bei den anderen wirkungslos bleibt. So ergibt sich die Unterscheidung zwischen der wirksamen und der bloß hinreichenden Gnade. Unter der hinreichenden Gnade ist der übernatürliche Beistand zu verstehen, der zum Heilsakt genügend ist, aber wegen des Nichtmitwirkens des freien Willens seinen Erfolg verfehlt. Die hinreichende Gnade ist eine göttliche Einwirkung, die den Menschen die Befähigung und das Können zum Vollzug des Heilsaktes verleiht, aber letztlich aufgrund menschlicher Schuld nicht zum Erfolg führt und den Heilsakt nicht hervorbringt. Diese Unterscheidung zwischen wirksamer und hinreichender Gnade hat übrigens Luther verworfen. Es sagt, es gibt nur wirksame Gnade, womit er sich gewaltig getäuscht hat. Es gibt Gnadenanstöße, die der Mensch mit freiem Willen ablehnt. Das Angebot der hinreichenden Gnade kann der Mensch nicht ungeschehen machen, aber es führt nicht zur Wirksamkeit. Hinreichende Gnade ist eine Gnade, die zwar an sich genügend kraftvoll ist, aber vom Menschen tatsächlich nicht angenommen wird.

So erhebt sich, meine lieben Freunde, heute die Frage: Wie sieht es in unserem Gnadenhaushalt aus? Gott gibt uns die hinreichende Gnade, innere und äußere Anstöße, Impulse, Einladungen, das Werk unseres Heiles zu betreiben. Wir hören die Stimmen der Glocken von unserem Kirchturm, wir lesen die Ordnungen des Gottesdienstes, wir wissen um die Beichtzeiten unserer Priester. Nehmen wir die Angebote Gottes und der von ihm bestellten Menschen an? Wir haben in der Passionszeit gebetet: „Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht.“ Das ist der Ruf zur Umkehr. Haben wir ihn gehört? Oder schieben wir unsere Bekehrung immer noch auf? Wir rufen zu Gott um Gnade, um Hilfe, um Erbarmen; richtig so. Aber flehen wir auch: Vom Missbrauch deiner Gnaden, o Herr, erlöse mich? Vom Missbrauch deiner Gnaden, o Herr, erlöse mich? Vom Überhören deiner Gnadenanstöße, vom Unwillen mit deiner Gnade mitzuwirken? O meine lieben Freunde, möchten wir doch am heutigen zweiten Ostertag beten: „Herr, wandele unseren Kleinglauben in Glauben. Mach den dunklen Glauben am Osterfeuer licht. Wandele den Unglauben unserer Mitmenschen um in einen Glauben, der nach dir sucht und fragt. Geh allen nach, deren Augen noch gehalten sind. O Gott und Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Sieg des Glaubens

23.04.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt; und das ist der Sieg, der die Welt überwindet: unser Glaube“, so schreibt der Apostel Johannes in seinem 1. Briefe in der Epistel, die wir heute gehört haben. Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt; und das ist der Sieg, der die Welt überwindet: unser Glaube. In diesem Satz finden sich drei Begriffe: der Glaube, die Welt und der Sieg. Jesus versteht den Glauben als ganzheitliche Beziehung zu Gott. Glaube ist Unterwerfung, Anerkennung, Vertrauen, Hoffnung gegenüber dem stets größeren Gott. Solchen Glauben anerkennt er und fordert er bei seinen Heilungen. Die Jüngernachfolge setzt Glauben voraus und verlangt das Bekenntnis zu Jesus. Im Johannesevangelium ist der Glaube die einzige Forderung, die Jesus als der himmlische Gesandte erhebt. Wer an ihn glaubt, besitzt das ewige Leben. Glaube ist also eine umfassende Haltung, die aus dem Todesbereich in den Lebensbereich führt. Die ersten Christen verstanden sich als die an den Herrn Jesus Christus Glaubenden. Dieser Glaube begreift Fürwahrhalten und Gehorchen, innere Zustimmung und äußeres Bekenntnis, Zutrauen zum heilsmächtigen Gott und Hoffnung auf Seelenrettung in sich. Dieser Glaube rettet. Der Glaube ist auch eine objektive Größe, also als Lehre und Religion. Der einmal übernommene Glaube soll sich in einem beständigen Glaubensleben festigen und entfalten, Christus soll durch den Glauben in unseren Herzen wohnen. Das erste Vatikanische Konzil hat den Glauben bekannt als eine übernatürliche Tugend, durch die wir auf Antrieb und mit dem Beistand der Gnade Gottes glauben, dass das von ihm Geoffenbarte wahr ist, nicht weil wir die innere Wahrheit der Dinge durchschauten, sondern auf die Autorität des offenbaren Gottes selbst hin, der weder täuschen noch getäuscht werden kann.

Von diesem Glauben sagt uns nun der Apostel Johannes, dass er die Welt überwindet. Die Welt ist hier nicht gemeint als die Schöpfung Gottes, als die gute Schöpfung Gottes und als die Stätte der Arbeit und der Bewährung, nein, die Welt ist hier zu verstehen als der Feind Gottes und der Feind des Heiles der Menschen. Die Welt ist die Stätte böser Begierden, die Welt ist eine Gefahr, weil sie von schlechten Begierden erfüllt ist. Die Welt ist auch eine Gefahr für den Glauben. Den ganzen, den unversehrten Glauben, den lebendigen, den wirksamen Glauben, den mag die Welt nicht. Der Welt, in diesem geschilderten Sinne, gehört der defekte, der mangelhafte, der schadhafte Glaube an, der Glaube, dem etwas fehlt. Der mangelhafte Glaube tritt heute vorzüglich in der Gestalt des Relativismus auf. Der zurückgetretene Papst Benedikt XVI. ist nicht müde geworden, vor dem Relativismus zu warnen. Was ist unter Relativismus zu verstehen? Der Relativismus bestreitet die Existenz von Wahrheiten, die allgemeingültig und für alle Zeiten gültig sind. Nach ihm gibt es keine unumstößlichen Gewissheiten. Der Relativismus macht Erkenntnisse und Werte abhängig von der jeweils besonderen historisch-kulturellen Situation: Früher hat man anders geglaubt als heute. Er macht sie abhängig von der besonderen biologischen Artung; angeblich, angeblich! ist der Protestantismus dem germanischen Menschen besser zu Eigen als der katholische Glaube. Der Relativismus macht die Wahrheit abhängig von der Lebenspraxis: Was mir nutzt, das ist wahr. Er macht ihn abhängig von der individuellen Erkenntnis: Was ich, was **ich** erkenne, das ist die Wahrheit. Der Relativismus ist dem Skeptizismus

verwandt; der Skeptizismus bezeichnet die Existenz von Erkenntnissen als unmöglich. Der religionsgeschichtliche und religionsphilosophische Relativismus verkündet die Relativität jeder Religion. Er lässt für alle Religionen nur eine relative, d.h. eine eingeschränkte oder bedingte Geltung zu. Einem jeden ist es unbenommen, die ihm genehme Religion zu wählen, der Nutzen entscheidet über die Wahl; eine absolute, für alle geltende und verbindliche Religion gibt es nicht. Eine Religion ist so gut oder so schlecht wie die andere. Es ist klar, dass mit dieser Position das Christentum seinen Charakter als universale Religion des Heiles einbüßt.

Nun gibt es auf dem Markt der Religion viele Anbieter. Es kommt darauf an, die richtige, die wahre, die vor Gott geltende Religion zu finden. Diese Religion zeigt uns der Glaube. Die Gott wohlgefällige Religion ist jene, die der auf die Erde herabgestiegene Sohn Gottes begründet hat. Jesus Christus hat der Religion ihre absolute, endgültige Form gegeben. Diese Religion ist unüberbietbar, konkurrenzlos. Sie ist die einzige wahre, gottgewollte Religion. Nun gibt es im Bereich des Christentums zahlreiche religiöse Gemeinschaften, die in Anspruch nehmen, das Christentum zu repräsentieren, aber dieser Anspruch muss bewiesen werden. Er kann nur bewiesen werden, indem er die Übereinstimmung der christlichen Religion mit dem Willen Jesu beweist. Das vermag die katholische Kirche. Wo in allen anderen christlichen Denominationen, wo gibt es eine Gestalt wie den Nachfolger Petri, den römischen Papst? Wo gibt es in anderen Religionen eine Gemeinschaft von Fürsten, die wir Apostel nennen, wie in der katholischen Kirche? Die katholische Religion, die katholische Kirche ist die einzige wahre, gottgewollte Gestalt des Christentums. Die Abspaltungen bewahren in größerem oder geringerem Umfang christliche Elemente und kirchliche Spuren – jawohl, das geben wir freudig zu –, aber sie vermögen nicht mit der Kirche Gottes und Christi zu konkurrieren. Nach Gottes Willen sollen sie sich dieser Gemeinschaft anschließen. Der Relativismus zeigt sich heute vor allem in dem Ökumenismus. Man hört Menschen, die über die Religion sprechen und sagen: Es ist alles gleich. Diese Redeweise, meine lieben Freunde, ist grundfalsch. Ihr widerspricht allein schon die Vielzahl und die Unterschiedlichkeit der Religionen, erst recht natürlich der Inhalt. Es ist ein Unterschied, ob man mit der Kirche den Opfercharakter der heiligen Messe bekennt oder ihn verwirft, mit Luther. Es ist ein Unterschied, ob man den nach der Konsekration des Priesters gegenwärtigen Leib des Herrn anbetet oder ob man die Anbetung als Götzendienst ablehnt, wie es im Protestantismus geschieht. Es ist ein Unterschied, ob man mit Luther meint, der Glaube als Vertrauen verstanden, sei das einzige, was zum Heil notwendig sei, statt dass man bekennt mit der katholischen Kirche, dass Gottes Gericht nach den Werken ergeht.

Nun schreibt der Apostel Johannes von dem Zusammenhang zwischen Glauben und Welt: „Das ist der Sieg, den die Welt überwindet: unser Glaube.“ Sieg setzt den Kampf voraus. Siegen kann nur, wer den Gegner überwindet. Der gläubige Christ steht im Kampf gegen die Welt, in dem geschilderten Sinne. Er kämpft gegen alles Gottfeindliche, also gegen Unmoral und Unglaube. Hinter beiden steht der Gottesfeind schlechthin, der Böse, aber der Gottgezeugte besitzt die Kraft zur Überwindung der Welt. Christus hat die Welt besiegt, und an diesem Siege lässt Christus die Seinen teilhaben. Wenn wir im Einzelnen überlegen, wie macht er das, der Glaube, dass er die Welt überwindet?, dann müssen wir auf die Lehre des Glaubens schauen. Was lehrt der Glaube? Er lehrt, was Sünde ist: eine Auflehnung gegen Gott, eine sittliche Unordnung, ja eine Beleidigung Gottes. Der Glaube belehrt uns über den Unwert der Sünde. Die Sünde bringt keinen wahrhaften Nutzen für den Menschen, sondern Schaden. Sie beeinträchtigt seine sittliche Persönlichkeit, sie beraubt ihn der Freundschaft Gottes. Der Glaube zeigt uns die Schönheit des Guten, das Glück der Übereinstimmung des menschlichen Wirkens mit dem Willen Gottes, die Ruhe des Gewissens, die sich daraus ergibt, dass man Gottes Willen tut, die Freiheit von dem Reiz und der Verführungskraft des Bösen. Durch den Glauben sind wir belehrt, dass der Schaden an der Seele, am Heil der Seele durch keinen irdischen Gewinn aufgewogen werden kann. Der Gottgezeugte überwindet den Hang zur Sünde, der von der Welt ausgeht, er überwindet ihn durch die Kraft Gottes, die in ihm wohnt. Was befähigte den greisen Bischof Ignatius von Antiochien, sich freudig auf den Weg nach Rom zu machen, wo ihn die wilden Tiere erwarteten, um ihn zu zerreißen, was befähigte ihn? Der Glaube. Was ermächtigte die Nonnen des Klarissenklosters in Nürnberg, dem Luthertum zu widerstehen, trotz aller Drangsale und Verdächtigungen und Schikannen? Der Glaube. Wer hat Franz Xaver nach Indien und Japan geführt, wo er Zehntausenden die

Taufe gespendet hat? Der Glaube. Wer hat Paul Nardini, den Pfälzer Heiligen, bewegt, in der Diaspora von Pirmasens Tag und Nacht zu seinen Gläubigen unterwegs zu sein, sodass er mit vierzig Jahren sein Leben verschlissen hatte? Der Glaube. Der Glaube zeigt, wofür wir auf Erden sind: um Gott zu erkennen, ihn zu lieben und ihm zu dienen. Der Glaube belehrt uns, dass es neben dem irdischen ein ewiges Leben gibt, und dass dieses irdische Leben eine Vorbereitung für das ewige Leben ist, und dass der Wert des ewigen Lebens jenen des irdischen Lebens weit, weit übertrifft. Was bewog den 23-jährigen Damian de Veuster, den Flamen, sein Heimatland Flandern zu verlassen, auf die Insel der Aussätzigen, Molokai, zu gehen, dort auszuhalten, auch als ihn der Aussatz erfasste, was bewog ihn? Der Glaube. Der Glaube lehrt uns, dass niemand eine größere Liebe hat als jener, der sein Leben für seine Brüder hingibt. Was befähigte Rupert Mayer, den Apostel von München, trotz schwerer körperlicher Behinderung und feindseliger Gegnerschaft, mit verzehrendem Seeleneifer und mannhafter Unerschrockenheit jahrzehntelang den schweren Dienst der Männerseelsorge zu betreiben? Der Glaube. Wer lenkte die schlesische Jüdin Edith Stein gegen alle Widerstände, vor allem von der Mutter, zum Anschluss an den Gott der Christen, zur Liebe, zum Kreuzesleiden Jesu und zur völligen Ergebung gegen den Willen Gottes? Der Glaube. Was gab Maximilian Kolbe die Kraft, statt eines Familienvaters den Todesbunker von Auschwitz zu beziehen und dort elendig zugrunde zu gehen? Der Glaube. Das Leben einsetzen, meine lieben Freunde, das Leben aufwenden und hingeben, vermag der Mensch nur für eine absolute, für eine wahre Sache. Der absoluten Religion entspricht das Opfer der lebenslangen Enthaltensamkeit des katholischen Priesters. Sie macht den Rang dieser Religion sichtbar. Die Kirche fordert vom Priester, dass er wenn notwendig sein Leben für seine Herde hingibt. Wie könnte sie dies von Schwachen fordern, die nicht einmal imstande sind, eine Neigung zu besiegen? Der Zölibat, meine lieben Freunde, steht und fällt mit dem unversehrten katholischen Glauben. Ich habe in meinem langen Leben so manchen Zusammenbruch priesterlicher Persönlichkeiten erlebt. In aller Regel kündigte er sich an im Abweichen vom integralen katholischen Glauben. Der Priester, dessen Glaube wankt, ist außerstande, das Opfer des Verzichts auf Ehe und Familie zu bringen.

Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt. Aus Gott geboren ist unser Glaube. Der Glaube überwindet den Anpassungsdruck und die Wahrheitsmüdigkeit unserer Zeit. Ich bin nicht einer von denen, die sich Illusionen über die Lage der Kirche machen wie viele Bischöfe, ich sehe vielmehr in aller Deutlichkeit den nachkonziliaren Zusammenbruch des Katholizismus. Aber ich kenne auch das Mittel, das einzige Mittel zur Rettung: die Aufrichtung und Durchsetzung des integralen katholischen Glaubens. Wenn es einen Wiederaufstieg unserer Kirche geben soll, dann muss er mit der Wiederherstellung des unversehrten katholischen Glaubens beginnen. Wer von ihm erfüllt ist, der wird zu jedem Opfer fähig. An ihm bestätigt sich, was der Apostel Johannes schreibt: „Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt; und das ist der Sieg, der die Welt überwindet: unser Glaube.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Dienst des Hirten

30.04.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Bevölkerung des alten Israel bestand zum großen Teil aus Halbnomaden, in der Wüste Juda und im Ostjordanland aus reinen Nomaden. Sie waren Hirten, Hüter von Herden; ihr Besitz waren Schafe und Ziegen, Esel und Kamele. Zur Ausstattung des Hirten gehörten zwei Werkzeuge. Einmal eine Keule, eine kurze Keule aus hartem Holz. Sie hatte den Zweck, tierische und menschliche Feinde von der Herde abzuwehren. Sodann hatte der Hirte einen Stab, einen langen Hirtenstab, mit dem er die Tiere lenkte oder miteinander kämpfende Tiere trennte oder mit dem er einen den Weg behindernden Dornstrauch beiseitedrängte. Der schwere Beruf des Hirten verlangte Wachsamkeit, Tapferkeit und hingebende Wartung. Die Herdentiere waren eine begehrte Beute für wilde Tiere: Wölfe, Hyänen, Löwen. Das Hirtenleben war entbehrensreich. An keinem Tag des Jahres durften die Hirten die Tiere allein lassen. Sie hatten weder einen Ruhetag noch Urlaub. Der Hirt kennt alle Tiere seiner Herde; er vermag ein jedes von einem anderen zu unterscheiden. Wodurch? Am Gesicht. Das Gesicht eines jeden Schafes ist so geartet, dass man es von einem anderen unterscheiden kann. Der Beruf des Hirten ist in unserer Zeit nicht ausgestorben. Noch immer ziehen Schafhirten durch unsere Lande, und es haben sich neuzeitliche Formen des Hirten entwickelt: der Cowboy und der Gaucho.

Name, Aufgabe und Tätigkeit des Hirten wurden von den menschlichen Hirten auf Gott übertragen. Im Alten Bunde ist Gott der Hirte Israels. Israel ist das Volk seiner Weide. Er sammelt Israel wieder, da er es zerstreut hatte (nach Babylon), und er behütet wie ein Hirt seine Herde. Die bisherigen Hirten haben die Herde ausgebeutet, haben sie verwahrlosen lassen, und deswegen wird nach dem Propheten Ezechiel Gott sich selbst seiner Herde annehmen und der rechte Hirt sein und sie auf satte Weide führen. Auch von Gott bestellte Führer der Menschen werden als Hirten bezeichnet. Moses ist der Hirt der Herde Gottes. Er muss Josue zum Führer Israels einsetzen, damit die Gemeinde Jahwes nicht Schafen gleiche, die keinen Hirten haben. David wird von Gott von seinen Schafen weggeholt, um das Volk Israel zu weiden. Auch der Messias wird als Hirt dargestellt. Nach dem Propheten Ezechiel wird Gott den Davidspross als einzigen Hirten über das geeinte Volk setzen. Den Hirten im Alten Bunde sind eigen Sammlung und milde Leitung der Herde, Fürsorge und Pflege, Güte und Erbarmen. Der historische Jesus erscheint in seinem Erdenleben wie in seiner Verherrlichung als messianischer Hirt. Jesus weiß sich auf Erden zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt, um das Verlorene zu suchen und zu retten, auch um die Gläubigen zu der kleinen Herde des messianischen Gottesvolkes zusammenzuschließen. Jesus kennt nun die Kostbarkeit eines jeden Herdentieres. Und darum spricht er zu den Scharen: „Welcher Mensch unter euch, der hundert Schafe hat, und eines davon verliert, lässt nicht die neunundneunzig in der Wüste und geht dem verlorenen nach, bis er es findet?“ So versteht sich seine Hirtensorge um die Sünder und die Zöllner, was ihm zum Vorwurf gemacht wurde, aber was sein Beruf war als Hirte. Er ist Hirt im universalen Sinne, er muss alle übrigen Menschen, nicht nur die Israeliten, für seine Herde zu gewinnen suchen.

Jesus nennt sich – wie wir eben im Evangelium gehört haben – den guten Hirten der Herde der an ihn Glaubenden. Das entscheidende Kennzeichen des guten Hirten besteht darin: Der gute Hirt gibt

sein Leben hin für seine Schafe. So hat er seinen Hirtendienst ausgeübt bis zum letzten Blutstropfen, bis zum letzten Atemzug. „Ich lasse mein Leben für meine Schafe.“ In seinem Tod sieht er die messianische Weissagung des Propheten Zacharias erfüllt: „Ich werde den Hirten schlagen, und die Herde wird sich zerstreuen.“ Von Christus wird der Name des Hirten auch auf Menschen übertragen, nämlich auf die Menschen, die ihm im Hirtenamt nachfolgen. Die Leiter der christlichen Gemeinden werden als Hirten bezeichnet, ihr Dienst ist Hirtendienst, ihnen obliegt die Hirtensorge für die einzelnen Gemeinden. In seiner Abschiedsrede in Milet fordert Paulus die Vorsteher der Gemeinden auf, acht zu haben auf die ganze Herde, in der sie der Heilige Geist zu Bischöfen bestellt hat, zu weiden die Herde Gottes, die er durch das Blut seines Sohnes erworben hat. Unter den Hirten herrscht eine Gliederung, eine Über- und Unterordnung. Es gibt Priester und Bischöfe, eine kirchliche Hierarchie, wie wir aus dem Briefe des Papstes Clemens Ende des 1. Jahrhunderts an die Gemeinde in Korinth erfahren. Und einer von den Hirten wird zum obersten Hirten bestellt, er wird vom Auferstandenen beauftragt, seine gesamte Herde zu weiden. „Weide meine Schafe, weide meine Lämmer.“ So hat die Kirche dieses Wort immer verstanden. Der himmlische Christus bleibt der Hirt seiner messianischen Gemeinde. Da die als Herde erscheinende Kirche das Volk Gottes bzw. die Herde Gottes ist, steht die Vorstellung von Gott als dem obersten Hirten allemal im Hintergrund. Alle irdischen Hirten sind lediglich Abbilder, Schattenrisse, die im Auftrag des obersten Hirten wirken, und ihm einmal Rechenschaft ablegen müssen. Das Hirtenamt ist eine bildliche Bezeichnung für die der Kirche eigentümliche Vollmacht, die in der Priester- und Bischofsweihe übertragen und in der kanonischen Sendung rechtlich umschrieben wird. Das Hirtenamt bezieht sich einmal auf die Bereiche der Lehre, sodann auf den Bereich der Sakramente und schließlich auf den Bereich des christlichen Lebens. In manchen Gegenden, so im Rheinland, wird heute noch der katholische Pfarrer Pastor genannt – Pastor heißt Hirte. In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in der Kirche viel über das Priesterbild diskutiert. Was ist das Wesen des katholischen Priesters? Welches ist sein Muster? Woran muss er maßnehmen? Ich habe den Sinn und Zweck dieser Diskussion nie verstanden. Der Priester ist Stellvertreter Christi und Verwalter seiner Geheimnisse. Sein Priestertum ist gänzlich ausgerichtet und geformt nach dem Priestertum Christi, und das Priestertum Christi ist das Priestertum des guten Hirten. Das ist das Leitbild des katholischen Priesters.

Der wahre Hirt geht seiner Herde voran, er führt, er weist ihr den Weg ins Himmelreich. Als Johannes Vianney seine Pfarrstelle in Ars antrat, begegnete er einem Jungen und fragte ihn nach dem Wege nach Ars. Der Junge zeigte ihn. Darauf antwortete der heilige Pfarrer: „Du hast mir den Weg nach Ars gezeigt, ich werde dir den Weg zum Himmel zeigen.“ Der gute Hirt kennt seine Herde, macht sich vertraut mit Jungen und Alten, mit Hochgestellten und Niedrigen; niemand ist ihm fremd. Der Hirte ruft, und die Schafe hören seine Stimme, weil sie sie kennen. Der Hirt führt seine Gemeinde auf gute Weide. Er hat die heilige Pflicht, die ihm Anvertrauten zu nähren. Das geschieht durch die Lehre, die Weisung, durch Predigt und Unterricht, aber auch durch die Spendung der Sakramente, insbesondere durch die Gabe des Bußsakramentes und durch das Geschenk des Leibes Christi. Der gute Hirt bietet reiche Gelegenheit zu Gebet und Gottesdienst und Andacht und Messopfer. Ich habe nie verstanden, wie man als Priester einen eucharistiefreien Tag machen kann. Der gute Hirt hat die heilige Pflicht, die ihm Anvertrauten im Glauben zu nähren, in den Glauben einzuführen, ihren Glauben zu vertiefen, ihren Glauben zu erhalten. Er selbst muss unermüdlich an der Erweiterung und Vertiefung seines eigenen Glaubens arbeiten, studieren, das Wissen vermehren, um den Seinen davon mitteilen zu können. Man kann nur vermitteln, was einem Eigenbesitz geworden ist. Ein Hirt darf nicht unvorbereitet daherreden, er muss vielmehr stets mit dem Gegenstand seiner Lehre und Verkündigung ringen, um ihn in die bestmögliche Form zu bringen. Der Glaube der Gläubigen kann auch nur erhalten werden, wenn die Angriffe des Unglaubens, des Halbgläubens und des Auswahlgläubens abgewehrt werden. Der gute Hirt muss die Wahrheit verkünden, gelegen oder ungelegen, ob er ankommt oder ob er anstößt. Als man den heiligen Dompropst von Berlin, Bernhard Lichtenberg, diesen schlesischen Priester, warnte, er solle vorsichtig sein im Reden in der Zeit des Nazitums, da entgegnete er: „Wenn wir Priester schweigen, werden die Leute irre.“ Er hat nicht geschwiegen, und er hat sein Reden mit dem Leben bezahlt. Der gute Hirt ist Seelsorger. Er trägt die heilige Verantwortung für das Heil der Seelen. Seelsorge wendet sich jedem einzelnen zu in seiner Lage und in seinen

Bedürfnissen. Das geistliche Wohl der ihm Anvertrauten liegt ihm am Herzen und lässt ihm keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. Er hat die heilige Pflicht, seinen Anbefohlenen die Werke der geistlichen Barmherzigkeit zu erweisen: Unwissende lehren, Zweifelnden raten, Trauernde trösten, Irrende zurechtweisen, Unrecht ertragen, Beleidigungen verzeihen, für Lebende und Tote beten. Der gute Hirt geht seiner Herde nicht nur voran, er geht ihr auch nach, d.h. er lässt die Abgewichenen, die Zurückgebliebenen, die Verirrten nicht im Stich. In der Pfarrei eines guten Hirten darf es keine einzelne Seele geben, die aufgegeben wird. Es muss dem guten Hirten daran liegen, alle seine Glieder zu praktizierenden katholischen Christen zu bilden. Der gute Hirt ist der Prototyp des unermüdlichen Seelsorgers. Der gute Hirt setzt sich auch ein für seine Schafe, er schützt sie, er verteidigt sie. Der Hirt weiß, wer der gefährlichste Feind der Schafe ist: der Wolf. Ihm muss er begegnen, ihn muss er abwehren, dazu trägt er seine Keule. Der priesterliche Hirt muss ebenso verfahren. Er muss die Gefährder seiner Gemeinde kennen, er muss sich umsehen, woher die Bedrohungen für seine Gemeinde kommen. Es sind jene, die sagen: Mach dir's auf der Erde schön, kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn. Es sind jene, die sagen: Es ist alles gleich, ob man katholisch oder evangelisch oder muslimisch ist. Besonders gefährlich sind die Wölfe, die sich verkleiden. Sie kommen daher als Schafe, also als harmlose Wesen, in Wirklichkeit aber sind sie reißende Wölfe. Es sind jene, die sagen: Es ist alles nicht so schlimm. Wir kommen alle, alle in den Himmel, auch ohne Bemühung. Man braucht sich nicht anzustrengen, um das ewige Leben zu gewinnen. Der gute Hirt tritt den Feinden und Widersachern seiner Herde entgegen, mutig und furchtlos wehrt er die Schädiger seiner Gemeinde ab.

Der gute Hirt muss zum Opfer für seine Gemeinde bereit sein; er darf den Tod nicht fürchten. Er gibt sein Leben für die Schafe, wenn es erforderlich ist. Die Kirche fordert vom katholischen Priester den Einsatz seines Lebens für seine Gemeinde. Wie kann sie das von einem Schwachen verlangen, der nicht einmal eine Neigung überwinden kann? Die Quelle dieses hingabebereiten Wesens ist das Beispiel Christi, die Lebenshingabe Jesu am Kreuze. Der Priester ist nach seinem Bilde geformt, er muss auch seine Gesinnung in sich tragen. Viele Priester haben dieser Forderung entsprochen. Im Jahre 1945 drang die Rote Armee in Schlesien ein. Die nichtkatholischen Religionsdiener flohen nach dem Westen. Die katholischen Priester in Schlesien hielten aus bei ihrer Herde, alle und ohne Ausnahme! Fünfzig von ihnen haben ihr Leben für ihre Herde geopfert. Jesus stellt den guten Hirten dem Mietling gegenüber, dem bezahlten Knecht. Ihm gehören die Schafe nicht, und entsprechend gering ist seine Bindung an sie. Die innere Distanz zeigt sich in der Gefahr. Er fehlt ihm nicht an Aufmerksamkeit, er sieht den Wolf kommen, aber anstatt ihn abzuwehren, verlässt er die Herde, und zwar eilends, er flieht. Der Wolf reißt sie und zerstreut sie. Der traurige Kommentar des Herrn zu diesem schäbigen Verhalten ist: „Er ist ein Mietling, es liegt ihm nichts an den Schafen.“ Was soll man, meine lieben Freunde, zu jenen Mietlingen sagen, die ihre Herde verlassen, nicht weil sie den Wolf kommen sehen, sondern eine Frau?

Schließen wir uns an unseren obersten Hirten Jesus Christus an, halten wir uns an ihm fest. „Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln.“ An die menschlichen Hirten ergeht das Wort des himmlischen Hirten: „Sorget für die euch anvertraute Herde, seid nicht Herrscher eurer Gemeinden, sondern Vorbilder für die Herde.“ Und den Gemeinden ruft der Herr zu: „Nehmt euch der menschlichen Hirten an, fühlt euch für sie verantwortlich, seid dankbar für ihre Dienste und nehmt sie dankbaren Herzens für euch in Anspruch. Zeigt ihnen (den Hirten), was ihr von ihnen von Rechts wegen erwarten könnt. Fürchtet euch aber auch nicht, sie an ihre Pflichten zu erinnern.“ Möchte sich, meine lieben Freunde, an uns das Wort erfüllen, das Petrus in seinem 1. Brief an die Christen seiner Zeit richtet: „Ihr hattet euch verirrt wie Schafe, jetzt aber seid ihr heimgekehrt zum Hirten und Bischof eurer Seelen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Durch einen ehrbaren Wandel törichte Menschen zum Schweigen bringen

07.05.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Apostel Petrus spricht in der Epistel, die ich eben verlesen habe, davon, dass die christliche Gemeinde als Übeltäter verunglimpft werde. Es ist eine Tatsache: Die Christen litten von Anfang an unter Verkennung und Verleumdung. Wie sollte es anders sein bei den Anhängern des Herrn, von dem die Juden auf dem Laubhüttenfest sagten: „Er verführt das Volk.“ Weil die Christen dem Staatskult fernblieben, weil sie einem bildlosen Gottesglauben huldigten, bezichtigte man sie des Atheismus und aller Schlechtigkeiten. Weil sie die vaterländischen Götter missachteten, machte man die Christen verantwortlich für die öffentlichen Unglücksfälle: Pest, Überschwemmung, Hungersnot, Barbareneinfälle; an allem waren die Christen schuld. Das Abendmahl wurde in grässlicher Verkennung als Schlachten und Verzehr von Kindern ausgegeben, als Gelegenheit zur Verübung von Blutschande. Man warf ihnen Aberglauben, Zauberei, Sonnenanbetung und Eselskult vor. Der römische Schriftsteller Tacitus unterstellte den Christen in seinen Annalen einen verderblichen Aberglauben. Er sprach von Schandtaten und bezichtigte sie des Hasses gegen das Menschengeschlecht. Die Zeit der Verfolgungen ging vorüber. Aber nicht vorüber gingen die Anklagen gegen die Christen. Die Christenheit war lange Zeit herrschende Religion in Europa, aber dabei blieb es nicht.

Im 16. Jahrhundert stand ein abgefallener Augustinermönch auf und riss viele Länder entweder ganz oder teilweise in seinen Abfall hinein. Er arbeitete mit Agitation und Demagogie, verbreitete mündlich und schriftlich die schärfsten und ärgsten Anklagen und die schlimmsten Vorwürfe gegen die Kirche, die er verlassen hatte. Die Papstkirche, sagt Luther, ist von Christus abgefallen, sie treibt Unzucht mit dem Teufel. Die katholische Kirche ist das Reich des Antichristen. Dem Papsttum kündigte er den Tod an: „Mein Tod wird deine Pest sein.“ Mit wilder Entschlossenheit fiel Luther über die katholischen Christen her. Er gab ihnen nicht den eigenen Namen, sondern er nannte sie „Papisten“, als ob das Papsttum der Inhalt ihrer Religion wäre. „Die Papisten kümmern sich weder um die Gebote noch um die Verheißungen Gottes“, schreibt er wörtlich. „Die Papisten können weder recht beten noch sich sittlich betätigen, weil sie keinen Glauben haben. Die Katholiken sind verstockt; wider ihr Gewissen und wider ihre bessere Einsicht gehen sie nicht zum Luthertum über. Sie sind teuflischer Natur.“ Der katholische Gottesdienst muss, nach Luther, mit Gewalt ausgerottet werden, denn er ist öffentliche Gotteslästerung. Die katholischen Christen wollte er heimatlos machen: Sie müssen ausgewiesen werden. Ich kenne keine einzige Veröffentlichung unter den wissenschaftlichen Arbeiten, keine einzige, in der einmal untersucht wird, wie viele katholische Christen aus protestantischen Ländern zur Zeit der Reformation ihre Heimat verlassen mussten. Die Papisten sind, nach Luther, ärgere Feinde Deutschlands als die Türken.

Was Luther an ungerechten Vorwürfen gegen die katholische Kirche und ihre Anhänger angehäuft hat, daran hat man sich in der folgenden Zeit gehalten. Die Katholiken galten als minderwertig, man schaute auf sie mit Geringschätzung, man hielt sie möglichst von allen höheren Stellen fern, sie waren die Heloten in Deutschland, die Heloten, also die Sklaven. Von Luthers Schriften nähren sich heute noch Millionen unserer Mitbürger. Werden sie die dort angehäufteten Vorwürfe übernehmen? Oder

wird vielleicht unterschwellig ihr Verhalten von diesen Vorwürfen geleitet? Im 19. Jahrhundert taucht ein neuer Vorwurf gegen die katholischen Christen auf. Sie seien national unzuverlässig, sie seien keine rechten Deutschen. Getrieben zwischen Preußen und Österreich, 1866, unterstellte man den schlesischen Katholiken Neigung zu Österreich. Dafür fehlt jeder Beweis, aber selbst wenn es bewiesen werden könnte, hätte man es verstehen müssen, denn die schlesischen Katholiken wurden von den Preußen unterdrückt. Während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 warf man den deutschen Katholiken vor, mit Frankreich zu sympathisieren. Der Patriotismus der deutschen Katholiken wurde angezweifelt. Mein Urgroßvater kehrte todkrank aus diesem Kriege zurück. Bei der Belagerung von Paris hatte er sich die tödliche Krankheit geholt. Die katholische Kirche wurde als rückständig und staatsgefährlich verdächtigt. Ihre Lehräußerungen wurden verunglimpft, der päpstliche Syllabus von 1864 wurde als Kriegserklärung gegen die moderne Kultur bezeichnet. Die Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit auf dem Ersten Vatikanischen Konzil wurde als eine Verschlechterung, ja eine Verschiebung, eine unerträgliche Verschiebung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche beklagt. Der Ultramontanismus, d.h. also die Anhänglichkeit an das Papsttum jenseits der Berge, jenseits der Alpen, der Ultramontanismus wurde als Bedrohung für das evangelische Kaisertum und das Reich angesehen. Der Reichskanzler Bismarck brach den Kulturkampf vom Zaune gegen die katholische Kirche und gegen die katholische Bevölkerung. Die parlamentarische Vertretung der Katholiken, die Zentrumsparterie, wurde als Reichsfeind bezeichnet von Bismarck.

Eine neue Phase der Diffamierung, meine lieben Freunde, der Zurücksetzung, der Verdächtigung des katholischen Volksteils setzte ein mit der Regierung von Adolf Hitler. Das nationalsozialistische Regime führte einen heimtückischen Kampf gegen den christlichen Glauben, vorwiegend aber gegen die katholische Kirche. Der Protestantismus wurde geschont, sogar begünstigt. Man sah im Protestantismus einen Bundesgenossen gegen den Katholizismus. Es war die Regierung Hitler, die eine protestantische Reichskirche schuf. Es war die Regierung Hitler, die den beiden Städten Eisleben und Wittenberg den Zusatz machte: Lutherstadt. So heißen sie noch heute: Lutherstadt Wittenberg, Lutherstadt Eisleben. Katholiken, Freimaurer und Juden wurden unter die überstaatlichen Mächte eingereiht, die angeblich das Reich bedrohten. Die Katholiken wurden als Verbündete des jüdischen Feindes bezeichnet. Die katholische Bevölkerung stand unter Generalverdacht. Praktizierende gläubige Katholiken galten als unzuverlässige Staatsbürger; man schloss sie aus von der Beförderung, von der Einstellung, von höheren Positionen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die katholischen Christen in merkwürdiger Verkehung als Kollaborateure des Systems bezeichnet, also als solche, die sich dem Nationalsozialismus angedient hatten. Man verwies auf den Abschluss des Reichskonkordats und auf die weiterbestehenden diplomatischen Beziehungen mit dem Heiligen Stuhl. Der protestantische Schriftsteller Rolf Hochhuth stellte Pius XII. als den „verächtlichsten aller Päpste“ hin, er habe sich als Täter und schweigenden Zuschauer der Judenverfolgungen zumindest der unterlassenen Hilfeleistung schuldig gemacht. Sein Schauspiel *Der Stellvertreter* wurde an zahllosen Bühnen in Deutschland und außerhalb Deutschlands aufgeführt, zur Freude aller Katholikenfeinde. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts häufen sich die Vorwürfe, die Katholiken seien Antisemiten gewesen, also grundsätzliche Judenfeinde. Vor allen Dingen der protestantische Autor Olaf Blaschke verbreitet diese Mär. Die Vorwürfe heben sich ja gegenseitig auf. Wenn die Nazis sagen, die Katholiken sind Judenfreunde, und die militanten Protestanten sagen, die Katholiken sind Judenfeinde, das hebt sich ja gegenseitig auf.

Alle die angedeuteten und viele andere Bezeichnungen und Beschuldigungen, Anklagen, Vorwürfe und Verdächtigungen sind entweder haltlos, also Verleumdungen, oder Verunglimpfungen und Diffamierungen, die man auf das rechte Maß zurückführen kann. Wir wollen hören, was der Apostel Petrus in seiner heutigen Epistel den Christen rät, wenn sie verdächtigt, verleumdet, verfolgt werden. Petrus meint, die Menschen, welche die Christen verleumden, sind häufig „unwissende, törichte Menschen“. Das stimmt. Es fehlt ihnen an zuverlässigen Kenntnissen über das Leben und den Wandel der katholischen Christen, sie sprechen nach, was ihnen andere vorgesagt haben, Gedankenlosigkeit und Nachahmungstrieb erklären zahllose Gehässigkeiten und Vorurteile gegen die katholischen Christen. Meine Mutter hatte eine protestantische Freundin. Und diese sagte eines Tages zu ihr: „Bei uns (bei den Protestanten) sagt man, die Katholiken seien falsch.“ Unwissenheit und Dummheit

bedienen die Abneigung gegen katholische Christen. Gibt es, meine lieben Freunde, Mittel, um der Wahrheit zur Anerkennung zu verhelfen? Doch, es gibt solche Mittel. Einmal müssen wir den unwissenden und törichten Menschen zu Hilfe kommen durch Aufklärung. In Wort und Schrift müssen wir uns gegen die Vorwürfe wehren. Es gibt ein ausgebreitetes Schriftgut aus katholischer Hand, das gegen diese Vorwürfe sich mit überzeugenden Gegendarstellungen wendet. Ich erinnere z.B. an das Schriftgut des Kaplans Ulrich Filler, das ich Ihnen sehr empfehle. Dann darf man auch nicht davor zurückscheuen, das Recht anzurufen, um der Wahrheit eine Gasse zu bahnen. Das staatliche Strafrecht gibt uns in den Paragraphen über Verleumdung und üble Nachrede Waffen in die Hand, um die Ehre und das Ansehen unseres Glaubens, unserer Kirche zu schützen. Petrus gibt dann ein weiteres Mittel an, das nach seiner Zuversicht das Urteil der Menschen über die Christen umwandeln kann. Er rät den unter Anprangerung stehenden Christen: „Führt einen ehrbaren Wandel unter den Heiden, damit die, welche euch als Übeltäter verleumden, eure guten Werke sehen und Gott preisen am Tage der Heimsuchung. Das ist der Wille Gottes, dass ihr durch einen guten Wandel unwissende, törichte Menschen zum Schweigen bringt.“ Petrus war optimistisch. Er meinte, das lautere Leben der Christen sei geeignet, die unsachlichen und ungerechten Vorwürfe gegen sie aufhören zu lassen. Die Erfahrungen der Geschichte erweisen, dass diese Erwartung häufig nicht zutrifft. Die andauernde Abneigung gegen die katholischen Christen nährt die immer wiederholte Verdächtigung und Schmähung; längst widerlegte, überholte Beschuldigungen werden unaufhörlich aufgerollt. Sie werden durch den lautereren Wandel der katholischen Christen nicht zum Schweigen gebracht. Petrus hat das auch begriffen. Er hatte zwar die Hoffnung, dass die tugendhaften Christen unbehelligt bleiben würden, aber er fragte: „Wer kann euch schädigen, wenn ihr Eiferer des Guten werdet?“ Ja, wer kann euch schädigen, wenn man sich richtig verhält? Die staatlichen Gesetze beachtet, die Tugenden übt, wer kann euch schaden? Petrus weiß, dass das Gegenteil der Fall ist. „Selbst wenn ihr um der Gerechtigkeit willen leidet, seid ihr selig.“ Also er rechnet damit, dass man selbst, wenn man alle Gebote und Gesetze erfüllt, auch dann noch beschuldigt wird. „Es ist besser“, sagt er, „dass ihr, wenn es der Wille Gottes ist, für gute Werke leidet als für schlechte.“ Petrus hat also begriffen, dass selbst ein einwandfreier Lebenswandel nicht vor Bezeichnungen und Schmähungen schützt.

Es bleibt unsere Aufgabe, meine lieben Freunde, die Folgerung aus diesen übersichtlich ausgebreiteten Tatsachen und den Mahnungen des Apostels Petrus zu ziehen. Erstens: Wir dürfen uns durch Verdächtigungen und Verleumdungen, durch Schmähungen und Verunglimpfungen nicht zu einem ähnlichen Verhalten gegen unsere Feinde herausfordern lassen, wir müssen sachlich und gerecht bleiben. „Vergeltet nicht Böses mit Bösem“, mahnt Petrus, „noch Schmährede mit Schmährede.“ Zweitens: Wir dürfen uns in dem ehrbaren Wandel nicht beirren lassen. Wir katholischen Christen müssen uns auszeichnen durch Sittenreinheit und Tugend. Wir müssen wahr machen, was der Apostel Paulus an die Philipper schrieb: „Was immer wahr, was ehrwürdig, was gerecht, was lauter, was angenehm, was wohl lautend ist, was irgendwelche Tugend ist, darauf seid bedacht.“ Wir müssen uns bemühen, ohne Makel und Tadel zu leben, als Gotteskinder ohne Schuld und Fehl inmitten eines bösen und verkehrten Geschlechtes leuchten wie Sterne im Weltall. Drittens: Wir katholischen Christen müssen hervorragen durch Pflichtbewusstsein und Gewissenhaftigkeit in unserer Berufsarbeit. Wir müssen uns auszeichnen durch Leistung und Korrektheit, durch Disziplin und Zucht. Unser Streben muss dahingehen, Gott zu gefallen und den Menschen zu nützen. Ich denke immer daran, wie mir einmal ein biederer Handwerksmeister sagte: „Wir machen jede Arbeit so, als wäre sie für uns selbst.“ Unsere berufliche Tätigkeit muss einwandfrei, ja vorbildlich sein. Viertens: Dennoch sind wir gegen Unrecht, das uns angetan wird, nicht gefeit. Wenn die Wogen der Anfeindung über uns zusammenschlagen, müssen wir uns an die Mahnung des Hebräerbriefes erinnern: „Freuet euch, dass ihr an den Leiden Jesu Christi teilnehmen könnt, damit ihr auch bei der Offenbarung seiner Herrlichkeit euch freuen könnt. Wenn ihr um des Namens Christi willen beschimpft werdet, seid ihr selig, weil der Geist der Herrlichkeit dann in euch wohnt.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Beweisverfahren des Parakleten

14.05.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn der Paraklet kommt – in der heutigen Lesung des Evangeliums wird dieses griechische Wort als Tröster übersetzt –, der Geist der Wahrheit, wird er der Welt beweisen, dass es eine Sünde, eine Gerechtigkeit und ein Gericht gibt. Diese Worte sprach unser Herr, als er Abschied nahm von den Seinen und sich für sein Leidenwerk rüstete. Er kündigt ein Beweisverfahren an. Es werden Sachverhalte erklärt werden, es werden Tatbestände bewiesen werden, es wird die Wahrheit aufgedeckt werden. Wer führt den Beweis? Der Paraklet. Das ist ein griechisches Wort und bedeutet wörtlich übersetzt: der Herbeigerufene, der Anwalt, der Fürsprecher, der Beistand, meinetwegen auch der Tröster. Der Paraklet führt den Beweis. Als erster und eigentlicher Paraklet erscheint Jesus auf Erden. Aber nach dem Fortgang Jesu muss ein anderer diese Rolle übernehmen, und das ist der Paraklet, das ist der Geist. Er steht in engster Beziehung zu Jesus und zum Vater. Er ist aber nicht identisch mit dem Vater oder mit dem Sohne, sondern er ist die dritte Person in der Dreifaltigkeit; er trägt personale Züge. Der Paraklet ist eine Geistperson. Sein Tätigwerden ist der Wirksamkeit Jesu analog. Er übernimmt nach Jesu Weggang dessen Funktion. Jesus sendet den Parakleten, den Geist der Wahrheit, damit er Zeugnis für ihn ablege. Der Paraklet hat drei Funktionen. Eine Offenbarungsfunktion: Er wird die Seinen alle Wahrheit lehren. Er hält die Wahrheit, er vollendet sie. Er sichert die apostolische Auslegung der Worte Jesu. Er begründet die apostolische Tradition, die in der Kirche entfaltet wird. Hier, meine lieben Freunde, hier liegt die Fundstelle für die Dogmenentwicklung in der katholischen Kirche! Der Paraklet hat zweitens eine Lehrfunktion. Er führt weitergehend in die Lehre Jesu ein. „Er wird von dem Meinigen nehmen und euch verkünden. Er wird euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe“, also die Erinnerungsfunktion des Parakleten ist wesentlich. Dadurch bleibt die Aktualisierungskraft des Geistes dauerhaft an die Lehre Jesu gebunden; das Alte immer neu sagen, und Wahrheiten, die bisher eingewickelt waren, auswickeln und entfalten. Drittens: Der Paraklet hat eine Gerichtsfunktion, und das ist das Thema des Evangeliums der heutigen heiligen Messe. Er hat eine Beweisfunktion, er führt das Beweisverfahren.

Was beweist der Paraklet? Er beweist, dass es eine Sünde gibt. Nicht alles, was auf Erden geschieht, ist Missverständnis oder Schicksal oder Zufall, nein, es gibt Schuld und Versagen. Die Ursünde der Welt ist der Unglaube gegenüber dem von Gott gesandten Messias, gegenüber dem wesensgleichen Sohne Gottes. Johannes hat die Tragik dieses Unglaubens schon im Anfang seines Evangeliums beschrieben: „Er war in der Welt und die Welt ist durch ihn geworden, aber die Welt hat ihn nicht erkannt. Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Was ist der Welt so gefährlich, wie die Weigerung, den gottgesandten Retter anzuerkennen? Was ist ihr so gefährlich? Nichts. Diese Weigerung, den Erlöser anzuerkennen, ist die Ursünde der Welt. Sie wurde fortgesetzt von denen, die sich an die jüdischen Henker Jesu anhielten. Das Schicksal des auf Erden erschienenen Gottessohnes setzt sich auch nach seinem Heimgang zum Vater fort in den Missverständnissen, in dem Unverständnis, in dem falschen Verständnis von Jesus Christus. Die Sozinianer erklärten die Gottheit Christi als schriftwidrig und vernunftwidrig, das Dogma von der Erlösung sei unhaltbar. Die Deisten sahen in Jesus den Verkünder der natürlichen Religion, also einer vernunftgemäßen Moral.

Die Vertreter einer humanistischen Christologie lehnten die Gottheit Christi und seine stellvertretende Genugtuung faktisch oder ausdrücklich ab. In der Aufklärung hat sich das protestantische Christentum endgültig vom metaphysisch-ontologischen Fundament der Christologie verabschiedet, und die Masse des so genannten gebildeten Bürgertums ist ihr gefolgt, begnügt sich mit einem undogmatischen, praxisorientierten Christentum. Der angeblich größte evangelische Theologe des 19. Jahrhunderts, Friedrich Schleiermacher, unterscheidet Jesus von anderen Menschen nicht durch seine göttliche Natur, sondern durch sein reines Gottesbewusstsein. Also ein psychisches Faktum macht den Unterschied Jesu von anderen Menschen aus. Der evangelische Theologe David Friedrich Strauss löste die christologischen Aussagen völlig von der Person Jesu ab. „Alles“, so schreibt er in seinem Buche – und ich habe es gelesen von Deckel zu Deckel –, „alles, was von Jesus ausgesagt wird, das gilt von der Menschheit.“ Nicht Jesus ist der Erlöser, sondern die Menschheit, die sich selbst erlöst. In unserer Zeit gilt als der größte evangelische Theologe Rudolf Bultmann. Er lehnt die christologischen Dogmen als überholte Metaphysik ab. Gegenüber all diesen Verirrungen leistet der Paraklet Aufklärungsarbeit. Er verwirft die Meinung, es handle sich hier nur um begriffliche Verschiedenheiten der Auffassungen, Meinungsverschiedenheiten. Er zeigt, dass diese Verirrungen sündhaft sind. Sie stehen im erklärten Gegensatz zur Wahrheit und zum Willen Gottes. Wer falsch über Christus denkt, kann nicht sein Zeuge sein. Wer die Gottheit Christi leugnet, trennt sich von der Offenbarung Gottes. Der Paraklet beweist, dass es eine Sünde gibt.

Aber er beweist auch, dass es eine Gerechtigkeit gibt. Gerechtigkeit ist hier im juristischen Sinne gemeint, nämlich als Rechtfertigung oder Schuldloserklärung vor Gericht, als Sieg im Prozess. Es handelt sich dabei um das Führen in einem Rechtsstreit. Und der Heilige Geist beweist, dass das Unrecht nicht das letzte Wort behält. Es gibt eine Gerechtigkeit zuerst für Jesus von Nazareth. Er war ja der Ausgestoßene. „Er verführt das Volk“, sagten die Hohenpriester. Und gegenüber Pilatus erklärten sie: „Dieser Verführer hat behauptet, er werde nach drei Tagen auferstehen.“ Gegenüber diesen Verirrungen zeigt der Paraklet, dass es für Jesus nach seiner Verkennung und Hinrichtung auf Erden eine Gerechtigkeit gibt durch seine Erhöhung, durch seine Auferstehung und Himmelfahrt. Der Paraklet führt den Beweis, dass Jesus nicht in der Hölle weilt, sondern dass er zum Vater im Himmel aufgestiegen ist. Der Hingang zum Vater ist die Erhöhung Christi durch Gott. Die urchristliche Predigt hat immer mit großem Nachdruck betont, dass die Auferweckung und Erhöhung Christi die Beglaubigung seiner göttlichen Sendung ist. Der Paraklet beweist, dass es eine Gerechtigkeit gibt, auch für die Kirche. Seit Beginn der christlichen Bewegung, meine lieben Freunde, werden Schmähungen über Schmähungen über die von Christus gestiftete Heilsanstalt gehäuft. Ein Autor unserer Tage bezeichnete die Kirche als die „größte Verbrecherorganisation der Geschichte“. Nein, so ist es nicht. Gewiss, nicht alle Menschen in der Kirche haben aus der Gnade Christi, die sie ja angeboten bekommen haben, gelebt und gehandelt; viel Menschliches, allzu Menschliches hat sich zugetragen. Wir bekennen es mit Schmerz und Scham. Aber diese Kirche ist und bleibt der Leib Christi, der fortlebende Christus, aus dem Gnade und Wahrheit strömen. Der Paraklet beweist, welcher unermesslicher Segen durch die Kirche über die Menschheit gekommen ist. Die Kirche und sie allein hat den Glauben an Gott und seinen Gesandten Jesus Christus bewahrt, verteidigt, verbreitet und behütet. Die Kirche hat den Menschen seit 2000 Jahren die Gnade Gottes vermittelt, im Messopfer und in allen Sakramenten. Im Ölgarten hat Jesus zu seinen Jüngern gesagt: „Steht auf, lasst uns gehen“: in die Gefangenschaft, in die Verurteilung, in den Tod. „Steht auf, lasst uns gehen.“ Katholische Kirche, jetzt sehe ich dein Geheimnis: Du bist eine Unzulänglichkeit, du bist ein Ärgernis, aber der Herr hat zu dir gesagt: Lasst uns gehen, lasst uns miteinander gehen, lasst uns selbender gehen. Und diese Gemeinschaft im gemeinsamen Gehen wird nicht aufhören, solange diese Weltzeit läuft. Es gibt eine Gerechtigkeit auch für jeden Einzelnen. Hier auf Erden, meine lieben Freunde, bleibt uns vieles im eigenen Leben und im Leben anderer ein Rätsel. Wir erblicken Menschen, auf die unermessliches Leid gehäuft ist: körperliche Schmerzen, ja Qualen, seelische Bedrückung, Verzagtheit, Beklommenheit, Einsamkeit, Verlassenheit. Wir sind oft sprachlos und ratlos, wenn uns die Menschen nach Sinn und Zweck so vielen Leides fragen, oder wenn sie höhnen: Wo ist denn euer Gott? Wir wissen, dass die Gerechtigkeit auf Erden am Kreuze hängt. Aber wir sind auch überzeugt, dass es einen Ausgleich für irdische Pein gibt. Auf uns wartet eine Stunde, in der alle Tränen getrocknet

werden, wo alle Not ein Ende hat, wo Gottes Gerechtigkeit sich auch gegenüber dem Einzelnen durchsetzt. Der Paraklet macht uns gewiss, dass nicht umsonst gelitten wird.

Der Paraklet führt endlich den Beweis, dass es ein Gericht gibt. Im Johannesevangelium ist das Gericht ein Hauptthema. Johannes kennt selbstverständlich das Endgericht der traditionellen Eschatologie, das der Sohn Gottes halten wird, und bei dem er Lebendige und Tote richten wird. Er kennt also den Gerichtstag oder den Jüngsten Tag. Aber im Unterschied zu den anderen Evangelisten weiß er noch von einem anderen Gericht, nämlich dass das Kommen Jesu in die Welt schon das Gericht einleitet. In der Begegnung mit Christus vollzieht sich die Scheidung von Glauben und Unglaube, und das ist das Gericht. Der Herr hat es mehrfach erklärt. Nach der Heilung des Blindgeborenen sagt er der Volksmenge: „Ich bin zum Gericht in diese Welt gekommen.“ Dem jüdischen Ratsherren Nikodemus führt er die Wahrheit vor Augen: „Das ist das Gericht, dass das Licht in die Welt gekommen ist, aber die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht.“ Den Juden, die sich über seine Heilungen am Sabbat entrüsteten, wies er nach: „Wer glaubt, kommt nicht ins Gericht, sondern ist vom Tode ins Leben hinübergeschritten. Wer aber nicht glaubt, bleibt in der Finsternis, bleibt unter dem Zorne Gottes und ist schon gerichtet.“ „Glauben ist schwer“, sagt der französische Dichter Victor Hugo, „aber nicht glauben ist unmöglich.“ In Jesu Tod ist das Gericht Gottes über den Herrscher der Welt, der ihn ans Kreuz gebracht hat, vollzogen worden. Denn Jesus hat ja gerade durch seinen Tod, durch seinen im Gehorsam geleisteten Tod über den Teufel triumphiert. Seitdem ist die Macht des Teufels gebrochen. Er ist der Unterlegene, er ist der Gerichtete. So kann Jesus im Hinblick auf sein Leidenschicksal sagen: „Jetzt ergeht das Gericht über die Welt. Jetzt wird der Fürst dieser Welt gerichtet.“

Wem beweist der Paraklet das alles? Er beweist es der Welt. Die Welt ist hier nicht gemeint als die Schöpfung Gottes, sondern sie ist gemeint in ihrem ungläubigen Verhalten, als die Welt, die gottfeindlich ist, die das Licht hasst, die sich durch Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens auszeichnet. Für diese Welt hat der Apostel die Mahnung: „Liebt die Welt nicht, noch was in der Welt ist.“ Und diese Welt muss es sich gefallen lassen, dass ihre Irrtümer und Verirrungen vom Parakleten aufgedeckt werden. Das geht nicht ohne Kampf ab. Denn die Welt hängt an ihren Verfehlungen, sie will nicht aufgeklärt werden von Christus. Sie wehrt sich dagegen, ihre Irrtümer aufgeben zu müssen. Und wodurch, durch wen tritt der Paraklet seinen Beweis an? Er wirkt in Verbindung mit den Jüngern, ja durch die glaubende und bekennende Gemeinde. Er beweist diese ihre Existenz als unweltlich, übernatürlich, unüberwindlich, also er führt das Beweisverfahren durch die Kirche. Sie zeigt der Welt, dass es eine Sünde, eine Gerechtigkeit und ein Gericht gibt. Zu diesem Zweck hat der Auferstandene seine Jünger als Zeugen berufen, und er rüstet sie aus mit Heiligem Geist: „Ich sende die Verheißung meines Vaters auf euch herab.“ Es ist die Kraft von oben, mit der er sie ausrüstet. Die Apostel sind Zeugen in der Kraft des Heiligen Geistes. Die Welt will von der Sünde, von der Gerechtigkeit und vom Gericht nichts wissen, und so ist der Zusammenstoß von Verkündern und Adressaten der Verkündigung unvermeidlich. Wenn immer, meine lieben Freunde, wenn immer die Kirche ihrer Aufgabe treu bleibt, wenn immer sie den Auftrag des Heiligen Geistes erfüllt, wird ihre Verkündigung die Welt reizen und empören. Die Verkündiger erblicken in der Abwehr der Welt die Bestätigung der Treue zum Mandat des Heiligen Geistes. Der Herr hat das Schicksal seiner Jünger vorausgesehen: Ablehnung, Nachstellung, Verfolgung. Aber er hat einen Trost für sie: „Wenn man euch hinführt und ausliefert, dann seid nicht im Voraus besorgt, was ihr reden sollt. Was euch in jener Stunde eingegeben wird, das redet, denn nicht ihr seid es, die reden, sondern der Heilige Geist.“ Meine lieben Freunde, dieses Wort des Herrn ist in Erfüllung gegangen. Im Januar 1943 stand in München die Gruppe „Weiße Rose“ vor dem Volksgerichtshof und seinem Präsidenten Roland Freisler; die Geschwister Scholl an der Spitze. Und eine junge Frau, die gläubige evangelische Christin Sophie Scholl, den Tod vor Augen, bekannte sich unerschrocken zu dem Weckruf, wegen dessen sie verurteilt wurde. Sie rief in den Gerichtssaal: „Viele, ja die meisten denken ja so wie wir, aber sie haben nicht den Mut, es auszusprechen.“ Sophie Scholl hatte den Mut und bezahlte ihn mit ihrem jungen Leben. Wir sind nicht allein. Der Paraklet, der Heilige Geist, ist bei uns und mit uns. Wir sind nicht auf unsere menschlichen Kräfte angewiesen, die Kraft des Geistes wirkt in uns. Wir sind Jünger eines Herrn, der zu uns spricht: „In der Welt habt ihr Bedrängnis, aber habt Mut: Ich habe die Welt überwunden.“ Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Bittgebet

21.05.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott ist der Herr der Welt, ihr Schöpfer und ihr Erhalter. Die gesamte Schöpfung verdankt ihr Dasein und ihr Leben Gott. „In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“, predigt der Apostel Paulus. „Jedes gute Geschenk und jede vollkommene Gabe kommt vom Vater der Lichte“, schreibt der Apostel Jakobus in seinem Briefe. Ausdruck dieser Wahrheit im religiösen Verhalten ist das Bittgebet. Das Bittgebet ist die praktische Anwendung des Verhältnisses des Geschöpfes zu Gott als seinem allmächtigen und gütigen Helfer. Das Bittgebet ist Ausfluss und Betätigung des Glaubens an den Gott der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Am heutigen Bittsonntag wollen wir darum uns nach Wesen und Inhalt des Bittgebetes erkundigen. Die erste Frage, die wir stellen wollen, lautet: Worum, um was dürfen wir beten? Wir dürfen um alles beten, was man sich wünschen kann. Inhalt und Norm für das christliche Gebet bildet die christliche Güterordnung. Freilich gibt es eine Reihenfolge der Bitten, und diese Reihenfolge soll sich nach der Rangordnung der Gegenstände richten, um die wir bitten. Und danach haben die geistlichen Güter den Vorrang vor den zeitlichen. Die Heilsgüter sind die vorzüglichen Gegenstände unseres Bittens. Die notwendigen irdischen Dinge sind nicht ausgeschlossen, stehen aber an zweiter Stelle und sind dem Heilsgut untergeordnet. Die zeitlichen Güter sind am Grundgut des Reiches Gottes zu messen; nur so lassen sie sich recht gebrauchen. Um zeitliche Güter darf man, soll man beten, aber unter der Voraussetzung der Übereinstimmung mit dem Willen Gottes, insofern sie nämlich zur Ehre Gottes dienen oder uns und anderen zur Erlangung des ewigen Lebens nützlich oder jedenfalls nicht schädlich sind. All unser Bitten um Hilfe in irdischen Dingen ist eitel und eines Christen unwürdig, wenn dadurch nicht die Verbindung mit dem letzten Ziel und mit den himmlischen Gütern hergestellt wird. Die recht beten, haben auch dann, wenn sie um Abwendung der Drangsal oder um Bewahrung vor Unglück beten, die Ehre Gottes im Auge. Die Spannweite dessen, was wir erbitten dürfen, ist also nicht unbegrenzt. Im Schlussgebet der heutigen heiligen Messe bitten wir Gott, uns zu verleihen, was recht ist, zu begehren, er soll uns also selber eingeben, was wir erbitten sollen oder bitten dürfen. Und damit stimmt überein, was der Apostel Paulus an die Gemeinde in Rom schreibt: „Wir wissen nicht, worum wir in rechter Weise beten sollen.“ Nun, der Herr hat uns im Vaterunser ein Mustergebet hinterlassen. Am Anfang stehen die drei gewaltigen Bitten um Gottes Namen, Gottes Reich und Gottes Willen. Danach kommen die Bitten um unsere Bedürfnisse, aber das sind auch fast alles geistliche Bedürfnisse: Wegnahme der Schuld, Bewahrung vor der Versuchung. Nur ein einzige Bitte gilt den irdischen Werten: Unser täglich Brot gib uns heute. Damit ist natürlich alles eingeschlossen, was wir an Bedürfnissen haben, also auch die Kleidung oder die Wohnung. Aber sie lautet wörtlich: „Unser täglich Brot gib uns heute.“

Wie, auf welche Weise müssen wir bitten? Nun, das Bittgebet muss bestimmte Eigenschaften aufweisen, wenn es erhört werden soll. An erster Stelle ist es die Beharrlichkeit. Sie wird schon im Alten Testament angemahnt. Im Buche Judith heißt es: „Der Herr wird euer Gebet erhören, wenn ihr beharrlich fortfahrt mit Fasten und Beten vor dem Herrn.“ Und der Apostel Jakobus schreibt in seinem Briefe: „Viel vermag das anhaltende Gebet des Gerechten.“ Beharrlichkeit ist also verlangt,

und das bedeutet Ausdauer, man muss mit Beständigkeit beten. Man darf mit dem Gebet nicht aufhören, wenn man nicht gleich erhört wird. Der bayerische Dichter Waggerl hat das schöne Wort geschrieben: „Gott hilft. Aber er kommt häufig eine Viertelstunde später, als wir meinen, um unseren Glauben zu erproben.“ Wir dürfen also Gott kein Ultimatum stellen. Wir können von Gott vieles erbitten, aber nichts erzwingen. An zweiter Stelle muss das Bittgebet vertrauensvoll sein. Im Gleichnis vom ungerechten Richter, das der Herr vorgetragen hat, stellt er die rhetorische Frage: „Gott sollte seinen Auserwählten, die Tag und Nacht zu ihm schreien, nicht Recht schaffen und großzügig gegen sie sein?“ Das Vertrauen stützt sich auf die Macht und Güte Gottes. Dieses zuversichtliche Vertrauen haben wir zu ihm, dass er auf uns hört, wenn wir nach seinem Willen um etwas bitten, „wenn wir nach seinem Willen um etwas bitten“, schreibt Johannes in seinem ersten Briefe. Wir müssen Geduld haben in unserem Beten, auch wenn die Stunden Gottes anders schlagen als die unseren. Manches wird uns nicht versagt, sondern lediglich aufgeschoben. Gott erhört die recht vorgebrachten Gebete, aber oft diametral anders, als wir es uns vorstellen, als wir es uns ausgedacht haben. Gott greift ein, aber meist auf anderen Wegen, als wir es uns ausrechnen. An dritter Stelle muss unser Bittgebet aus einem demütigen Herzen kommen. Demütig ist, wer Gott und den Menschen selbstlos unter Absehen von sich selbst dient. Demütig ist, wer seine eigene Sündhaftigkeit und Unzulänglichkeit erkennt. Demütig ist, wer sich dem anderen unterwirft um Gottes Willen. Wir müssen also Gott in Demut bitten, d.h. eingedenk unserer Unwürdigkeit und unseres Ungenügens. Wir haben in Budenheim wie in ganz Rheinhessen häufig unter andauernder Trockenheit gelitten. Wir haben zu Gott gerufen und um ergiebigen Regen gefleht. Nicht sogleich und nicht immer fanden wir Erhörung. Aber eine gläubige Frau unserer Gemeinde hat mich belehrt, welches der Grund dafür ist: „Wir sind es nicht wert“, so sagte sie, „wir sind es nicht wert, dass Gott unser Gebet erhört. Unsere Gesinnung, unser Verhalten ist der Erhörung nicht würdig.“ Die Dame hatte Recht. Wir sind es nicht wert, und darum müssen wir ja oft bitten, dass wir würdig werden der Verheißungen Christi, würdig ihrer werden. Unser Bittgebet muss viertens in Ergebung gegen den Willen Gottes vorgebracht werden. Wer Bitten an Gott richtet, muss bereit sein für ihre Erhörung und ihre Nichterhörung. Unser Ich muss zurücktreten können vor dem Willen Gottes. Der heilige Augustinus fordert uns auf: „Wenn ihr Zeitliches erbittet, bittet mit Maß, bittet mit Furcht. Überlasst es dann Gott, dass er gebe, wenn es gut ist für euch, dass er es nicht gebe, wenn er sieht, es schadet euch. Was aber nützt und was schadet, das weiß der Arzt und nicht der Kranke.“ Die Volksweisheit belehrt uns in ähnlicher Weise: „Tut dir Gott nach seinem Willen, bist du wohl versehen. Tut er dir nach deinem Willen, dann ist's um dich geschehen.“ Jedes Bittgebet muss unweigerlich mit den Worten enden, die uns der Herr selber vorgebetet hat: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Das Bittgebet muss fünftens aus einem dankbaren Herzen kommen. Bitten und Danken gehören zusammen. Wer Gottes Gaben empfängt, muss willig und bereit sein, ihm dafür Dank abzustatten. Und Gott weiß ja von jedem, der ihn bittet, ob er für die gewährte Gabe Dank abstatte würde, er sieht die künftigen freien Handlungen des Menschen voraus. Wer Gottes Gaben empfängt, muss sich dafür erkenntlich zeigen. Dem Geber der Gaben gebührt Dank. Er ist die Anerkennung seiner Wohltätigkeit. Das Verhalten in der Vergangenheit wirkt auch auf die Empfänglichkeit in der Gegenwart ein. „Wie darf einer um Zukünftiges bitten“, fragt einmal der heilige Chrysostomus, „der für das Frühere keinen Dank abstattet?“

Die entscheidende Bedingung für ein erhörungswürdiges Bittgebet hat unser Herr genannt. Es muss sechstens im Namen Jesu vorgebracht werden, im Namen Jesu. D.h. unser Gebet hat nur dann Zugang zum Vater, wenn wir im Namen Jesu beten. Die heilige Menschheit Jesu ist der Weg, durch den der Heilige Geist uns zu Gott, unserem Vater, beten lehrt. Im Namen Jesu beten, heißt erstens: Unter Berufung auf Jesus beten. Jesus fordert ja die Jünger auf: „Wenn ihr mich um etwas bitten werdet in meinem Namen, werde ich es tun. Der Vater wird euch geben, was immer ihr in meinem Namen erbitten werdet.“ Wir müssen uns also im Bittgebet auf Jesus, unseren Herrn und Erlöser, berufen. Der Vater im Himmel muss in unseren Gebeten gleichsam die Stimme seines Sohnes hören. Im Namen Jesu beten, besagt zweitens: Unter Berufung auf die Zugehörigkeit zu Jesus beten. „Wenn ihr in mir bleibet, und meine Worte in euch bleiben, so mögt ihr bitten, um was ihr wollt, es wird euch zuteil werden.“ „Wenn ihr in mir bleibet“, d.h. wir dürfen nicht aus der gnadenhaften Gemeinschaft mit Jesus herausfallen. Ein fruchtbares Bittgebet im Namen Jesu setzt die bleibende Verbundenheit

der Jünger mit Christus im Glauben und Leben voraus. Die Erhörung des Bittgebetes ist nicht durch die menschliche Leistung, sondern durch die Einheit des Betenden mit Christus gesichert. Die gnadenmäßige Einheit in Christus soll das Gebet im Namen Jesu existentiell begründen. Zu dieser Einheit gehört auch der wahre Glaube. Und deswegen heißt in Vereinigung mit Christus beten, drittens: Im Vertrauen, unter Berufung auf seine Verdienste und Mittlerschaft und in Übereinstimmung mit seinen Absichten beten. Das Gebet im Namen Jesu verlangt, dass wir willenskonform mit Gott, dem Vater, sind – willenskonform. In dem Maße, wie das Bittgebet wirklich in den Dienst Christi vor dem Vater eingefügt ist, ist es der Erhörung sicher. Aber hier liegt der Grund des tatsächlichen Nichterhörens, der tatsächlichen Unsicherheit. Der Mensch weiß nie sicher, wie weit seine Anliegen mit denen des Herrn identisch sind, eins sind. Das Bittgebet ist viertens wie jedes Gebet an das Dogma, an den Glauben gebunden. Kein Mensch darf es unternehmen, etwas von Gott zu erbitten, was der Offenbarung, dem Worte Gottes, dem sicheren Glauben der Kirche widerspricht. Alle Bittgebete müssen in der Ordnung des Heiles vorgebracht werden. Man bittet nicht im Namen des Erlösers, wenn man etwas erbittet „contra ordinem salutis“, gegen, entgegen der Ordnung des Heiles.

Für wen sollen wir beten und bitten, meine lieben Freunde, für wen? Damit ist das Bittgebet angesprochen, das Bittgebet für andere, das Fürbittgebet. Das Fürbittgebet ist den Gläubigen im Alten und Neuen Testament immer wieder empfohlen worden. Im Alten Testament wird berichtet, dass Abraham Fürbitte einlegte für das verdorbene Sodom. Es wird berichtet, dass Moses wiederholt für sein Volk bat, das den Zorn Gottes erregt hatte. Im Neuen Testament ergehen häufig Mahnungen zum gegenseitigen Fürbittgebet, und die Kirche hat es von Anfang an gepflegt. Der König Herodes Agrippa ließ bekanntlich Petrus verhaften, ins Gefängnis bringen. Nach Ostern wollte er ihn dem Volke vorführen. Aber was tat die Gemeinde? Die Gemeinde betete ohne Unterlass für ihn, bis der Engel ihn befreite. Das allgemeine Kirchengebet, wie die Fürbitten ja früher genannt wurden, wird bezeugt vom Martyrer Justin und vom Kirchenschriftsteller Tertullian aus dem 2. Jahrhundert. Es umfasste drei Gruppen von Anliegen:

1. für die Kirche,
2. für die weltliche Obrigkeit,
3. für allgemeine Bedürfnisse und Notstände.

Fürbittgebet ist notwendig, ja unerlässlich. Wir müssen für andere eintreten. „Es muss Menschen geben, die auch für solche beten, die niemals beten“, hat einmal der französische Schriftsteller Victor Hugo geschrieben. Es muss Menschen geben, die auch für solche beten, die niemals beten. Die Fürbitte muss natürlich in Verbindung und Willenseinigung mit Christus geschehen. Die Christen wissen, dass sie einen einmaligen Fürsprecher bei Gott haben, nämlich unseren Heiland Jesus Christus. Er tritt beim Vater unaufhörlich für uns ein, und er hat eine wirksame Unterstützung seiner Bitten: Er zeigt auf seine Wunden hin, die er für uns gelitten hat.

Das Bittgebet muss gegen Missverständnisse verteidigt werden. Man betet nicht, um Gott zu informieren, sondern um sich selbst der Erhörung würdig zu machen. Gott braucht nicht informiert zu werden, er weiß, wessen wir bedürfen, noch bevor wir ihn bitten. Aber er erwartet unsere Bitte, weil die Würde des Menschen in seiner Freiheit liegt. Er soll sich in Freiheit an seinen Gott wenden, um seine Bedürfnisse befriedigt zu sehen. Nicht Gott bedarf des Bittgebetes, sondern wir. Gott will geben, aber er gibt nur den Bittenden, damit er nicht einem gebe, der das Geschenk gar nicht fasst. Man wendet weiter ein, es sei unmöglich, dass Gott seine einmal gefassten Entschlüsse ändert, und überhaupt, dass er von außen ursächlich beeinflusst wird. Aber das ist auch gar nicht der Sinn des Bittgebetes. Durch das Gebet sollen nicht die göttlichen Beschlüsse abgeändert werden, sondern die Menschen sollen durch Beten zu erhalten verdienen, was Gott von Ewigkeit her beschlossen hat. Das Bittgebet macht uns würdig seiner Gnadenerfahrung. Gott bleibt auch bei Erhörung eines Gebetes unveränderlich. Jede konkrete Erhörung ist in seine ewigen Ratschlüsse einbezogen. Was Gott aufgrund des Bittgebetes tut, bedeutet weder eine Veränderung Gottes noch ein ursächliches Einwirken des Geschöpfes auf Gott. Das Bittgebet ist vielmehr Ausdruck der von Gottes Gnade gewirkten Disposition (Empfänglichkeit), in der sich der Mensch dem Wirken Gottes gegenüber erschließen

muss. Der Mensch bejaht im Bittgebet seine konkrete Situation, nämlich als ein hilfsbedürftiges, auf Gott angewiesenes Wesen. Ein weiterer Einwand gegen das Bittgebet stellt auf die Souveränität Gottes ab. Er ist der höchste Herr, und der Mensch ist ihm unterworfen. Der Mensch, sagt man, dürfe ihn nicht benutzen, dürfte sich nicht seiner bedienen, um seine Wünsche erfüllt zu bekommen. Der Einwand trägt nicht, meine lieben Freunde. Gott wird im Bittgebet nicht instrumentalisiert und menschlichen Bedürfnissen dienstbar gemacht, es ist Gottes Herablassung, die den Menschen auffordert, ihm seine Bitten vorzutragen. Gott will gebeten sein. Das Bittgebet ist bezeugte Gnade. Die Verheißungsformel: „Bittet, und es wird euch geben werden“, darf nicht magisch verstanden werden, d.h. Gott kann durch kein Bittgebet gezwungen werden. Gott handelt nicht so, dass wir es vorausberechnen können. Er ist kein Automat, in dem man oben ein Gebet einwirft und unten die Erhöhung herauskommt. Es gibt im Leben vieler Christen die überwältigende Erfahrung, wie genau und überreich Gott Gebete erhört. Daneben aber steht die Erfahrung, dass Gott schweigt, dass er offenbar nicht eingreift, ja dass er scheinbar das Gegenteil des Erbetenen tut. Der Herr hat am Kreuz den Psalm 21 gebetet. Im Psalm 21 heißt es: „Ich rufe bei Tag, und du erhörst mich nicht, und bei Nacht, und du achtest meiner nicht.“ Ach, meine lieben Freunde, dass wir doch beten lernen möchten, wie Gott gebeten werden will. Dass wir beten könnten, wie Theresia von Lisieux gebetet hat: „Ich bitte um nichts mehr mit Ungestüm, außer darum, dass der Wille Gottes sich an meiner Seele erfülle.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Mensch Jesus Christus ist in den Himmel emporgestiegen

25.05.2017 (Christi Himmelfahrt)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Himmelfahrt unseres Heilandes Versammelt!

Die Botschaft von der Himmelfahrt Jesu bedeutet, dass der Auferstandene als der Erhöhte erschienen ist, der an der Existenzweise Gottes teilhat. Sie ist eine Aussage über die Macht, die dem Auferstandenen verliehen wurde. Die Botschaft von der Himmelfahrt bedeutet, dass der gekreuzigte Mensch Jesus in die Sphäre des göttlichen Wesens eingetreten ist. Die menschliche Natur ist damit für immer mit Gott verbunden und die Dimension einer neuen Gemeinsamkeit mit Gott begründet. In den Himmel kommen heißt von hier aus nichts anderes, als eins werden mit dem Menschen Jesus, und so in die Einung der Menschheit mit Gott eintreten. Die Himmelfahrt Jesu ist nicht einfach der Abschluss seiner irdischen Wirksamkeit, etwa in dem Sinne, dass er nach Erledigung seiner Aufträge in den Himmel zurückgekehrt ist. Nein. Der Auferstandene musste in den Himmel zurückkehren, weil er nicht mehr den beschränkten Existenzbedingungen dieser Erde unterworfen ist. Seine verklarte menschliche Natur passte nicht mehr zu den vergänglichen Formen der Erde.

Der Unglaube bestreitet die Tatsache der Himmelfahrt Christi. Er behauptet, der Glaube an die Himmelfahrt sei aus dem Alten Testament entlehnt. Dabei weist man auf die Entrückung Henochs und die Himmelfahrt des Elias hin. Andere meinen, der Glaube an die Himmelfahrt sei aus der heidnischen Mythologie entnommen. Dabei denken sie an den babylonischen Adapa- oder Etana-Mythos, und sie verweisen auf die angebliche Himmelfahrt des Herakles oder des Mithras. Auf diese Behauptungen ist zu antworten, meine lieben Freunde: Die Entlehnung aus der Mythologie scheidet schon deswegen aus, weil Mythen, auch nach dem Verständnis ihrer Anhänger, Produkte der Phantasie sind. Sie beanspruchen nicht, wirklich geschehen zu sein, während die Himmelfahrt Christi eine geschichtliche Tatsache ist. Die Himmelfahrt Christi geschah auch nicht aus fremder, sondern aus eigener Kraft. Sie war ähnlich wie die Auferstehung ein selbstmächtiges, aktives Emporsteigen. Dadurch unterscheidet sie sich grundlegend von dem passiven Hinauf- oder Weggetragenwerden durch Gottes Kraft, wie es bei Elias oder Habakuk oder dem Diakon Philippus der Fall war. In der Heiligen Schrift wird von der Himmelfahrt Christi bald in der aktiven Form (hinaufsteigen), bald in der passiven Form (aufgenommen werden, emporgehoben werden) gesprochen. Das geschieht deswegen, weil Gott die letzte und seine Gottheit die hauptsächliche Wirkursache der Himmelfahrt Christi ist. Wenn der durch eigene Kraft Auffahrende als der vom Himmelvater Aufgenommene bezeichnet wird, so ist das insofern berechtigt, als die eine und nämliche wirkliche Kraft im Vater und im Sohn wirksam ist.

Die Himmelfahrt Christi ist ein geschichtlicher Vorgang. Sie hat sich vor Augenzeugen zugetragen; diese können sie mit ihrem Zeugnis belegen. Die Apostel sind Zeugen der Auferstehung, die Jesus gesehen haben, weil sie vom Vater als Zeugen vorausbestimmt wurden. Aber zum Zeugnis der Auferstehung gehört als Abschluss notwendig das Zeugnis für die Himmelfahrt Christi, denn die Auferstehung kommt erst in der Himmelfahrt zu ihrer Vollendung. Um hinreichende Zeugen der Auferstehung zu sein, müssen die Apostel auch Zeugen der Himmelfahrt gewesen sein. Das zeigt sich ganz deutlich bei dem Ersatz des Judas Iskariot durch einen anderen, den Matthias. Es musste einer gewählt werden, „der die ganze Zeit, da Jesus bei uns ein und aus ging, mit uns zusammen war, von

der Taufe des Johannes angefangen bis zu dem Tage, da er von uns fort emporgetragen wurde“. Die Auffahrt Christi in den Himmel geschah an einem festliegenden Termin: 40 Tage nach seiner Auferstehung. Diese Zeitangabe ist nicht symbolisch zu verstehen, für einen längeren Zeitraum, nein, sie soll präzise die Periode aussagen, innerhalb der die Erscheinungen des Auferstandenen erfolgten. Schriften, die von der Kirche abgelehnt wurden, dehnten die Zwischenzeit von der Auferstehung zur Himmelfahrt über die 40 Tage auf 18 Monate oder gar auf 12 Jahre aus. Diese Angaben sind Produkte der Phantasie, nicht Wiedergabe der Geschichte. Was wir als christliche Himmelfahrt bezeichnen, ist der Abschluss der Erscheinungen, die sich über 40 Tage ausgedehnt hatten. Die Rückkehr in den Himmel geschah jedes Mal, nachdem Jesus den Jüngern erschienen war. Er erschien immer vom Himmel. Es ist ganz irrig, wenn man fragt: Ja, wo hat sich denn Jesus die 40 Tage aufgehalten? Die Antwort lautet: Auf Erden nicht, sondern im Himmel, und vom Himmel erschien er jeweils den Jüngern.

Was bedeutet die Himmelfahrt Christi für ihn selbst? Was bedeutet sie für uns? Nun, in christologischer Hinsicht, für ihn selbst, bedeutet die Himmelfahrt den Beginn bzw. die Fortdauer seines unveränderlichen Erhöhungszustandes. Die menschliche Natur Christi ist nun endgültig in den Zustand der göttlichen Herrlichkeit erhoben. In der Auferstehung und Himmelfahrt hat der himmlische Vater seinem Sohne alle erlittene Schmach mit Ruhm und Ehre, alle Traurigkeit mit Freude, den letzten Platz auf Erden mit dem Throne der Herrlichkeit vergolten. Sein Erniedrigungszustand ist zu Ende, der Erniedrigungszustand in der Knechtsgestalt hat dem himmlischen Erhöhungszustand Platz gemacht. Von der Himmelfahrt an tritt der Gottmensch in die volle Ausübung seines königlichen Amtes ein und herrscht inmitten der Engel und Heiligen mit dem Vater in Ewigkeit über die Schöpfung. Die glorreiche Himmelfahrt des Erlösers bezeichnet die förmliche Besitzergreifung der himmlischen Herrlichkeit. In der Heiligen Schrift wird dies als Sitzen zur Rechten Gottes beschrieben. Dieser biblische Ausdruck ist nicht buchstäblich zu nehmen, denn Gott ist ein körperloses, einfaches Wesen, ein einfacher Geist, er hat kein Rechts und er hat kein Links. Es ist dies eine bildliche Redart. Sie bezeichnet einerseits den Ehrenplatz (rechts), den er vor allen Engeln und Heiligen eingenommen hat, und andererseits die Teilhabe an Gottes Herrlichkeit, an dessen ewiger Seligkeit, an dessen Herrscher- und Richtergewalt über die ganze Schöpfung. Ein solch überlegener Besitz kommt keinem einzigen Geschöpf zu. Und dass Jesus sitzt, nicht steht, dass er sitzt, das besagt, dass er einen dauernden und unruhefreien Besitz angetreten hat.

Die Himmelfahrt Christi kam nicht unerwartet und unvorbereitet oder überraschend. Sie war im Heilsplan Gottes von vornherein vorgesehen. Vor dem Hohen Rat, also in einer feierlichen Stunde seines Lebens, hatte der Herr angekündigt, der Menschensohn werde zur Rechten des allmächtigen Gottes sitzen. Diese Aussage war ja im jüdischen Prozess ausschlaggebend für seine Verurteilung. Den Aposteln hatte er den Eingang in seine Herrlichkeit vorhergesagt: „Musste nicht der Messias dies alles leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen?“ In der Himmelfahrt sind Ankündigung und Voraussage erfüllt. Gottes Worte trügen nicht. Er hat seinen Heiligen nicht die Verwesung schauen lassen, sondern ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. Das bedeutet die Himmelfahrt für Christus selbst.

Was bedeutet sie für uns, also in soteriologischer Hinsicht? Nun, sie ist der krönende Abschluss des Erlösungswerkes, insofern hat sie hohe Heilsbedeutung. Die Auferstehung ohne die Himmelfahrt wäre unvollständig. Nur der in die Seinsweise Gottes Eingetretene kann den Erlösten seine Gnade und Wahrheit zuwenden. Mit Christus zogen auch die Seelen der Gerechten des Alten Bundes in die Herrlichkeit des Himmels ein. Die gläubige Vernunft drückt das so aus, dass das Himmelstor verschlossen war, bevor es Jesus geöffnet hat. Die Seelen der Gerechten zogen mit Christus ein in die Herrlichkeit. Der Apostel Paulus beschreibt diese Wahrheit so: „Er hat Gefangene erbeutet.“ Die Himmelfahrt Christi konstituiert sodann den neuen christlichen Himmel als Raum des verklärten Christus. In den Himmel kommen heißt von nun an, zu Christus kommen. In diesem Sinne schreibt Paulus an die Gemeinde in Philippi: „Ich wünsche, aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein.“ Den Seinigen schafft der Herr dort eine Stätte. „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch eine zu bereiten.“ Als unser Haupt nimmt er auch für uns vom Himmel Besitz. Der in den Himmel aufgefahrne Jesus ist nicht untätig. Er legt unablässig Fürsprache für uns ein. Der Apostel Paulus stellt im Brief an die Römer die rhetorische Frage: „Wer wird die Auserwählten Gottes

anklagen und verurteilen? Etwa Christus Jesus? Er, der gestorben, nein, der auferweckt ist, der zur Rechten Gottes sitzt, er ist es, der für uns eintritt.“ So setzt der himmlische Christus selbst im Erhöhungszustand noch seinen Erlöserberuf fort. Aber damit nicht genug. Er sendet schließlich als Frucht seiner Erlösertätigkeit den Aposteln den Heiligen Geist und teilt ihnen dessen Gaben mit. So hat er es angekündigt: „Ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Beistand senden, damit er auf ewig bei euch sei, den Geist der Wahrheit.“ Das Kommen des Geistes ist an den Hingang Jesu, also an seinen Tod und seine Auferstehung und seine Erhöhung gebunden. „Es ist gut für euch“, sagt der Herr in seiner Abschiedsrede, „dass ich hingehe (also getötet werde, gemartert werde), denn wenn ich nicht hingehe, kann der Beistand nicht zu euch kommen. Wenn ich aber hingehe, werde ich ihn euch senden.“ Nur wenn die Himmelfahrt geschieht, kann der Geist kommen und so die Kirche, das Produkt des Geistes, entstehen.

Es ist eine definierte Glaubenswahrheit der Kirche: Christus ist als Mensch glorreich in den Himmel aufgefahren und sitzt als solcher zur Rechten des Vaters. Die Himmelfahrt dem Leibe nach wird in den kirchlichen Glaubensbekenntnissen eindeutig ausgesagt: *cum eodem corpore*, mit eben diesem Leibe; *cum carne, qua surrexit et anima*, er ist mit Seele und Leib auferstanden. Die Himmelfahrt war eine solche seiner menschlichen Natur nach, nicht seiner göttlichen Natur nach. Seiner göttlichen Natur nach hat er als Gott, der er ja ist und den Himmel erfüllt, den Himmel nie verlassen. Nein, seiner menschlichen Natur nach, also mit Leib und Seele, verließ er die Erde, begab sich an die Stätte der gemeinsamen Seligkeit der Engel und der Menschen. Die Versetzung der verklärten Natur Christi an den ihr gemäßen Ort geschah in der Gebärde des Emporschwebens. Darin liegt ein sinnbildlicher Hinweis auf die Erhabenheit der verklärten menschlichen Natur Christi. Wir kennen ja nur Existenzformen unserer Erfahrung. Das Aufsteigen über die Wolken war ein Sinnbild für ein unsichtbares geheimnisvolles Geschehen, nämlich die endgültige Hereinnahme der menschlichen Natur Christi in die verborgene Herrlichkeit des göttlichen Lebens. Ja, ich muss es noch deutlicher sagen: Die Himmelfahrt Christi ist die lokale, örtliche Versetzung der verklärten menschlichen Natur an einen ihrem verklärten und seligen Zustand entsprechenden Ort innerhalb der Schöpfung. Dass die menschliche Natur Christi an irgendeinen Ort versetzt wurde, ergibt sich aus ihrem stofflichen Charakter; sie kann nicht überall sein. Wenn die verklärte Natur an Raum und Zeit gebunden bleibt, muss sie irgendwo existieren. Wo freilich die menschliche Natur Christi sich befindet, können wir in keiner Weise bestimmen. Es gibt keinen uns bekannten Ort im Weltall, von dem wir sagen könnten, dass er der verklärten Natur Christi mehr angepasst wäre als ein anderer. Die Seinsweise des in den Himmel aufgenommenen Christus hat Teil an der Seinsweise Gottes. Sie ist demnach unanschaulich und für irdisches Bemühen unangreifbar. Gott wohnt in unzugänglichem Lichte. Paulus schreibt der Gemeinde in Ephesus: „Christus ist über alle Himmel emporgestiegen.“ Er deutet damit an, dass es eine Wohnung jenseits aller Orte, die der Erfahrung zugänglich sind, gibt, und dass diese Wohnung von Jesus bezogen wurde. Wenn wir jetzt die Pfingstnovene beten werden, dann heißt es auch in diesem Gebet nicht, Christus sei in den Himmel gegangen, sondern er sei über alle Himmel emporgestiegen. Diese Redeweise dürfte ein liturgischer Hinweis dafür sein, dass seine neue und einzigartige Existenzweise jede irdische Wirklichkeit übersteigt. Meine lieben Freunde, es muss so sein. Es muss so sein, wenn Gott Gott bleiben will. Wenn wir den Ort wüssten, an dem sich die menschliche Natur Christi befindet, wären wir imstande, sie zu ergreifen, ja uns ihrer zu bemächtigen. Das Nichtwissen um diesen Ort ist gewissermaßen ein Schutz gegen die Versuchung des eigenmächtigen Eindringens des Menschen in die Gott vorbehaltene Sphäre.

Wenn wir gläubigen katholischen Christen das Fest Christi Himmelfahrt begehen, geraten wir weder in Verlegenheit noch in Unsicherheit. Wir wissen unseren Herrn und Heiland geborgen in der Herrlichkeit des himmlischen Vaters, unangreifbar von seinen Feinden. Wir wissen, dass unser Erlöser und Mittler uns eine Wohnung in seiner himmlischen Herrlichkeit bereitet. Er ist vorausgegangen, wir dürfen ihm nachfolgen. Wir wissen, dass unser Messias und Retter unaufhörlich für uns eintritt, die wir auf Erden ringen und leiden. Er übt sein ewiges Priestertum auch am Ort und in der Seinsweise des Himmels aus. Wir wissen, dass unser König auf das Signal des Vaters wartet, um siegreich und endgültig das Weltall zu verwandeln in jenes Reich, in dem Gott fraglos und in alle Ewigkeit herrscht.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Himmel

28.05.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor wenigen Tagen haben wir das Fest Christi Himmelfahrt begangen. Dieses Fest weckt in uns die Fragen: Wie steht es um den Himmel? Was müssen wir uns darunter vorstellen? Was können wir glauben? Was dürfen wir hoffen? Die Engländer haben eine bedeutsame Unterscheidung getroffen. Sie unterscheiden den Wolkenhimmel, wo die Vögel fliegen und die Flugzeuge kreisen, von dem Himmel, der Gott vorbehalten ist. Sie unterscheiden zwischen *sky* und *heaven*. Das scheint eine grundlegende Hinweisung zu sein, was wir uns unter dem Himmel vorstellen können und was wir vom Himmel glauben müssen. Im Alten Testament wird der Himmel verstanden als Ort innerhalb des allgemeinen orientalischen Weltbildes. Der Himmel ist ein massiver Bau über der Erdscheibe (Firmament), im Himmel, d.h. über der Feste sind die Vorratskammern für Schnee und Hagel, Wind und Wasser. An der Feste haben die Gestirne ihre Bahn. Himmel umfasst auch den Luftraum zwischen der Feste und der Erde und dem Bereich oberhalb der Feste, dem höchsten Himmel. Im obersten Himmel thront nach dem Alten Testament Gott, umgeben vom Himmelsheer der Engel, als König. Er blickt auf die Erde und die Menschen herab und greift in das Geschehen auf Erden ein. Er ist der Herr der Welt und der Weltüberlegene, dessen Macht die ganze Welt umspannt und den Himmel und Erde nicht fassen. Im Neuen Testament ist Gott Schöpfer und Herr des Himmels und der Erde. Der Himmel ist der Wohnsitz der Engel und vornehmlich die Machtsphäre Gottes. Im Himmel ist der Thron Gottes. Von dort kommt die Stimme Gottes, der Geist Gottes, der Zorn Gottes. Für die Auserwählten ist der Himmel der Ort des Heils. Die himmlischen Güter sind die wahren und wirklichen. Hier wartet der Lohn für die guten Werke wie ein aufbewahrter Schatz. Darum soll das Trachten der Christen auf das gehen, was oben ist. Vom Himmel her empfangen wir unsere Berufung, im Himmel haben die Christen ihre Heimat. Hier sind ihre Namen aufgeschrieben. Christus ist vom Himmel herabgestiegen und kehrt nach Vollendung seines Heilswerkes dorthin zurück, sitzt dort zur Rechten Gottes als unser Fürsprecher, vollbringt als der wahre Hohepriester den Opferdienst, und vom Himmel her erwarten ihn die Christen zum Endgericht.

Nun müssen wir uns ja den Himmel irgendwie vorstellen, d.h. wir müssen versuchen, eine irgendwie geartete Anschauung vom Himmel zu gewinnen. Lange Zeit dachte man daran, der Himmel sei im Empyreum, also jenseits der oberen Sphäre im ptolemäischen Weltsystem. Das Empyreum hat auch Eingang gefunden in Dantes *La divina commedia*. Nach ihm sind im Empyreum die Engel und die Seligen. Wir haben zumeist die Vorstellung vom Himmel, wie sie die Künstler der Barockzeit an die Decken der Kirchen gemalt haben. Da sehen wir die Engel und die Heiligen, einen jeden mit den Attributen, die ihnen der Lebensgang oder die fromme Verehrung zugelegt hat. Also bspw. Petrus mit dem Schlüssel, Paulus mit dem Buch und mit dem Schwert, Georg mit dem überwundenen Drachen, Hedwig mit der Klosterkirche von Trebnitz. Diese Heiligen befinden sich in einem Festsaal und sind damit beschäftigt, Gott anzubeten. Es ist allen klar: Das ist ein Bild. Es wäre töricht, dieses Bild mit der Wirklichkeit gleichzusetzen. Vielmehr müssen wir von der Wirklichkeit des Himmels, die Dogma ist, die Vorstellungen unterscheiden, die sich Menschen vom Himmel machen. Denn alle Vorstellun-

gen, die wir uns von dem Unvorstellbaren machen, sind unzulänglich. Sie bleiben eine ganze Dimension hinter der Wirklichkeit zurück. Hier gilt das Wort: „Was kein Auge gesehen, was kein Ohr gehört, was in keines Menschen Herz gedungen, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben.“ Man muss also Wirklichkeit und Vorstellung unterscheiden. Das ist ein übliches Verfahren. Es gibt unanschauliche Dinge, die wirklich sind. Um sie zu erforschen und um von ihnen reden zu können, muss man sie sich vorstellen. Wir wissen, dass Wirklichkeit und Vorstellung nicht übereinstimmen, aber dennoch behalten wir diese Vorstellungen bei, weil sie uns helfen, etwas von der Wirklichkeit zu verstehen. So hat die Wissenschaft in Anlehnung an die experimentellen Befunde ein mehr oder weniger anschauliches Bild vom Atom und seinem Aufbau entworfen. Damit lassen sich Verhalten und Eigenschaften der Atome jedenfalls annäherungsweise beschreiben und physikalisch deuten. Es gibt eine Menge von Atommodellen: von Dalton, von Thomson, von Lenard, von Rutherford, von Bohr, von Sommerfeld, von de Broglie; alles Atommodelle. Alle diese Modelle sagen Richtiges aus, sind aber auch unzulänglich. Die Wirklichkeit der Atome bleibt von dem Ungenügen der Vorstellung unberührt. Ähnlich müssen wir uns den überkommenen Mitteilungen der Offenbarung nähern. Die Erzählungen und Berichte der Heiligen Schrift sind vor Jahrtausenden entstanden. Sie tragen die Spuren dieser Entstehung an sich. Die Bibel passt sich in ihren Aussagen dem Weltbild ihrer Adressaten an; anders wäre sie ja überhaupt nicht angenommen und verstanden worden. Nur durch die Anpassung konnten ihre Mitteilungen akzeptiert werden. Ich habe nichts dagegen, wenn man sagt: Der Bibel liegt das Weltbild der Antike zugrunde. Aber dieses Weltbild ist lediglich der Rahmen, die Einkleidung der darin enthaltenen Offenbarung. Wenn Jesus sagt, er sei von „oben“ gekommen, da will er keine Ortsbeschreibung geben, sondern seine von jeder irdischen Wirklichkeit unterschiedene Wesensart schildern. Wenn er dem rechten Schächer den Eingang in das Paradies verheißt, da denkt er nicht an ein Land, in dem Milch und Honig fließen, sondern an die Gefilde der Seligen. Die Bibel spricht religiös, nicht physikalisch und auch nicht astronomisch. Die Offenbarung ist vom jeweiligen Weltbild, sei es das ptolemäische, sei es das kopernikanische, die Bibel ist vom jeweiligen Weltbild der Menschen verschieden und ablösbar. Der Glaube an den Himmel ist völlig unabhängig vom Wandel des Weltbildes. Er ist mit jedem Weltbild vereinbar, weil er mit keinem Weltbild verbunden ist.

Nun versucht der Unglaube unter Berufung auf den Fortschritt der Erkenntnis und die Ergebnisse der Wissenschaft die Wahrheiten des Glaubens als überholt und erledigt hinzustellen. Man sagt, Jesus habe seine eschatologischen Aussagen vom Standpunkt des antiken Weltbildes gemacht. Danach ist der Himmel oben, die Hölle unten und mittendrin die Erde. Dieses antike Weltbild sei aber seit Kopernikus, dem ostpreußischen Domherrn, vernichtet, und so hätten auch jene Aussagen ihren Boden verloren. An den Orten, wo die Alten annahmen, gebe es keinen Himmel und keine Hölle. Der evangelische Theologe David Friedrich Strauss spottete, dass für Gott und die Heiligen im Himmel kein Platz mehr sei, denn der sei schon eingenommen von anderen Dingen, so von den Sternen; Gott sei gewissermaßen an Wohnungsnot gestorben. Die liberale Kritik nennt es eine peinliche Verlegenheitsfrage für die Gläubigen, den Ort des Himmels zu bestimmen. Tatsächlich wissen wir nicht, wo der Himmel ist. Es gibt keine Topographie, keine Lagebeschreibung des Jenseits. Wir sind außerstande aufgrund der Offenbarung, eine solche aufzustellen. Nach dem Glauben ist der Himmel dort, wo die Seelen ihre Glückseligkeit genießen. Diese besteht in der Anschauung Gottes und in der Teilnahme am Sein und Leben Gottes. Der Ausschluss davon ist der Zustand der Hölle. Beides sind Zustandsbegriffe, für die sich allerdings auch Ortsausdrücke wie Himmel und Hölle finden. Himmel ist das theologische Bildwort für den endgültigen Heilszustand, der durch Christus und Gott für immer vereinten, geretteten Menschen. In den Himmel kommen heißt, zu Christus kommen. Im Himmel sein heißt, mit dem erhöhten Christus zusammen sein. Der Himmel bedeutet also eine Lebensform, eine Lebensform der Teilnahme am Leben Gottes. Die Frage des Ortes des Himmels tritt demnach zurück, aber man kann sie stellen, und ich will sie stellen, heute.

Nach unserer begrenzten Einsicht müssen sich die Seelen der Abgeschiedenen irgendwo befinden. Sie haben sich nicht aufgelöst, sie sind aber auch nicht überall. Ähnliches gilt für die menschliche Natur Jesu; auch sie muss irgendwo sein. Und die in den Himmel aufgenommene Gottesmutter Maria muss ebenfalls irgendwo sein. Um die Frage nach dem Ort des Himmels anzugehen, kann man von der Allgegenwart Gottes ausgehen. Gottes Allgegenwart ist deutlich ausgesprochen in der Heiligen

Schrift: „Wo soll ich hingehen vor deinem Geist, wohin fliehen vor deinem Angesicht? Stiege ich gen Himmel, so bist du da. Stiege ich in die Hölle, so bist du da. Nähme ich die Flügel der Morgenröte und wohnte ich am äußersten Ende des Meeres (Gibraltar), so würde auch dahin deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten.“ Also die Allgegenwart Gottes ist ein Dogma unseres Glaubens. Als absolut vollkommenes Wesen kann Gott nicht in seiner Gegenwart beschränkt, kann er nicht wie ein Körper vom Raum gemessen, kann er nicht nach Art der endlichen Geister an den Raum gebunden sein. Gott erschafft jeden Raum und erfüllt jeden Raum, ohne vom Raum begrenzt zu sein. Gott ist an jedem Ort, d.h. er ist überall. Da der Himmel die Gegenwart Gottes ist, kann der Himmel auch theoretisch überall sein, wo Gott ist. Ja, man muss den Mut haben, es auszusprechen: Gott könnte seine Seligkeit einem Menschen dort schenken, wo er gelebt und gearbeitet hat. Aber wir vermögen keinen Ort im Weltall anzugeben, der für den Aufenthalt der Vollendeten besser geeignet wäre als ein anderer. Jeder Bereich innerhalb der Schöpfung – jeder Bereich! – ist geeignet für die Begegnung des Menschen mit Gott. Es hat kein Raum einen Vorzug vor einem anderen, und es ist dazu auch keine bestimmte Weltgestalt erforderlich.

Freilich derjenige, der der himmlischen Herrlichkeit teilhaftig ist, ist an den Raum gebunden, denn die Seele des Menschen ist nicht allgegenwärtig. Der vollendete Mensch der himmlischen Existenzweise unterliegt zwar nicht mehr, wie der Mensch im Pilgerleben, den Gesetzen des Raumes und der Zeit – wir haben ja ein Beispiel dafür: den verklärten, den auferstandenen Heiland, der durch geschlossene Türen ging – der vollendete Mensch also unterliegt nicht mehr den Gesetzen des Raumes und der Zeit, aber er ist auf einen bestimmten Raum beschränkt, er kann nicht überall sein. Die Art dieser Raumgebundenheit ist schwer zu begreifen. Man darf vielleicht sagen, dass die Geister der Abgeschiedenen von Gott einen bestimmten Raum zum Vollzug ihrer Lebensweise zugewiesen bekommen. Man kann auch daran denken, dass die Gemeinschaft der Seligen für ihr gemeinschaftliches Leben an einen Ort, gewissermaßen an ein Aufenthalts- und Wirkungsfeld, gebunden ist. Aber das ist eine Ansicht, die man nicht beweisen kann. Und vor allem gilt: Wo immer sich die verklärten Menschen befinden mögen, der Zugang zu ihnen steht uns nicht offen. Himmel bezeichnet eine Dimension der Schöpfung, die dem Menschen unverfügbar ist. Der jenseitige Zustand ist jeder Empirie, also jeder Erfahrung enthoben, er ist unerfahrbar. Er lässt sich weder durch astronomische Erkundung noch durch terrestrische Grabungen finden. Der Himmel ist durch irdische, menschliche Mittel nicht erreichbar. So muss es sein, damit die Menschen nicht übermütig werden, damit sie sich nicht zu der Versuchung gedrängt fühlen, in den Himmel einzudringen. Der Himmel ist eine Wirklichkeit anderer Art als alles, was unserer Erfahrung zugänglich ist.

Ich habe mich bemüht, meine lieben Freunde, mit langem Nachdenken und Studieren, eine Antwort auf die Frage zu finden, wo sich der Himmel befindet. Die Orthafteigkeit des Himmels ist nicht auszuschließen, aber eine Lagebeschreibung des Himmels zu liefern, übersteigt menschliche Kraft. Der Himmel ist dort, wo sich Gott befindet und offenbart. Zwischen Gott und Welt aber besteht eine wesentliche Verschiedenheit. Gott ist überall gegenwärtig, ohne dass seine Wirklichkeit der Wirklichkeit der Welt im Wege stünde, oder dass die Welt gewissermaßen Gott im Wege stünde. Ebenso ist jeder Bereich der Schöpfung geeignet, der Begegnung des Menschen mit Gott zugeordnet zu werden. Es hat hierbei kein Raum einen Vorzug vor einem anderen, und es ist dafür auch keine bestimmte Weltgestalt erforderlich. Im Himmel besteht kein Platzmangel, denn die Seelen und die Leiber der Verklärten sind nicht ausgedehnt. Sie benötigen keinen Raum, sie sind sich gegenseitig nicht im Wege. Das wissen wir, seitdem wir den verklärten Christus kennen. Das Wissen um den Ort des Himmels ist nicht heilsnotwendig. Der Glaube verbürgt uns seine Existenz. Die Hoffnung erweckt die Sehnsucht nach ihm. Der ernste Glaube wird beim Himmel nicht den Ort, sondern den Weg dorthin im Auge behalten, und bei der Hölle nicht den lokalen Abgrund, sondern die Gefahr, hineinzustürzen. „Das hab ich mir vorgenommen: In den Himmel will ich kommen. Mag es kosten, was es will, für den Himmel ist nichts zu viel.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wesen und Wirklichkeit des Heiligen Geistes

04.06.2017 (Pfingstsonntag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Herabkunft des Heiligen Geistes Versammelt!

Als Paulus auf seiner zweiten Missionsreise nach Athen kam und die vielen Tempel der Stadt betrachtete, fand er einen Altar, auf dem geschrieben stand: „Einem unbekanntem Gott“. Muss dieses Wort, meine lieben Freunde, auch Anwendung finden auf die dritte Person in der einen ungeteilten Dreifaltigkeit? Ist der Heilige Geist vielleicht für den einen oder anderen oder gar für viele ein unbekannter Gott? Wir wollen versuchen, ihn bekannt zu machen. Wir wollen vier Gründe aufstellen, die uns zeigen, wer der Heilige Geist ist. Erstens: Er ist von himmlischer, göttlicher Natur. Er ist ja die Verheißung des Vaters und er ist die Gabe des erhöhten Herrn. Gott selbst ist Geist, und der Geist steigt bei der Taufe Jesu vom Himmel herab, und zwar in Gestalt einer Taube. Das erinnert uns an Vorgänge aus dem Alten Bunde. Als Gott das Weltall schuf, da schwebte der schöpferische Geist Gottes über dem Wasser. Und als die Sintflut vorbei war, da zeigte die Taube den Beginn der neuen Zeit an. Die Taube war es, die aus der Arche, dem Gefäß des Heiles emporkam. Die Taube bei der Taufe Jesu will wohl die Schaffung des neuen Gottesvolkes durch den Heiligen Geist bezeichnen. Das Volk Gottes ist vorgebildet durch die Neuschöpfung im Heiligen Geiste.

Zweitens: Der Geist ist göttliche, geistige, welttranszendente Kraft. So wird Maria mit der Kraft des Geistes überschattet. Diese Überschattung bewirkte die jungfräuliche Empfängnis des Messias. Jesus wurde in der Kraft des Geistes in die Wüste geführt, wo er den Zweikampf mit dem satanischen Versucher bestehen musste. Nach der Taufe kehrte er wiederum in der Kraft des Geistes nach Galiläa zurück, und mit ihr wirkte er sein messianisches Werk. Gott hat ihn, so heißt es, mit Kraft und Heiligem Geist gesalbt. Die Apostel empfingen die Kraft des Geistes, der sie befähigte, Zeugen zu sein, in Jerusalem, in Judäa, in Samaria und bis an die Grenzen der Erde. Jesus ist, wie Paulus im Römerbrief schreibt, „als Sohn Gottes in Kraft eingesetzt, dem Geiste der Heiligkeit nach“. Der Gemeinde in Rom schreibt Paulus: „Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und allem Frieden im Glauben, damit ihr überreich seid in der Hoffnung durch die Kraft des Geistes.“ Die Gemeinde in Korinth erinnert Paulus daran, dass er bei ihnen nicht aufgetreten sei in überredenden Worten menschlicher Weisheit, sondern in Erweisung von Geist und Kraft. Und die Gemeinde in Saloniki weist er darauf hin, dass seine Predigt nicht in bloßen Worten erging, sondern auch in Kraft und im Heiligen Geiste. Der Geist ist eben eine schöpferische verwandelnde Kraft. Er hat nichts von einer naturhaften, kosmischen Kraftsubstanz, wie der evangelische Theologe Eduard Schweizer meint, nein, der Heilige Geist repräsentiert die Offenbarungskraft Gottes. „Uns hat Gott es durch den Geist geoffenbart, denn der Geist erforscht alles, auch die Tiefe Gottes.“ Der Geist legt Zeugnis ab von Gott und ertüchtigt die Geistbegabten zum Zeugnis von Gott. Wo immer Gott bekannt wird, wo immer Christus als der Sohn Gottes bekannt wird, da ist die Macht des Heiligen Geistes am Werk. „Keiner, der im Geiste Gottes redet, sagt: Verflucht sei Jesus! Und keiner kann sagen: Jesus ist der Herr!, außer im Geiste Gottes.“ Am ersten Pfingstfest offenbarte sich die Macht des Geistes in der Gestalt eines Orkans; ein Sturmwind kam auf. Er stellt das unsichtbare, aber kraftvolle Wirken des Heiligen Geistes dar. Die feurigen Zungen und die Sprachengabe künden die charismatische Begeiste-

rung der Jünger Jesu und die geistgewirkte Einung der sprachlich getrennten Völker im Reiche Christi an. Seit diesem Tage gilt: Wo immer es in der Kirche eine wahre Begeisterung für Gott und seine Sache gibt, da wird sie hervorgebracht vom Heiligen Geiste. Er zündet ein Feuer an, aber kein Strohefeuer, sondern eine bleibende Glut. Wann immer die Kirche geeint ist im Glauben, da ist es die Macht des Geistes, die diese Einung hervorbringt. Menschen vermögen sie nicht zu erzeugen.

Drittens: Der Geist ist die entscheidende eschatologische (also endzeitliche) und universale (also allgemeine) Heilsgabe für die Gegenwart zwischen Auferstehung und Parusie Jesu. Die Zeit des Geistes ist die Zeit der Kirche, und umgekehrt: Die Zeit der Kirche ist die Zeit des Geistes. Am ersten Pfingstfest wurden die Jünger Jesu mit Heiligem Geist erfüllt und fingen an, in anderen Sprachen zu reden, wie der Geist es ihnen eingab. Es war die Erfüllung der Verheißung des Propheten Joel: „In den letzten Tagen (und die letzten Tage haben begonnen mit dem Erscheinen Jesu) wird es geschehen, dass ich von meinem Geist ausgießen werde auf alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter werden weissagen, eure jungen Männer werden Gesichte haben und eure Alten werden Traumgesichte erleben.“ Jesus hatte dieses wunderbare Geschehen angekündigt. Am letzten Tage eines großen Festes in Jerusalem rief er aus: „Wenn jemand dürstet, so komme er zu mir und trinke. Wer an mich glaubt, aus dessen Leib werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“ Der Evangelist Johannes kommentiert diese geheimnisvollen Worte: „Dies sagte er von dem Geiste, den jene empfangen sollten, die an ihn glauben.“ Der Geist ist es, der das Wasser der Taufe zum heilbringenden Sakrament macht. Die Waschung der Wiedergeburt und der Erneuerung ist das Werk des Heiligen Geistes. Die Begabung mit dem Heiligen Geist im diesseitigen Leben hat Auswirkungen im jenseitigen Leben. Und deswegen nennt Paulus den Heiligen Geist die Erstlingsgabe; der Erstlingsgabe folgen eben andere. Er nennt den Heiligen Geist das Angeld, die Anzahlung; auf die Anzahlung folgt dann die Auszahlung der gesamten Summe. Der Geist ist also die Verheißung, dass uns einmal alles geschenkt werden wird, was Gott verheißt hat. Wir haben die Anzahlung empfangen, und der Geist verbürgt die Auszahlung. Die Christen haben den Geist als Unterpfand für das ewige Leben empfangen. Er bietet die Gewähr der wirklichen, unvergänglichen Erfüllung der Sehnsucht nach ewigem Leben. „Wenn aber der Geist dessen, der Jesus von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird er, der Jesus aus dem Tode auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen kraft des in euch wohnenden Geistes.“

Viertens: Der Geist ist aber nicht bloß eine Kraft, er ist auch eine Person. Viele evangelische Theologen kennen den Geist nur als Kraft. Der Berühmteste von ihnen sagt: Der Geist ist die Kraft der Verkündigung. Ja, das ist er natürlich, aber er ist viel mehr, er ist personal. Die Personalität des Geistes steht aus dem Zeugnis der Heiligen Schrift unleugbar fest. Bei der Taufe Jesu beginnt sich die Personalität des Geistes zu enthüllen. Da ist die Stimme des Vaters, da ist der geliebte Sohn, da ist die taubenartige Herabkunft des Heiligen Geistes; hier sind sie beisammen, die drei. Noch deutlicher tritt der personale Charakter des Geistes hervor im Taufbefehl. Die Jünger sollen taufen im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Hier werden also Vater, Sohn und Geist nebeneinandergestellt, ohne Unterschied, mit der Partikel „und“ verbunden. Übrigens beten die Ostkirchen anders als wir. Sie sagen nicht: Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist, sie sagen: Ehre sei dem Vater durch den Sohn im Heiligen Geist. Das ist nicht falsch, aber es ist nicht so deutlich, dass diese drei Personen gleich sind. Deswegen ist es theologisch richtiger zu sagen: Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist. Ganz deutlich ist der Heilige Geist als Person im Johannesevangelium dargestellt. Er bezeichnet ihn ja als den Parakleten, d.h. den Anwalt, den Sachwalter, den Herbeigerufenen. Ein Sachwalter kann nur ein persönliches Wesen sein. Ihm werden zugeschrieben das Lehren und Erinnern, das Zeugnisgeben und das Überführen, das Einführen in die Wahrheit; das sind alles persönliche Attribute. Nach den Abschiedsreden Jesu verheißt der Herr den Jüngern der Kirche den Heiligen Geist als Geist der Wahrheit und als einen anderen Beistand. Er geht vom Vater aus, der Vater sendet ihn in seinem Namen, und er selbst sendet ihn vom Vater her. Auch aus anderen Stellen der Heiligen Schrift kann man die Personalität des Geistes entnehmen. Einmal wurde Jesus bezichtigt, er treibe durch den obersten der Teufel die Teufel aus. Da entgegnete er: „Jede Sünde und Lästerung wird dem Menschen vergeben werden, aber die Lästerung des Geistes wird nicht vergeben werden. Wer immer ein Wort gegen den Sohn spricht, es wird ihm vergeben werden. Wer aber gegen den Heiligen Geist spricht, es wird ihm nicht vergeben werden.“ Diese Stelle von der

Lästerung gegen den Heiligen Geist beweist seine Personalität, denn eine Blasphemie (eine Lästerung) kann nur gegen eine göttliche Person begangen werden. Jesus wies bei der Aussendung seiner Jünger auf die Geschehnisse hin, die sie erwarteten: „Ihr werdet vor Statthalter und Könige geführt werden zum Zeugnis für sie und die Völker. Wenn sie euch aber übergeben, sorgt euch nicht, wie oder was ihr sagen werdet, denn es wird euch in jener Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Denn nicht ihr seid die Redenden, sondern der Geist eures Vaters ist es, der dann in euch redet.“ Diese Verheißung des Heiligen Geistes stellt ein Sprechen und Lehren des Geistes in Aussicht; das sind persönliche Attribute. Ich habe in diesen Tagen, meine lieben Freunde, noch einmal das Protokoll des Prozesses gegen Johanna von Orleans gelesen. Johanna von Orleans, der ja Schiller ein Drama gewidmet hat, war ein ungebildetes Mädchen, hatte keine Schule besucht. Was sie religiös wusste, das stammte von ihrer Mutter: Vaterunser, Ave Maria, Glaubensbekenntnis. Und jetzt wurde sie gelehrten Theologen gegenübergestellt, die sie überführen sollten, dass sie im Glauben irre. Als Johanna gefragt wurde, ob sie wisse, dass sie im Gnadenstand ist, antwortete sie, wenn sie es nicht wäre, möge Gott sie in diesen Gnadenstand versetzen, wenn sie es aber wäre, möge Gott sie darin erhalten. Die Falle, die ihr gestellt war, hat sie in außerordentlicher Klugheit umgangen. Man wollte ihr nämlich unterschieben, dass sie absolute Gewissheit vom Gnadenstand hätte, und das hat der Mensch nicht, sie hat diese Falle vermieden. Als die Richter sie fragten, ob sie glaube, man müsse der Kirche auf Erden sich unterordnen, erklärte sie, ja, das müsse man, aber zuerst müsse man Gott dienen. Auf die weitere Frage, welcher der drei Männer, die damals den päpstlichen Thron beanspruchten (Schisma), der wahre Papst sei, gab sie zur Antwort: „Wir müssen dem Papst in Rom gehorchen.“ Wiederum war sie einer Falle ausgewichen. Gefragt, ob der Sieg der französischen Armee über die Engländer ihrer Fahne oder ihr selbst zuzuschreiben sei, entgegnete sie, er sei dem Herrn zuzuschreiben. In diesem Mädchen zeigte sich die Kraft und die Wirksamkeit des Heiligen Geistes. Sie gab wieder, was der Geist ihr eingab. Der Heilige Geist ist eine Person, er ist eine göttliche Person, er ist eine vom Vater und vom Sohne verschiedene Person. Denn derjenige, welcher geschickt wird und ausgeht, ist von dem, von dem er geschickt wird und ausgeht, verschieden. Der Heilige Geist wird aber vom Vater gegeben und geschickt und geht von ihm aus, er wird auch vom Sohne geschickt. Er ist also vom Vater und vom Sohn verschieden. Wir können zu diesem Heiligen Geist, zu dieser dritten Person in Gott genauso beten wie zum Vater und zum Sohne. Es sollte kein Tag vergehen, meine lieben Freunde, an dem wir nicht zum Heiligen Geist beten. Er ist die Kraft unseres Lebens, er ist auch der Sieg unseres Lebens. Der Erzbischof Mercier von Mecheln, also Brüssel, hat uns vorgemacht, wie wir zum Heiligen Geist beten sollen: „O Heiliger Geist, ich bete dich an. Erleuchte mich, führe mich, stärke mich, tröste mich. Sage mir, was ich tun soll, und gib mir deine Weisung. Ich verspreche dir, mich in allem zu unterwerfen, was du von mir verlangst, und alles anzunehmen, was du in meinem Leben zulässt. Lass mich nur deinen Willen erkennen.“ O, meine lieben Freunde, wer ihm das nachbeten könnte.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Staunen und Spotten

05.06.2017 (Pfingstmontag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Spott und Staunen kennzeichnen die erste Begegnung der Kirche mit der Welt. Die Reaktion auf das Pfingstereignis hat in der Apostelgeschichte ihren unmittelbaren Niederschlag gefunden. Glaubensbereite Juden können sich vor Staunen nicht fassen und fragen ratlos: „Was mag das sein?“ Starr und staunend sagen sie: „Sind denn nicht alle, die da sprechen, Galiläer? Wie ist es möglich, dass jeder von uns sie in der Sprache, in der wir geboren wurden, reden hört?“ Sie staunten und priesen die Großtaten Gottes. Auf der anderen Seite stehen die Spötter und gießen ihren Hohn auf die Geistesoffenbarung in den Aposteln aus. Sie erklären sie kurzer Hand für betrunken: „Sie sind voll des süßen Weines.“ Petrus muss diese Missdeutung zurechtrücken und weist sie energisch ab: „Sie sind nicht, wie ihr annehmt, betrunken – es ist ja erst die dritte Stunde des Tages (es ist ja früh um 9 Uhr, da fängt man höchstens an, zu trinken) –, das ist die Wirkung der Verheißung, die Gott im Alten Bund gegeben hat, nämlich dass er seinen Geist ausgießen wird über alles Fleisch.“ Man darf sich, meine lieben Freunde, über diese unterschiedliche Reaktion auf das Wirken Gottes nicht wundern. Sie zeigt, dass das Göttliche sich nicht so eindeutig manifestiert, dass es widerspruchlos von allen angenommen wird. Es bleibt ein Spielraum, nämlich zwischen der Gnade Gottes und dem freien Willen der Menschen, es bleibt ein Spielraum zwischen der Offenbarungstat und der gläubigen Zustimmung. Das Heilsangebot Gottes steht, das Heilsgebot Gottes wird in einer wahrhaft frohen und überwältigenden Botschaft allen zugänglich gemacht. Aber nicht alle nehmen das Heilsangebot an. Nur ein Teil von ihnen ist bereit, sich dem Wehen des Geistes zu öffnen und in die Gemeinschaft mit dem Auferstandenen einzutreten. Wir Theologen nennen das die hinreichende Gnade. Es gibt eine Gnade Gottes, die zureicht, dass der Mensch zum Glauben kommt, wenn er sich ihr öffnet, aber die ihren Erfolg nicht bei allen erreicht wegen des Widerstandes des Menschen. Die Spötter blieben abseits. Ob sie sich überhaupt die Mühe gemacht haben, das Gesehene und Gehörte zu prüfen? Wir wollen ihnen zugutehalten, dass das Pfingstereignis tatsächlich ein außerordentliches Begebnis war und nicht von allen ohne Weiteres begriffen werden konnte. Auch die ekstatische Ergriffenheit der Apostel mag manchen vor den Kopf gestoßen haben, sie waren überrascht über das, was sich hier abspielte. Aber als die Apostel dann zum Volke sprachen, als sie eine Erklärung abgaben, als sie die Botschaft ausrichteten, da musste auch der zurückhaltendste Kritiker zugeben, dass er es hier mit Männern zu tun hatte, die ernst genommen werden mussten. Von diesem Augenblick an war für Spott kein Platz mehr. Denn diese Männer appellierten an die Vernunft, an das Denken und an die Glaubensfähigkeit der Zuhörer. Von jetzt an musste der Spott über das Auftreten der Apostel sich auf den Inhalt ihrer Predigt wenden, und er tat es. Auf seiner zweiten Missionsreise besuchte Paulus die antike Hauptstadt der Gelehrsamkeit, Athen, etwa im Jahre 50 n. Chr. Er predigte in der Synagoge den Juden und den Gottesfürchtigen und er predigte auf dem Markte allen, die zuhören wollten, täglich. Einige der Zuhörer veranlassten ihn, auf den Areopag zu steigen und dort seine Botschaft auszurichten. Hier hielt Paulus seine große Missionsrede für gebildete Heiden. Er sprach zu den Athenern, die viele Götter verehrten, von dem einen wahren Gott und von Christus, dem künftigen Richter der

Menschen, den Gott beglaubigt hat durch die Auferweckung von den Toten. Als die Athener von der Auferstehung der Toten hörten, da spotteten die einen, und die anderen sagten: „Wir wollen dich ein andermal hören.“ Paulus erlebte einen totalen Misserfolg seiner Predigt.

Es ist eine Binsenwahrheit: Lächerlichkeit tötet. Offene Angriffe, brutale Verfolgungen, grausames Blutvergießen haben der Kirche wahrscheinlich weniger geschadet als der Hohn und der Spott ihrer Feinde. Wir haben es ja von Anfang an bei der christlichen Bewegung erlebt, wie der Spott sie umgab. Die römischen Soldaten zogen dem Heiland der Welt, dem verurteilten Jesus einen roten Mantel an, sie flochten eine Dornenkrone und setzten sie ihm aufs Haupt. Sie gaben ihm ein Rohr in die Hand, beugten die Knie vor ihm und sprachen: „Sei gegrüßt, König der Juden.“ Sie trieben ihren Spott mit ihm. Aber damit nicht genug. Als Christus am Kreuze hing, da lästerten ihn die Vorrübergehenden: „Ei, du wolltest den Tempel niederreißen und in drei Tagen wieder aufbauen, hilf dir selbst und steig herab vom Kreuze! Steig herab, dann wollen wir glauben.“ So höhnten sie und so verspotteten sie den Heiland der Welt. Dieser Spott ist der Kirche wahrhaft treu geblieben. Im Jahre 1856 wurde auf einem der Hügel in Rom, auf dem Palatin, in einer Wachstube, die man ausgegraben hat, eine Zeichnung aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts entdeckt. Sie stellte einen Gekreuzigten mit einem Eselskopf dar. Und vor diesem Gekreuzigten mit dem Eselskopf kniete ein Mann in anbetender Stellung, und da standen die Worte: „Alexamenos betet seinen Gott an.“ Der Christ Alexamenos wurde also verspottet wegen seines Glaubens an den gekreuzigten Herrn und Heiland. Wenige Jahre später grub man in einer benachbarten Kammer einen anderen Spruch aus, und der lautete: „Alexamenos fidelis, Alexamenos ist seinem Gott treu.“ Das war die Antwort auf den Spott.

Der Spott hat der Kirche in ihrer 2000-jährigen Geschichte nie gefehlt; er hält bis heute an und hat sogar eine nie dagewesene Dimension erreicht. In Kassel wurde eine Karikatur gezeigt, die Jesus am Kreuze darstellte. Aus dem Himmel kommt eine Sprechblase: „Ey... du... Ich habe deine Mutter gefickt.“ So verspottet man in Kassel den katholischen Glauben! Und in Mainz, im Mainzer Unterhaus, da wird gezeigt: Gott ist am Ende. Trüb sitzt einer in einer therapeutischen Praxis und erzählt einer Ärztin von seinem Leid. Mit dem Sex klappt es schon lange nicht mehr, sagt Gott. Also vor 2000 Jahren hatte ich einen One-Night-Stand mit einer gewissen Maria, und schauen Sie, was die Menschen daraus gemacht haben: eine ganze Religion. Gott schaut hinab auf die Erde, schaut auf Deutschland und es graust ihm. Ich glaube einfach nicht mehr an mich, ich glaube, ich bin Atheist geworden. Der Therapeutin bleibt keine Wahl: Gott muss abtreten, er wird zumindest für eine Weile krankgeschrieben. So spottet man in Mainz auf den katholischen Glauben! Spott und Hohn haben ihre Wurzel in der vermeintlichen Überlegenheit, die dann mit Gift und Galle wettgemacht werden soll. An dem Spötter prallt die Botschaft Christi ab. Den Panzer seines Hohnes vermag die Gnade nicht zu durchdringen. Niemals wird er seine Knie beugen vor dem, den sein Spott in den Staub getreten hat. Eher findet ein Hassender den Weg zur Liebe Christi als ein Spötter den Weg zum rückhaltlosen Glauben. Denn der Spötter will nicht klein sein, er will kein Kind sein vor Gott, er will sich nichts sagen lassen von Gott, er will sich nichts befehlen lassen von Gott. Kinder können staunen, der Spötter kann es nicht. Kinder können lieben und sich in ihrer Liebe verschwenden, der Spötter ist nur in sich selbst verliebt und unfähig und nicht bereit, seinen Standpunkt und seine Weltanschauung aufzugeben. Er kapituliert nicht vor Gott, aber gerade das wäre das Entscheidende, dass er seine Knie beugt. An jenem Pfingstmorgen in Jerusalem sind Dinge geschehen, an denen keiner achtlos vorübergehen konnte. Gottes Geist ist über die Kirche ausgegossen worden, der erhöhte Herr hat seinen Beistand gesandt. Alles das war so unbegreiflich und neu, dass es jeden, der davon Kunde erhielt, zur Stellungnahme und Entscheidung herausforderte. Der Spott verbaute sich selbst den Zugang zum Licht des Glaubens. Das Staunen wurde für die Bereitwilligen das Tor zum Leben. Religiöser Sinn, meine lieben Freunde, ist immer im Staunen, irreligiöser Sinn hat nur Spott und Gelächter übrig. Gerade das, worauf der Spötter so stolz ist, fehlt ihm, nämlich die Freiheit von Vorurteilen. Seine Vorurteile hindern ihn, zum Glauben zu finden. Er hat sich sein Weltbild zurechtgemacht, und von dem geht er nicht ab. Er lässt es nicht zertrümmern von der Wirklichkeit des allmächtigen Gottes. Die von den Spöttern so verlachten und verspotteten einfachen Menschen bringen den klaren und vorurteilsfreien Blick mit, der sie vor allem dann nicht im Stich lässt, wenn es gilt, das außergewöhnliche Handeln Gottes zu erfassen. Und darum sagt der Heiland in seinem

unvergleichlich schönen Lobpreis: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels, dass du dies vor den Weisen und Klugen verborgen, aber den Kleinen, den Unmündigen geoffenbart hast. Ja, Vater, so war es wohlgefällig vor dir.“ Die Heilige Schrift belehrt uns, wie Spötter einzuschätzen sind. In seinem 2. Brief schreibt Petrus: „Sie lästern, was sie nicht verstehen.“ Aber wir müssen hinzufügen: Sie verstehen nicht, weil sie nicht verstehen wollen. Die Heilige Schrift belehrt uns auch, was die Spötter erwartet. „Täuscht euch nicht, Gott lässt seiner nicht spotten“, nicht immer und für alle Zeit. Den Spöttern wird Gott selbst zum Spötter werden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der dreieinige Gott

11.06.2017 (Dreifaltigkeitssonntag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Gepriesen sei die heilige Dreifaltigkeit und ungeteilte Einheit. Lasst uns ihr danken, weil sie Barmherzigkeit an uns getan hat.“ So beten wir heute am Sonntag, welcher der göttlichen Dreifaltigkeit in besonderer Weise gewidmet ist. Wir katholischen Christen bekennen den einen Gott in drei Personen. Es ist dies das Grunddogma unseres Glaubens. Überlieferung und Schrift sind eindeutig im Bekenntnis des dreieinigen Gottes. Denken Sie an die Vorgänge bei der Taufe Jesu, und denken Sie an den Taufbefehl, den ich eben im Evangelium verlesen habe. Beim Taufakt sind sie beisammen, die drei: der Täufling (Jesus), die Stimme des Vaters, der in Taubengestalt herabkommende Heilige Geist. Und beim Taufbefehl stehen sie nebeneinander, durch die wichtige Partikel „und“ verbunden, was die Gleichwesentlichkeit anzudeuten scheint. „Taufet sie im Namen des Vater **und** des Sohnes **und** des Heiligen Geistes.“ Die Dreieinigkeit wird auch an vielen anderen Stellen der Heiligen Schrift ausgesprochen, vor allem in den trinitarischen Segensformeln. „Die Gnade des Herrn Jesus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Geistes sei mit euch allen“, schreibt Paulus nach Korinth. „Die Gnade des Herrn Jesus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.“ An einer anderen Stelle im 1. Brief an die Korinther schreibt Paulus: „Ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerechtfertigt durch den Namen unseres Herrn Jesus und durch den Geist unseres Gottes.“ Wieder an anderer Stelle: „Es gibt verschiedene Gnadengaben, aber es ist derselbe Geist. Es gibt verschiedene Dienstleistungen, aber es ist derselbe Herr. Es gibt verschiedene Wirkungen, aber es ist derselbe Gott, der alles in allem wirkt.“ Besonders deutlich bezeugt die Dreieinigkeit der Apostel Johannes. Er kündigt ja den Parakleten an, den Anwalt, den Sachwalter, den Beistand, den der Vater in seinem Namen senden wird. Da sind sie beisammen: der Paraklet, der Vater und Jesus. „Darin erkennen wir“, schreibt Johannes in seinem 1. Briefe, „dass wir in ihm bleiben und er in uns, dass er uns von seinem Geist gegeben hat, und wir bezeugen, dass der Vater den Sohn als Heiland in die Welt gesandt hatte“, wiederum die Dreiheit der Personen. Vater, Sohn und Geist oder Gott, der Herr und der Geist sind im Evangelium und in den apostolischen Schriften sowie im Bewusstsein der Urgemeinde eine unzerreißbare Einheit und zugleich eine deutlich gegliederte Mehrheit, sodass die Nennung eines Namens eindeutig ist und gleichzeitig die beiden anderen als Ergänzung fordert: Vater – Sohn, Geist des Vaters und des Sohnes.

Getreu dem Auftrag des Herrn predigen die Apostel und lehrt die Kirche in allen Jahrhunderten den dreipersönlichen Gott als die Grundwahrheit des Christentums. Die Märtyrer bekennen diesen Glauben und besiegeln ihn mit ihrem Blute. Die Kirchenväter – an der Spitze Athanasius – verteidigen den Glauben auf das Entschiedenste gegen die mannigfachen Angriffe. Die kirchlichen Glaubensbekenntnisse fordern den Glauben an die Dreieinigkeit als Grundlage der christlichen Religion. Schon die älteste Form des apostolischen Glaubensbekenntnisses bekennt den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist. Und das Glaubensbekenntnis von Nicäa, das wir ja in jeder heiligen Messe beten, dieses Glaubensbekenntnis formuliert: Wir glauben an den einen Gott, den allmächtigen Vater, und an den einen Herrn Jesus Christus, den Sohn Gottes, und an den Heiligen Geist. Das Athanasianische

Glaubensbekenntnis – das umfangreichste von allen, das wir Priester am heutigen Tage zu beten gehalten sind – dieses Athanasianische Glaubensbekenntnis formuliert die beiden entscheidenden Aussagen: Einheit der Natur, Dreiheit der Personen. „Dies ist der katholische Glaube. Wir verehren den einen Gott in der Dreifaltigkeit und die Dreifaltigkeit in der Einheit, ohne Vermengung der Personen und ohne Trennung der Wesenheit.“ Die ausführlichste Lehrverkündigung über die Dreieinigkeit stammt – Sie werden staunen – von der 11. Synode von Toledo aus dem Jahre 675. Das war eine kleine Synode, es waren nur 19 Bischöfe anwesend. Aber sie hat ein Glaubensbekenntnis formuliert, das noch heute gültig ist und wie kein anderes die Dreieinigkeit uns nahezubringen versucht. „Wir bekennen und glauben“, heißt es in diesem Bekenntnis, „dass die heilige und unaussprechliche Dreifaltigkeit: der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, der eine Gott von Natur aus ein Wesen, eine Natur, eine Herrlichkeit und eine Kraft besitzt.“ „Die Dreifaltigkeit erkennen wir in dem Unterschied der Personen. Wir bekennen wegen der Natur oder Wesenheit die Einheit. Diese drei sind eins, nämlich in der Natur, nicht in der Person.“ Durch die Auseinandersetzung mit dem Judentum, mit der Gnosis und mit hellenistischen Vorstellungen vom Göttlichen gewinnt die Lehre vom dreieinigen Gott an Tiefe und Deutlichkeit. Augustinus bildet die heute noch gültige psychologische Trinitätslehre aus. Er stellt also das innergöttliche Leben dar in der Form der Geistigkeit als Erkennen und als Lieben. Gottes Geist stellt sich in seinem gezeugten Begriff dar und liebt sich, ist aber immer nur einer und eine Substanz. Man lernt unterscheiden zwischen der immanenten und der ökonomischen Dreifaltigkeit. Die immanente Dreifaltigkeit stellt Gott so dar, wie er in sich selbst ist. Hier kommen die innergöttlichen Hervorgänge zur Sprache: die Zeugung des Sohnes und die Hauchung des Geistes. Das göttliche Wesen existiert in der Weise der Personalität. Seine Personalität verwirklicht sich als Dreipersonalität. Infolge seiner überströmenden Fülle existiert das göttliche Wesen in der Weise eines dreipersonalen Selbst. Es besitzt sich selbst in dreifach je real verschiedener Weise. Die Dreiheit ist nicht eine zufällige, eine zweitrangige, zur Einheit hinzukommende Wirklichkeit, vielmehr: Indem Gott in ewiger Unwandelbarkeit existiert, ist er zugleich dreimal je anders derselbe. Der eine, wahre und lebendige Gott existiert in unantastbarer Einheit und Dieselbigkeit (Identität). Aber er ist in dieser Einheit zugleich in dreifach verschiedener Weise derselbe. Man darf eigentlich nicht sagen: In Gott ist Vater, Sohn und Geist, sondern man muss eigentlich sagen: Gott ist Vater, Sohn und Geist, oder: Gott ist Dreieinigkeit. Die Dreiheit kommt aus der tiefsten Wurzel des Gottseins. Sie ist so notwendig, dass Gott nicht Gott wäre, wenn er nicht dreipersönlich wäre. Die Dreiheit gründet in der Vollkommenheit Gottes. Sie ist der Ausdruck der überströmenden Lebensfülle, der höchsten Lebensintensität und des größten Lebensreichtums. Der göttliche Wesensbestand ist von einer so überströmenden Erkenntnis und Liebeskraft, dass ein Ich nicht ausreicht, um sie auszudrücken, sondern dass drei Iche notwendig sind, um sie darzustellen und auszuleben. Es bedarf eines dreifachen Ich, um die Sehkraft, um die Willenskraft, um die Liebeskraft Gottes auszuschöpfen. Das ist die Lehre von der immanenten Trinität. Daneben die Lehre von der ökonomischen Trinität. Sie befasst sich mit dem sich trinitarisch offenbarenden Gott. Sie will erhellen, wie die drei göttlichen Personen sich in der Heilsveranstaltung zueinander verhalten. Sie hat also den Weg Jesu Christi, das Wirken des Heiligen Geistes, den Beginn und die Vollendung der Herrschaft Gottes zum Gegenstand. Der Vater sendet den Sohn, auf dass er uns im Heiligen Geist heimführe. So kann man kurzgesagt die ökonomische Trinität ausdrücken. Hier werden die drei göttlichen Personen nicht in ihrem ruhenden Sein beschrieben, sondern in ihrem Heilwirken geschildert. Die göttlichen Personen treten aus ihrer Unzugänglichkeit heraus, sie gehen auf uns zu und ziehen uns in ihr eigenes Leben hinein.

Ja, meine lieben Freunde, das ist das innerste Wesen des Christseins, unserer christlichen Existenz: die Teilnahme am Lebensaustausch der drei göttlichen Personen. Das ganze kirchliche Leben und Handeln vollzieht sich im Namen des dreieinigen Gottes: der Taufritus, das Kreuzzeichen, die Lobpreisung: Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Geiste, die Schlussformeln der Gebete in der heiligen Messe, die Segnungen und Weihungen. Alles Beten und Opfern in der Kirche geht durch Christus im Heiligen Geist an den Vater im Himmel. Das gilt auch für das eucharistische Geschehen. Wir opfern dem Vater im Himmel seinen Sohn auf im Heiligen Geist. Wir beginnen unsere Arbeit im Namen Gottes, im Namen des dreifaltigen Gottes; einen anderen Gott gibt es nicht. Religiöse Genossenschaften und Bruderschaften stellen sich unter den Schutz des dreifaltigen Gottes.

Ausgerechnet der Orden, der den meisten Kontakt mit Muslimen hatte, der Orden vom Loskauf der Gefangenen, nannte sich Trinitatisorden, Orden der Trinitarier, Orden vom dreifaltigen Gott. Der fromme Sinn unserer Vorfahren schuf Dreifaltigkeitswallfahrten, Dreifaltigkeitskirchen, Dreifaltigkeitssäulen. Wenn Sie einmal das Glück haben, in die Fränkische Schweiz zu kommen, nach Gößweinstein, da finden Sie eine herrliche von Balthasar Neumann erbaute Barockkirche, die der Dreifaltigkeit geweiht ist. Dort blüht heute noch die Wallfahrt zur heiligsten Dreifaltigkeit, in Gößweinstein. Auch andere Kirchen tragen dieses Patrozinium, beispielsweise die gewaltige Klosterkirche in Ottobeuren, ja, auch unsere Kirche hier, in der wir das Messopfer feiern, ist der Dreifaltigkeit geweiht. Die drei Schiffe, die man in den Kirchen angebracht hat, und die drei Apsiden sind ebenfalls Hinweise auf den dreifaltigen Gott. In manchen Orten, z. B. in Wien und in Linz, stehen Dreifaltigkeitssäulen als Dank für überstandene Not-, Kriegs- und Seuchenzeiten. Die bildliche Darstellung der Dreifaltigkeit ist an sich unmöglich, aber die christlichen Künstler haben es immer wieder versucht. Zu erwähnen ist vor allem der Gnadenstuhl. Das ist die Darstellung Gott Vaters, der auf einem Thronsessel sitzt und vor sich in seinem Schoße das Kreuz mit dem Heiland hält, und darüber schwebt der Heilige Geist; das ist der Gnadenstuhl. Eine symbolische Darstellung der Dreifaltigkeit ist das gleichseitige Dreieck. Ich finde, das ist keine schlechte Darstellung, das gleichseitige Dreieck, oft innen versehen mit dem Auge Gottes.

Der Glaube an den dreifaltigen Gott, meine lieben Freunde, ist keine Last, er ist das Glück des katholischen Christen. Wir wissen uns in diesem Glauben einig mit unseren Vorfahren seit Beginn der christlichen Bewegung. Auch im Protestantismus gibt es – Gott sei es gedankt – Gläubige, die am Glauben an den dreifaltigen Gott im Sinne der altchristlichen Bekenntnisse festhalten. Aber wohl die Mehrheit der protestantischen Theologen hat ihn aufgegeben oder deutet ihn um. Die Leugnung der Dreifaltigkeit beginnt gewöhnlich damit, dass man Christus als einen bloßen Menschen erklärt; dann bricht natürlich die wahre Dreifaltigkeit zusammen. Es ist schmerzlich und tief bedauerlich, dass Menschen, die sich des christlichen Namens rühmen, nicht einmal im Bekenntnis des grundwesentlichen Glaubens an den dreifaltigen Gott übereinstimmen. Was nützen alle anderen Harmonisierungsversuche, wenn die grundwesentliche Übereinstimmung im Glauben an Gott vermisst wird. Ein unerbittlicher Feind der Lehre vom dreifaltigen Gott ist der Islam. Er hat an die Stirnseite der Moschee auf dem Tempelberg in Jerusalem geschrieben: Gott hat keinen Sohn. Die Muslime unterstellen uns Christen eine Dreigötterlehre. Damit verfehlen sie unseren Glauben an den dreieinigen Gott. Die Dreigötterlehre, der Tritheismus, verdreifacht mit der Person auch die Natur in Gott. Er leugnet die Gleichwesentlichkeit und stellt die Einheit Gottes in Abrede. Die Kirche hat die Dreigötterlehre immer energisch und ohne Zögern verworfen. Die Trinitätslehre ist der Ausgangspunkt und nicht ein Hemmschuh für das Gespräch mit den nichtchristlichen Religionen. Es ist irrig und verfehlt, gegenüber den Anhängern des Islam mit dem Glauben an den dreieinigen Gott zurückzuhalten. Dieser Glaube muss vielmehr in jeder Phase der Auseinandersetzung präsent sein. Es gibt keine Verständigung über zweitrangige Dinge, die wertvoll ist, wenn es nicht eine Übereinstimmung in dem grundwesentlichen Dogma vom dreieinigen Gott gibt. In diesen Tagen, meine lieben Freunde, hat der orthodoxe Bischof von Piräus ein 27-seitiges Schreiben an den türkischen Präsidenten Erdogan gerichtet. In diesem Schreiben fordert er ihn auf, zum dreieinigen Gott überzutreten. Das ist Glaubensbekenntnis, das ist christliche Wahrheit.

Ich habe versucht, meine lieben Freunde, das Geheimnis der Dreifaltigkeit in Kürze zu erklären. Selbstverständlich muss am Ende einer Überlegung betreffend den dreieinigen Gott das Geständnis stehen, dass unser Reden ein armseliges Stammeln angesichts der Unergründlichkeit des dreieinigen Gottes ist. Wenn wir ihn Gott nennen, so ist das nur ein Wort der Hilflosigkeit, auf dass wir nicht ganz von ihm schweigen müssen. Es ist ein katholischer Glaubenssatz: Gott ist für jeden geschaffenen Geist unbegreiflich und daher auch unaussprechlich. Gottes Unbegreiflichkeit ist ein Attribut, ein Wesensmerkmal seiner Göttlichkeit. Es gehört die Unbegreiflichkeit so zu seiner Göttlichkeit, dass er aufhören würde, Gott zu sein, wenn er nicht unbegreiflich wäre. Die Offenbarung hebt das Geheimnis nicht auf, sie stellt es ans Licht. Auch die Seligen des Himmels können Gott nicht begreifen. Sie schauen ihn unmittelbar und dabei begreifen sie, dass Gott unbegreiflich sein muss. Die göttliche Dreipersonalität ist ein Geheimnis im strengen Sinne, d.h. eine verborgene Wirklichkeit, die ohne

Offenbarung nicht erkannt werden kann und die auch nach der Offenbarung nicht aufhört, ein Geheimnis zu sein. Unsere Erkenntnis Gottes ist analog. Was heißt das: analog? D.h. dass diese Erkenntnis nicht in einem Erkenntnisbild Gottes selbst erfolgt, sondern durch das Erkenntnisbild eines von ihm verschiedenen, ihm aber ähnlichen Bildes, nämlich des Menschen, des menschlichen Geistes; deswegen die psychologische Trinitätslehre des Augustin. Alle unsere Begriffe und Aussagen von Gott gelten nur in einem ähnlich-unähnlichen Sinne, wobei die Unähnlichkeit größer ist als die Ähnlichkeit. Dieses Geheimnis ergründen wollen, ist Vermessenheit, daran glauben, ist Gottseligkeit, es dereinst erkennen, ist Leben, ewiges Leben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Sinn der Fronleichnamsprozession

15.06.2017 (Fronleichnam)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Herrenleibes Versammelt!

In den Morgenstunden des Fronleichnamstages ziehen zahllose Prozessionen durch die Straßen der Städte und Dörfer, Millionen von Gläubigen gehen mit und Millionen stehen am Wege. Von allen Feierlichkeiten der katholischen Kirche ist die Fronleichnamsprozession die sichtbarste, die am meisten in die Öffentlichkeit dringende. Angesichts einer so auffälligen Veranstaltung drängt sich die Frage nach ihrem inneren Wesen und ihrem Sinn besonders stark auf und verlangt eine Antwort, ja, eine Stellungnahme selbst von den unbeteiligten Zuschauern. Man kann die religiösen Akte, Zeremonien, Veranstaltungen der Kirche unter einem doppelten Gesichtspunkt betrachten, nämlich subjektiv und objektiv. Das will heißen: Wir können die Zeremonien der Kirche einmal unter dem Gesichtspunkt sehen, dass sie Ausdruck und Offenbarung der inneren Zustände der Teilnehmer sind, und zum anderen objektiv, dass sie Ausdruck und Offenbarung einer Wirklichkeit sind, die unabhängig von uns ist, die vor unseren Gedanken, Empfindungen und Stimmungen schon da ist und wirkt. Wenn wir die Fronleichnamsprozession subjektiv deuten, dann ist sie eine starke Kundgebung katholischen Glaubens, eine weithin leuchtende Offenbarung religiösen Sinnes. Wer an der Prozession teilnimmt, innerlich und äußerlich, bekundet seinen Glauben an die wirkliche, wahre und wesentliche Gegenwart unseres Gottes und Heilandes Jesus Christus, nicht mehr und nicht weniger. Wer an der Prozession teilnimmt, steht zu dem Dogma der Transsubstantiation, der Wesensverwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut unseres Heilandes. Wer an der Prozession teilnimmt, bejaht die bleibende Gegenwart des auf die Altäre niedergestiegenen Herrn, unseres Gottes. Da sieht man die Verantwortung, die wir haben, für das Gelingen dieser Prozession: Dass wir uns entschließen, mitzugehen trotz Alter und Müdigkeit, trotz Gehbehinderung und Sturzgefahr. Dass wir uns beteiligen am Beten und Singen, im Sichverneigen und Knien, im andächtigen Sichbezeichnen mit dem Zeichen des Kreuzes. Dass wir Unaufmerksamkeit, Herumgucken und Schwätzen vermeiden und gesammelt auf den gegenwärtigen Herrn schauen; das ist eine Beteiligung an der Prozession, die Strahlkraft besitzt. Sie kann auf unbefangene und empfängliche Beobachter einwirken, sie anregen und einstimmen. Sie erzeugt selbst wieder religiöse Stimmungen und Gesinnung. So groß aber die Wirkung auch sein mag, sie ist doch immer begrenzt. Wie standhaft der Glaube in den Prozessionsteilnehmern ist, wie innerlich und aufrichtig ihr Beten, wie lebendig ihre Liebe zum Geheimnis der Eucharistie, der äußere Eindruck dieser inneren Welt bleibt doch immer relativ. Wie groß ist der Unterschied zwischen einer herrlichen Prozession in der Hauptstadt einer Diözese und dem Mitgehen in einem kleinen Dorfe. Wie groß der Unterschied in der künstlerischen Gestaltung, wie groß der Unterschied in der Schönheit des Straßenschmuckes. In manchen Städten und Dörfern stehen herrliche Birkenbäume an beiden Seiten des Prozessionsweges, in anderen ist eine gähnende Leere; und das gilt auch meistens für Budenheim. Nun hängt die Eindruckskraft der Prozession gewiss nicht ausschließlich von der künstlerischen Schönheit ab, aber dass hier eine Verschiedenheit des Ausdrucks und des Eindrucks waltet, das ist unbestreitbar. Dazu kommt auch die verschiedene Seelenverfassung der Teilnehmer und Zuschauer.

Was dem einen Tränen der Ergriffenheit in die Augen treibt, das lässt einen anderen kalt, ja kann ihn sogar abstoßen und seinen Schönheitssinn beleidigen. Aus all diesen Gründen ist die subjektive Bedeutung der Fronleichnamsprozession begrenzt, mehr oder minder zufällig. Anders steht es um ihre objektive Bedeutung. Die eigentliche, letzte und tiefste Bedeutung dieser Veranstaltung ist die objektive. Sie besagt, dass die Zeremonien Auswirkung und Offenbarung einer objektiven, ja einer göttlichen Wirklichkeit sind, dass hier eine Kraft am Werke ist, die außerhalb und oberhalb unserer Seelen liegt, dass hier jemand da ist und wirkt, bevor wir da sind, jemand, der uns erst zusammenruft, der den Glauben und die Liebe in den Herzen der Menschen erst erzeugt und diesen Glauben und diese Liebe nach außen treten lässt. In diesem Sinne ist die Fronleichnamsprozession nicht nur eine Veranstaltung einer Pfarrgemeinde, sie ist eine Veranstaltung des Gottes, der den Glauben erst hervorgebracht hat. So ist es in der Tat. Der gesamte eucharistische Kult, die Messopferfeier, die Kommunionsspendung, die Prozessionen, alles das sind Lebensäußerungen Christi, der in der Eucharistie persönlich gegenwärtig ist. Seine Gegenwart dringt in die Herzen, ergreift die Seelen, formt die Gedanken, ruft Willensentschlüsse empor. Die Eucharistie ist der innerste Kraft- und Quellpunkt einer unermesslichen und strömenden Kraft und eines unermesslichen und strömenden Lebens in den Seelen und über die Seelen hinaus in die Öffentlichkeit. Die gesammelte Andacht eines Erstkommunionkinde, die Kniebeugung eines Gläubigen vor dem Tabernakel, die Opferbereitschaft des Priesters, der in der täglichen Messfeier immer neue Gaben der Hingabe an seinen Gott erbringt, die Berufswahl einer jungen Seele, die sich im Augenblick der Wandlung berührt fühlt, das alles sind Äußerungen und Offenbarungen des Christus, der in der Eucharistie lebt und wirkt. So ist auch die Fronleichnamsprozession eine Auswirkung und ein Sichtbarwerden eines beständig drängenden und schaffenden Daseins, eines unermüdlichen Willens, den Glauben und die Liebe in den Seelen zu entzünden und vermittels dieses Glaubens und dieser Liebe auch die sichtbare Welt zu verwandeln. Unter all den zahllosen Lebensäußerungen des in der Eucharistie verborgenen Heilandes ist die Fronleichnamsprozession vielleicht nicht die wirksamste, aber die sichtbarste. Sie lässt uns den letzten Sinn des göttlichen Gnadenwirkens erkennen, denn er besteht in nichts anderem als in der Erfüllung des geheimnisvollen Wortes aus den Weisheitsbüchern: „Meine Freude ist es, bei den Menschenkindern zu sein.“ Mit uns zu gehen, unser Gehen zu einem Gehen mit Gott zu machen, das ist der innerste Zweck des göttlichen Gnadenwirkens, und er kommt nirgends so sichtbar zum Ausdruck wie in der Prozession. Wir gehen mit Gott! Aus dem Gnadenwillen Jesu Christi stammt die Idee und der Sinn der Fronleichnamsprozession, und durch die Vermittlung des Glaubens und der Liebe der Christenheit tritt sie in die sichtbare Wirklichkeit. Meine lieben Freunde, wir, die wir versuchen, den Glauben, unseren Glauben, unseren heiligen Glauben festzuhalten, zu bewahren, im Leben zu zeigen, wir wollen diesen heutigen Tag zu einer ergreifenden Kundgebung unserer Dankbarkeit und unserer Liebe zu unserem Gott und Heiland machen. „O heiliges Gastmahl, in dem Christus genossen wird, das Andenken seines Leidens erneuert wird, die Seele mit Gnaden erfüllt und uns ein Unterpand der künftigen Herrlichkeit gegeben wird. Gott sei gepriesen in alle Ewigkeit!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wir gehen mit Gott

18.06.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten am vergangenen Donnerstag erkannt, dass die Fronleichnamsprozession ein Gehen mit Gott ist, ein buchstäbliches Gehen mit Gott, verhüllt in der Brotsgestalt der heiligen Hostie. Wie das Gehen mit Gott beschaffen sein will und wie unserer Seele gestimmt sein soll, das lehrt uns diese Prozession. Sie lehrt uns, dass unser Lebensweg ein heiliges Gehen, ein freudiges Gehen und ein gemeinsames Gehen sein muss. Das ist der Charakter, den Christus dieser Prozession gegeben hat, und diesen Charakter müssen wir übersetzen in unser Leben. Erstens: Es soll unser Lebensweg ein heiliger Weg sein. Heilig ist die Prozession, weil sie ausgeht von einem Heiligtum und führt zu einem Heiligtum. Die Prozession muss ausgehen von einem heiligen Ort und führen zu einem heiligen Ort, und so soll unser Leben sein. Es geht ja auch aus von einem heiligen Geschehen, nämlich vom schaffenden Willen Gottes, und es ist angelegt, in einem Heiligtum zu enden, in ein Heiligtum zu münden, nämlich in die seligmachende Liebe Gottes. Dieser Lebensweg ist von Anfang an etwas Ernstes und Wichtiges. Er ist kein Spielweg, er ist kein Spazierweg, sondern er ist ein Berufungsweg, ein Heimkehrweg, ein Entscheidungsweg. Wenn wir diese Prozession halten, dann vollziehen wir nicht einen Triumphzug, den wir Menschen feiern, sondern einen Huldigungszug, den wir Gott in Demut darbringen. Die Mainzer und ihre Umgebung kennen ja viele Züge, aber der Prozessionszug ist kein Zug dieser Art. Er ist ein eigener Zug, ein Zug der Anbetung, nicht ein Festzug, den wir für uns selbst veranstalten. Über diesem Prozessionszug steht geschrieben das Wort: Kommt, lasst uns anbeten. Lasst uns niederfallen und ehrfurchtsvoll sein. Nach diesem Vorbild soll auch unser Lebensweg gestaltet werden. Die Fronleichnamsprozession ist eine Veranstaltung, die uns lehren will, wie wir unseren Lebensweg heiligen sollen, sodass er buchstäblich ein Gottesdienst wird, eine Anbetung, ein Lobgesang, nicht auf unsere eigene Größe und Herrlichkeit, sondern auf die Größe und Heiligkeit Gottes. Das will Christus erreichen, dass wir lernen, unseren Lebensweg in Ernst und Ehrfurcht zu gehen, tief geneigt und in gleicher Weise in starker Bereitschaft zu Dienst und Hingabe an den allgegenwärtigen Gott. Unser Leben ist eine höchst ernsthafte Sache. Das fühlen wir alle, denn nur ein einziges Mal dürfen wir den Lebensweg gehen; entweder er gelingt oder er misslingt, es gibt keine Wiederholung, es gibt keine Nachbesserung. Der rechte Lebensernst ist der heilige Ernst des Fronleichnamszuges, der aus dem Bewusstsein und Glauben kommt, dass es ein heiliges Gehen ist, ein Gehen in Gottes Gegenwart und nach Gottes Willen. Von Gottes Willen kommen wir und nach dem von ihm gesetzten Ziel streben wir. Vergessen wir nie, meine lieben Freunde: Gottes Blick ruht auf uns während unseres ganzen Lebens. Er kennt unsere Absichten und Entschlüsse, er weiß um unser Ruhen und Aufstehen, und der ganze Himmel ist gespannt, was wir aus unserem Leben machen. Der Himmel hofft, dass wir die rechte Richtung einschlagen. Der Himmel betet für uns, dass wir uns nicht verirren, nicht stehenbleiben, nicht umkehren.

Der rechte Ernst ist aber, meine lieben Freunde, zweitens niemals hoffnungslos traurig. Im wahren Ernst ist immer eine geheime Freude wirksam, denn es ist der Ernst, den die Wahrheit einflößt, und

die Wahrheit ist ein Geschenk Gottes, und die Geschenke Gottes sind von Freude begleitet. „Mein Volk seid ihr, und ich will euer Gott sein“, so steht gewissermaßen über der Prozession geschrieben und so steht es auch über unserem Lebensweg. „Es ist meine Freude, bei den Menschenkindern zu sein. Ich will euch erquicken, die ihr mühevoll und beladen seid.“ Gewiss, die Freude, die aus der Fronleichnamsprozession quillt, ist nicht die Freude von dieser Welt. Es ist nicht die Freude, die an Erfolge unserer Selbstsucht oder an den Rausch der Sinne anknüpft. Nein, wer mit offener Seele und mit bereitem Herzen in einer Fronleichnamsprozession mitzugehen vermag, der kann auch erfahren, dass es andere und wirkliche Freuden gibt, jene Freuden, die aus dem Glück der Kommunionbank, des Kommunionempfanges stammt, jene Freude, die in der Ehrfurcht und Reinheit im Dienst und im Opfer gewonnen wird. Ja, diese Freude würden wir übersehen, wenn uns die Eucharistie, das eucharistische Opferegeschehen nicht daran erinnern würde. Denn das ist ja ein Geheimnis eines gekreuzigten und doch seligmachenden Lebens, das Geheimnis eines Geopferten, der aber mit seinem Opfer den Himmel aufgeschlossen hat, das Geheimnis der Stille und der Verborgenheit, das aber zugleich das Geheimnis unermesslicher Kraft und weltüberwindender Tat ist. So ist die Fronleichnamsprozession eine der vielen Veranstaltungen, die Christus von seinem eucharistischen Heiligtum aus trifft, um unseren Lebensweg zu einem frohen Weg zu machen. Die Fronleichnamsprozession sagt uns, dass wir an der Lebensfreude nicht irre werden dürfen. Gewiss, freudlos ist der Lebensweg vieler Menschen. Aber nicht deswegen, weil es an Freude oder an Grund zur Freude mangelt, sondern weil die große Masse der Menschen die wahren Brunnen der Freude vergessen und verlassen hat. Es gibt in unseren Tagen und Nächten nur ein einziges wirklich helles Licht, und das ist das ewige Licht, das über unseren Altären leuchtet, das uns die Gegenwart der einzigen Freude anzeigt, die es gibt, nämlich der seelischen Freude, der liebenden Freude, der dienenden und opfernden Freude, der wirkenden und schaffenden und der gemeinschaftlichen Freude. Weil so viele dieses ewige Licht und seine frohmachende Sprache nicht sehen und nicht hören, deswegen will Christus einmal im Jahr heraustreten aus der Verborgenheit seiner Gotteshäuser mit dem Vorsatz im Herzen: Meine Freude soll in euch sein und meine Freude soll in euch vollkommen sein. Das ganze Leben dieser Mühseligen soll durch die Monstranz und das von ihr ausgehende Licht mit Freude umkleidet werden. Es soll unser Leben ein buchstäbliches Freudenfest aus der Kraft des eucharistischen Heilandes werden.

Die Prozession ist aber auch drittens ein gemeinschaftliches Gehen. Eine Prozession kommt nicht zustande, wenn nur einige, nur wenige mitgehen, es müssen ihrer viele sein, es muss die Gemeinschaft sein, die sich beteiligt. Eine Prozession kommt nur zustande durch das Zusammenwirken vieler, die ganze Gemeinde muss zusammen sein. Unser Pfarradministrator, Pater Jakob, tröstet sich über die geringe Menge der Teilnehmer an der Budenheimer Prozession hinweg, indem er sagt: Es haben halt viele Leute die „Brücke“ gemacht. Sie haben am Freitag freigenommen, und dann können sie vier Tage Urlaub machen. O, lieber Pater Jakob, wo sind denn die, die die Brücke nicht machen? Die sind ja auch nicht da gewesen! Alle kommen zusammen, und so als gemeinschaftliches Gehen ist diese Feier eine der vielen Veranstaltungen, mit denen Christus versucht und sich immer wieder bemüht, unser Gehen zu einem gemeinschaftlichen Gehen zu machen. Das ist ja der große Wunsch seines Herzens, dass alle eins werden, dass sie zusammen gehen, zusammen glauben, dass sie zusammenhalten, zusammen wirken, zusammen beten. Christus lässt seinen Ruf zur Gemeinschaft am Deutlichsten vernehmen in der Zeremonie der Fronleichnamsprozession, aber vorhanden und wirksam ist dieser Ruf immer: in jeder Kommunion, denn das ist ein Einswerden mit allen übrigen Kommunikanten, vor jedem Tabernakel, denn der Tabernakel ist ein Zentrum der Einheit. Die katholische Kirche bleibt im letzten Grunde nicht durch ihre Organisation eine Einheit, sondern weil sie den Tabernakel besitzt, weil das ewige Licht ihrer Altäre einen Mittelpunkt und einen Richtpunkt für alle suchenden und pilgernden Menschen darstellt. Wenn Jesus aufhören würde, unter uns zu wohnen, dann würde die letzte und die innerste Einheit, die es auf Erden noch gibt, die Einheit aller christusliebenden Seelen, auch noch zerfallen. Gewiss, der Erfolg einer Prozession, der Erfolg einer Messfeier, der Erfolg einer Kommunionfeier, der Erfolg der jahrhundertelangen Anstrengungen Christi scheint gering zu sein. Es bleibt vielfach bei den bloßen Symbolen. Sie bleiben schöne oder manchmal auch weniger schöne Zeremonien, sie werden nicht in allen Herzen lebendige, glühende Wirklichkeit. Aber Christus ist ein geduldiger Arbeiter, er ist der geduldigste aller Arbeiter. Es verschlägt ihm nichts, noch weitere Jahr-

tausende an seinem Volke zu arbeiten, noch weitere Millionenmale durch die Straßen zu ziehen mit der Prozession. Wenn auch der Gewinn eines einzelnen Tages, einer einzelnen Kommunionfeier und einer einzelnen Prozession gering erscheint, allmählich wird doch die Zahl seiner Auserwählten wachsen, und eines Tages wird sie voll sein. Und dann, dann ist das Gehen zu Ende. Dann sind wir angelangt im Heiligtum und dürfen Gott preisen in alle Ewigkeit.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Bekehrung

25.06.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Zur christlichen Religion gehört unauflösbar Begriff und Sache der Bekehrung. Darunter ist allgemein gesprochen die innere Wandlung zu verstehen, die je nach Umständen eine verschiedene Gestalt annehmen kann. Die ausschlaggebende Größe bei der Bekehrung ist die Gnadeneinwirkung Gottes. Ohne sein Wirken im Herzen ist eine Bekehrung unmöglich. Diese Notwendigkeit ergibt sich aus dem allgemeinen Heilswillen Gottes. Petrus spricht ihn in seinem 1. Briefe an, wenn er schreibt: „Gott will nicht, dass jemand verloren gehe, sondern dass alle zur Sinnesänderung gelangen.“ Dazu gibt Gott einem jeden Anregung und Impulse. Gott zwingt niemand, er lädt ein, dringend, aber er wartet auf die freie Zuwendung des Menschen. Verstand und Wille sind notwendig an der Bekehrung beteiligt. Den Ausschlag gibt immer die Wende des Willens. Die Bekehrung lässt sich häufig auf empirisch feststellbare Faktoren zurückführen. Äußere Anregungen erschließen der Seele den Blick für die Nichtigkeit des bisherigen Verhaltens und für den Wert des Guten. Eine Begegnung mit einem anderen Menschen, die Lektüre eines guten Buches, ein Unglücksfall; das alles kann eine Bekehrung auslösen, die sich aber im Herzen schon vorbereitet hat. Die schlesische Jüdin Edith Stein fand zum Glauben, indem sie den katholischen Katechismus und das Schott-Messbuch studierte. Der evangelische Theologieprofessor Heinrich Schlier in Bonn lehrte Neues Testament. Er kam durch das Studium des Neuen Testaments zu der Überzeugung: Die Kirche, die das Neue Testament vorsieht, ist die römisch-katholische, und er trat über zum katholischen Glauben. Die Bekehrung ist jedem Menschen möglich, jedem, der sich im Pilgerstand befindet. Solange jemand in diesem Fleische verweilt, darf man nicht an seiner Bekehrung verzweifeln. Auch eine späte Bekehrung kommt nicht zu spät. Es ist aber gefährlich, die Bekehrung aufzuschieben. Das Buch von der „Nachfolge Christi“ schreibt: „Der Augenblick wird kommen, wo du dir einen einzigen Tag oder eine einzige Stunde wünschen wirst, um dich zu bessern. Aber ich weiß nicht, ob du sie erlangen wirst.“ „Wer sagt: Von morgen ab will ich gut leben, vergisst, dass ihm Gott Verzeihung versprochen hat, aber nicht den morgigen Tag.“ Der Tod kommt ungeladen. Seine Bekehrung aufs Alter verschieben heißt: Laufen wollen, wenn man keinen Atem mehr hat. Im Jahre 1453 eroberten die Muslime Konstantinopel, diese große christliche Metropole. Die Christen sahen sich einem furchtbaren Schicksal gegenüber. Sie wurden versklavt, zum Islam mit Gewalt übergeführt oder vertrieben. Aber sie gingen in sich und sagten mit dem Patriarchen an der Spitze: Schon längst hätten wir uns bekehren müssen.

Es ergeben sich verschiedene Formen der Bekehrung. Eine grundlegende Bekehrung liegt vor, wenn Ungläubige zum Christentum geführt werden. Die christliche Mission ist eine unaufhörliche Bekehrungsaktion. Paulus hat sie an sich erfahren. Er versteht die eigene Bekehrung als radikale Wandlung seines Gottesverständnisses und als Berufung zum Heidenapostolat. Was er empfangen hat, das hat er weitergegeben. Er war stolz auf seine Gemeinde in Saloniki, eine Mustergemeinde, „denn überall erzählt man sich von ihr, wie sie sich von den Götzen zu Gott bekehrt hatte, um dem lebendigen wahren Gott zu dienen und seine Wiederkunft zu erwarten.“ Er erinnerte auch die Gemeinde in Korinth daran, dass in den Synagogen der Juden zwar die Schriften des Alten Testaments

verlesen werden, dass sie aber den Hinweis auf den Messias Jesus nicht verstehen. „Es liegt eine Decke über ihren Augen“, schreibt er, „und diese Decke wird weggenommen, wenn sie sich bekehren.“ Bekehrung ist sodann die Abwendung von der Gottlosigkeit in Hinwendung zu Gott. Dies kann auch für Menschen, die zum Gott des Christentums gefunden haben und sich der christlichen Gemeinde angeschlossen haben, notwendig sein. Es gibt auch im christlichen Bereich Gottlosigkeit und Gottvergessenheit. Viele Christen haben Gott bewusst entsagt, verwerfen die Wirklichkeit Gottes, rühmen sich des Atheismus. Andere leben, als ob Gott nicht existierte: Sie denken nicht an ihn, sie beten nicht zu ihm, sie rechnen nicht mit ihm. Sie vernachlässigen ihre religiösen Pflichten: Sie unterlassen die täglichen Gebete, sie versäumen den Gottesdienst, sie lassen die Bußzeit vorübergehen ohne reumütige Beicht und heilige Kommunion. An sie alle ergeht der Ruf: Bekehret euch, gebt Gott einen Platz in eurem Herzen, den ersten, den obersten Platz. Ohne Gott verpasst ihr eure Lebensaufgabe, verfehlt ihr euer Lebensziel. Bekehrung ist weiter die Abkehr von einem sündigen Leben der Gläubigen im Aufbruch zu ernstem sittlichen Streben. Christen missachten die Gebote Gottes, leben, als hätte Gott nicht zu uns gesprochen, bilden sich ihr eigenes billiges Gewissen, verachten das gottgesetzte Lehramt der Kirche und machen sich ihre eigene Moral zurecht. An sie ergeht der Ruf zur Bekehrung. Die Kirche hat besondere Zeiten eingerichtet, um die Bekehrung den Menschen nahezu legen: die Fastenzeit, die Adventszeit. In einer besseren Zeit der Kirche wurden Fastenpredigten gehalten, welche die Gläubigen zur Bekehrung aufforderten. Für den, der sich sittlich verirrt hat und der sich in Sünden verstrickt hat, nimmt die Bekehrung die Gestalt der Umkehr an. Sie besteht in der Aufgabe des Sündenlebens und im Beginn des sündenfreien Daseins. Derjenige bekehrt sich zu Gott von ganzen Herzen, der sich von aller ungeordneten Anhänglichkeit an die vergänglichen Dinge abwendet. Als Junge hatte ich besonderes Interesse an Typen, die in unserem Ort vorhanden waren, also beispielsweise Männer, die Trinker waren, andere, die verwahrlost daher kamen, die interessierten uns Jungen. Und einen hatte ich immer ins Auge gefasst, den ich mehrmals traf, ziemlich verlottert und heruntergekommen. Aber siehe da, eines Sonntags traf ich ihn in der Kirche. Er hatte einen feinen schwarzen Anzug an, mit gefalteten Händen ging er zur Kommunionbank und empfing die heilige Kommunion. Er hatte sich bekehrt, dauerhaft und bleibend bekehrt. Die Sünder werden zur Umkehr ermuntert durch den Hinweis auf die Vergebungsbereitschaft Gottes. Tobias war in der babylonischen Gefangenschaft mit vielen Juden, und er forderte dort seine Landsleute zur Umkehr auf: „Bekehrt euch, ihr Sünder, und wandelt rechtschaffen vor Gott. Er wird euch seine Barmherzigkeit erweisen.“ Das ist ein starkes Motiv zu der Bekehrung, dass Gott wartet auf die Umkehr und dass er bereit ist, zu vergeben. Die Bereitschaft zur Umkehr und der bekundete Wille zur Umkehr kann zur Verschonung von Gottes Strafgerichten führen. Der Prophet Jonas erhielt von Gott den Befehl, in die gewaltig große Stadt Ninive (im heutigen Irak) zu gehen und zu predigen: Noch vierzig Tage und Ninive geht unter. Die Einwohner von Ninive schenkten der Predigt Glauben, riefen ein Fasten aus und legten Bußkleider an. Der König von Ninive erhob sich von seinem Throne, legte das Königskleid ab und setzte sich in Asche. Er ordnete ein Fasten für Menschen und Tiere an, forderte zum Gebet auf und spornte die Niniviten an, von ihrem schlechten Wandel zu lassen. Gott sah ihr Tun und ließ sich das Unheil gereuen, das er angedroht hatte, und führte es nicht aus. Dagegen kann der Aufschub oder die Ablehnung der Bekehrung schlimme Folgen haben. Im Buch der Apokalypse sind sieben Sendschreiben an die Engel der Gemeinden in Kleinasien (der heutigen Türkei) enthalten. Die Engel der Gemeinden, darunter verstehen die Erklärer die Bischöfe. Und dem Engel der Gemeinde in Ephesus, also dem Bischof von Ephesus, schreibt der Apokalyptiker das Wort Gottes: „Ich habe gegen dich, dass du deine erste Liebe verlassen hast. Gedenke also, woher du gefallen bist, bekehre dich und tue deine ersten Werke wieder, sonst werde ich kommen und deinen Leuchter von seiner Stelle rücken, wenn du dich nicht bekehrst.“

Eine besondere Dimension nimmt die Bekehrung an, wenn Nichtkatholiken zur katholischen Kirche heimfinden; wir nennen diesen Vorgang Konversion. Die Konversion ist keine bloße Änderung der Konfession, die Konversion ist die Heimkehr zur Mutterkirche, zum Fels der Wahrheit und zum Hort der Einheit. Der bekannte und bedeutende evangelische Pfarrer Rudolf Goethe, hier in Hessen, fand im Alter von 70 Jahren zur katholischen Kirche und durfte durch besonderes Entgegenkommen Pius XII. die Priesterweihe empfangen. Er schrieb in seiner Biographie: „Mit jubelndem Herzen,

meine Sehnsucht ist erfüllt nach der Ganzheit, der Fülle, der Mitte, dem wirklichen Sein.“ Konversion, meine lieben Freunde, ist kein Verrat am bisherigen Glauben, sondern dessen Integration, also Einfügung in die Glaubensfülle der Kirche Christi. Wer als nichtkatholischer Christ zur katholischen Kirche findet, erfüllt den Wunsch des Herrn, dass alle eins sein. Konvertiten sind keine Überläufer, sondern Vollstrecker ihres Gewissensurteils. Sie geben nichts Wahres, Wichtiges und Segenbringendes auf, gewinnen aber vieles dazu. Der große englische Konvertit Newman hat einmal geschrieben: „Wahrer Übertritt geht immer bejahend, niemals verneinend vor sich.“ Konvertiten sind Menschen, die den Schatz im Acker gefunden haben. Auch für den Christen, der seine religiösen und sittlichen Pflichten gewissenhaft erfüllt, besteht die Notwendigkeit der Bekehrung. Wir wissen, dass unser Glaube der Vertiefung, unsere Hoffnung der Stärkung, unsere Liebe der Vermehrung fähig und bedürftig sind. Wir haben noch viel zu bessern in unserem Leben. Es mangelt uns noch an manchen Tugenden. Wir gebrauchen Ausreden und Entschuldigungen, um uns dem Anspruch Gottes zu entziehen. Wir wissen, dass wir bequem und lau sind oder werden können. Wir kennen auch die Versuchung und den Fall. Darum braucht es die Bekehrung. Vor allem die beamteten Diener Gottes sind ständig aufgefordert, sich zu bekehren. Wer andere bekehren will, muss erst selbst bekehrt sein. Eine Bekehrung soll anhalten; es gibt ja die Möglichkeit des Rückfalls. Die Bekehrung soll das ganze künftige Leben formen. Damit sie anhält, bedarf sie der Pflege. Die Pflege fordert an erster Stelle die Vorsicht. Man muss achtsam und besonnen sein im Denken und Planen, im Reden und Handeln. Man sich vor Gefahren hüten, die Versuchungen meiden. Wir alle sind schwach, also begeben wir uns nicht in Lagen, in denen wir straucheln können. Die Bekehrung fordert sodann die immer wiederholte Geisteserneuerung. Man muss anhalten, nachdenken, sein Wollen und Handeln überprüfen, man muss sich erinnern, aus welchem Schlamm uns der Herr herausgeholt hat. Man muss die Vorsätze erneuern, die man gefasst hat. Wir Priester sind gehalten, einen Tag in jedem Monat vorzusehen, an dem wir uns geistlich zu erneuern bemühen, ein Tag im Monat soll der Geisteserneuerung vorbehalten sein. Ich frage die Priester, die ihr Priestertum aufgegeben haben: Haben Sie diese weisen Ratschläge, die Sie im Priesterseminar empfangen haben, haben Sie die weisen Ratschläge beobachtet? Oder in den Wind geschlagen? Die Bekehrung verlangt schließlich den Gebrauch der Mittel, die erforderlich sind, um das hohe Gut der Bekehrung zu bewahren. Man muss im Gebet, im Flehen verharren, darf es nicht vernachlässigen. Es gibt nichts Wichtigeres im Leben eines Christen und erst recht eines Priesters als das Gebet. Man darf die Übung und Stärkung des Willens durch selbstgesetzte Ziele nicht vernachlässigen. Heute, heute ist Freitag, heute will ich das Freitagsopfer bringen. Man muss das Bußsakrament regelmäßig empfangen. Die würdige heilige Beicht ist das wirksamste Mittel gegen Abgleiten in Lauheit und Abfall.

Wir gläubigen Christen haben Gottes Sache zu unserer eigenen gemacht. Wir wissen um die Absichten und Ziele des heiligsten Herzens Jesu. Der Herr will, dass alle den himmlischen Vater kennen und den, den er in die Welt gesandt hat. Er will, dass die Sünder sich bekehren und in der Gnade leben. Er wirkt durch seine Einsprechungen und Anregungen, durch seine Gnaden und seine Gerichte. Wir leben in der Gemeinschaft der Heiligen, in der Gemeinschaft der Kirche. Es muss uns ein nie vernachlässigtes Anliegen sein, für die Bekehrung der Sünder zu beten, für die, die uns nahestehen, aber auch für die, die uns ferne sind. In jeder heiligen Messe am Werktag beten wir um die Bekehrung der Sünder. Das Gebet ist mächtig, weil es sich an den Allmächtigen wendet. Das Gebet bewegt einen Arm, und dieser Arm bewegt die ganze Welt. Gottes Gnadeneinwirkung geschieht ohne uns, aber für das äußere Tun ist Gott auf uns angewiesen. Gott hat keinen anderen Arm als den unseren, er hat auch keinen anderen Mund als den unseren. Gott ist für die Bekehrung der Menschen auf uns angewiesen. Eine wirksame Hilfe zur Bekehrung anderer ist das eigene Beispiel. Die Menschen brauchen Persönlichkeiten, von denen sie lernen, an die sie sich anlehnen können. Unser Beispiel ist umso wertvoller, wenn wir auf eine eigene Bekehrung hinweisen können. Ich habe einmal erlebt, wie ein Priester im Beichtstuhl einem Sünder sagte, der ein Trinker war: „Ja, wissen Sie“, sagte er zu ihm, „ich war auch ein Trinker, aber ich habe mich davon abgewandt.“ Das hat auf das Beichtkind einen starken Eindruck gemacht. Schließlich können und sollen wir andere ermuntern, sich zu bekehren. Wir erinnern sie an Gottes Heilsruf, wir verweisen sie auf die Erlösung in Christus, wir geben zu bedenken, wie kurz das Leben ist und wie ernst die Rechenschaft vor Gott ist. Der Apostel Jakobus mahnt in

seinem Briefe: „Wenn jemand von der Wahrheit abgeirrt ist, und einer ihn bekehrt, der darf wissen:
Wer einen Sünder von seinem Irrweg bekehrt, der rettet dessen Seele vom Tode.“
Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die heilige Gottesfurcht

02.07.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Furcht ist die geistige und meistens auch körperliche Aufregung in Erwartung eines möglichen oder vermeintlichen Übels. Sie ist dem Menschen an sich als Warnung vor dem Bösen und Gefährlichen gegeben. Nur die ungeordnete Furcht wirkt sich für das Leben des Menschen schädlich aus. Die geordnete Furcht, also die Furcht vor dem sittlich Bösen und dessen Folgen, zieht den Menschen von dem Unerlaubten und Schädlichen ab. Sie führt ihn zur Buße und Reue und weckt, wo Hindernisse überwindbar erscheinen, Klugheit und Beharrlichkeit. Die Furcht nimmt eine besondere Qualität an, wenn sie sich auf Gott richtet. Im Alten Testament ist das Erschauern vor dem Numinosen, Furcht vor dem todbringenden Anblick Gottes und vor dem Vernehmen seiner Stimme, sowie Furcht vor Strafe unentbehrlich für angemessenes Reden von der Größe Gottes und vom Heiligen überhaupt. Jahwe, also der Gott des Alten Bundes, hat in der Geschichte Israels furchterregende Taten vollbracht. Er hat die Ägypter im Schilfmeer versinken lassen, er hat Ussa getötet, der es wagte, die Bundeslade zu berühren. Wegen seiner furchtbaren Taten ist Jahwe, der Gott, selbst furchtbar. Man fürchtet sich vor ihm. Wie seine Taten so sind auch seine Worte. Er ist der große furchtbare Gott. Der Mensch muss jederzeit des furchtbaren Ausbruches der Macht Gottes gewärtig sein. Wem Jahwe seine Sünden vorhält, der kann nicht vor ihm bestehen. Aber er verzeiht und setzt auf diese Weise seine Anerkennung durch. Denn der Mensch, dem verziehen wird, weiß sich von der Nachsicht Gottes abhängig und fürchtet ihn. Die Furcht vor dem souveränen richtenden Gott fehlt auch im Neuen Testament nicht. Furcht ist die natürliche Reaktion des Menschen bei der Offenbarung der göttlichen Majestät oder eines anderen himmlischen Wesens. Als Jesus den Gelähmten heilte, da erschrakten die Menschen. Gott, seinen Namen oder den Herrn fürchten bedeutet in treuer Befolgung des Gesetzes wandeln. Das Neue Testament empfiehlt die Furcht als Motiv des Handelns. Und Jesus warnt: „Fürchtet euch nicht vor den Menschen, aber fürchtet den, der Leib und Seele in das höllische Feuer stoßen kann. Ja, sage ich euch, den sollt ihr fürchten!“

Die Furcht Gottes entspringt einerseits der lebendigen Erkenntnis der göttlichen Weisheit, Heiligkeit und Macht. Gottes Schickungen, Gottes Drohungen, Gottes Taten können auf den Menschen erschreckend und erschütternd wirken. Das gilt vor allem von den Strafen, die Gott über den Sünder verhängt. Die Gottesfurcht wurzelt andererseits in der existentiellen Ungesicherheit und Kontingenzerfahrung des Menschen. Der Mensch weiß, er hat seinen Anfang nicht selbst bestimmt und er wird auch seinen Ausgang nicht bestimmen. Zudem erfährt er sich als Sünder. Er vermag von sich aus die Haltung von Furcht und Zittern nicht zu überwinden. Und das ist es, was Paulus von den Christen fordert: „Wirkt euer Heil in Furcht und Zittern“, denn es ist gefährdet, es besteht Heilsunsicherheit, Heilsbedürftigkeit, Heilsbedrohtheit. Die Furcht vor dem Verlust des Heils muss in uns sein, wenn wir rechte Christen sein wollen. Zu dem religiösen Akt der Anbetung gehört immer auch die Furcht, die heilige Furcht vor dem absoluten, unbegreiflichen und heiligen Gott, denn der Mensch erkennt sich von ihm als restlos abhängig und als Sünder. Um die geordnete, Gott wohlgefällige Furcht von anderen Formen der Furcht zu unterscheiden, haben Theologie und Lehramt verschie-

dene Stufen und Formen der Furcht herausgearbeitet, systematisch erfasst und beschrieben. Die unterste Stufe der Gottesfurcht ist die knechtische Furcht, die knechtische Furcht vor dem Strafen Gottes, die nicht stark genug ist, den inneren Wunsch nach der Sünde zu überwinden. Wer mit der knechtischen Furcht erfüllt ist, der fürchtet sich vor Gott, fürchtet sich auch vor der Sünde, aber er unterlässt die Sünde nur deswegen, weil er die Strafe fürchtet. Er fürchtet in Wahrheit nicht Gott, sondern nur seinen eigenen Schaden. Die zweite Stufe der Gottesfurcht ist die knechtliche Furcht, die knechtliche Furcht vor Gottes gerechter Strafe, die den Willen immerhin auch innerlich umstimmt und die Sünde meidet, sich von der Sünde abkehrt. Sie ist unvollkommen, aber sie ist sittlich erlaubt und heilsam. Das ist die Furcht, die wir haben, wenn wir Furchtreue erwecken. Die knechtliche Furcht stellt zwar die göttliche Strafe in den Vordergrund, schließt aber die kindliche Furcht nicht aus, wenn sie die Sünde aufgibt und treu zu Gott hält. Wer aus Furcht nicht sündigt, ist noch nicht gerecht, aber die Rechtfertigung nimmt damit ihren Anfang. Die dritte Stufe der Furcht ist die anfängliche Furcht. Der Anfang, der hier gemeint ist, besteht im Beginn der Zuneigung zu Gott. Der Anfang besteht in der wachsenden heiligen Scheu, die die Sünde meidet. Es ist die zur kindlichen Gesinnung überleitende Furcht, in der schon die Liebe zu Gott wirksam ist, aber noch die Stütze der knechtlichen Furcht notwendig ist. Die vierte und höchste Stufe der Gottesfurcht ist die kindliche Furcht. Sie fürchtet Gott, wie ein Kind seinen guten Vater in Ehrerbietung und Ehrfurcht fürchtet. Diese Furcht ist die heilige Scheu, Gott zu kränken, zu betrüben, zu beleidigen. Es ist die Furcht vor der Sünde und vor der Gottesferne, die ganz von der Liebe getragen ist. Die kindliche Furcht verabscheut und flieht alles Böse, weil es eine Beleidigung des geliebten Gottes darstellt.

Die Furcht Gottes, meine lieben Freunde, ist von großem Nutzen für die Praxis des christlichen Lebens, nämlich erstens: Die Gottesfurcht hält uns von der Sünde zurück. Wenn die Versuchung naht, sollen wir daran denken, dass wir gehalten sind, Gottes heiligen Willen zu beobachten, sein Gesetz zu erfüllen und dass auf der Missachtung von Gottes Willen die Strafe folgt. Wir sollen uns gleichzeitig erinnern, wie schäbig es ist, dem göttlichen Wohltäter seine Fürsorge mit Auflehnung zu vergelten. Wir sollen uns schließlich vor Augen stellen, dass es ein schändliches Unrecht ist, den guten Vater im Himmel zu enttäuschen. Der Apostel Petrus schreibt in seinem 1. Brief: „Wenn ihr den als Vater anruft, der ohne Ansehen der Person jeden nach seinen Werken richtet, dann wandelt in der Furcht in der Zeit eurer Pilgerschaft.“ Zweitens: Die Gottesfurcht schützt vor Unachtsamkeit und Leichtsinne. Der Apostel Paulus mahnt: „Sei nicht übermütig, sondern fürchte dich.“ Und an einer anderen Stelle: „Wer steht, der passe auf, dass er nicht falle.“ Der Brief an die Hebräer mahnt, Gott wohlgefällig zu dienen mit heiliger Scheu und Ehrfurcht, „denn Gott ist ein verzehrendes Feuer“. Paulus beschwört die Gemeinde in Ephesus: „Seid einander untertan in der Furcht Christi.“ Und an die Philipper schreibt er: „Wirket euer Heil in Furcht und Zittern.“ Gottesfurcht, meine lieben Freunde, benötigen auch die Männer und Frauen, die beanspruchen, andere zu regieren. Sie müssen ihre Funktionen, also Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung, an Gottes heiligem Willen ausrichten, wenn sie gerecht regieren wollen. Sie dürfen nicht von seinen Geboten abweichen; Gott lässt seiner nicht spotten. Wo war die Gottesfurcht bei den meisten Abgeordneten des Deutschen Bundestages am Freitag, dem 30. Juni 2017? Wo war die Gottesfurcht bei ihnen? Haben sie in heiliger Scheu vor Gottes Souveränität abgestimmt? Oder haben sie sich nicht vielmehr angemaßt, gegen Gottes Ordnung vorzugehen und umzustößen, das Laster neben das heilige Sakrament der Ehe zu stellen?! In Vermessenheit und Hybris haben sie den heiligen Gehorsam gegen Gottes Gebot aufgekündigt und unter dem Beifall der Gottvergessenen dem Laster Anerkennung verschafft! Dahin kommt man, wenn man die Gottesfurcht aufgibt. Drittens: Die Stärke eines Christen quillt aus der heiligen Furcht Gottes. Denn wer Gott fürchtet, braucht nichts anderes mehr zu fürchten. Von Bismarck stammt das stolze Wort: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts auf dieser Welt.“ Die Gottesfurcht überwindet die Menschenfurcht. „Fürchte Gott, und es braucht dir vor den Menschen nicht zu bangen“, schreibt der Verfasser des Buches von der „Nachfolge Christi“, „Fürchte Gott, und es braucht dir vor den Menschen nicht zu bangen.“ Oft wird in den Psalmen der Segen der Gottesfurcht beschworen: „Gottes Heil ist denen nahe, die ihn fürchten. Die Augen des Herrn schauen auf die, die ihn fürchten. Gott tut den Willen derer, die ihn fürchten.“ Hören wir, meine lieben Freunde, noch einmal die Mahnung des Apostels Petrus: „Wandelt in Furcht in der Zeit eurer Pilgerschaft.“

Wisst ihr doch, dass ihr nicht mit vergänglichen Dingen, Silber oder Gold, aus eurem nichtigen Wandel losgekauft wurdet, sondern mit dem kostbaren Blut Christi als eines fehler- und makellosen Lammes.“ Lassen wir uns vom heiligen Augustinus belehren: „Bevor du dein Verlangen auf Gottes Verheißungen richtest, nimm dich in Acht vor seinem Drohen, denn heilig und furchtbar ist sein Name.“ Erinnern wir uns, dass die Kirche uns in der Messe vom Sonntag nach Fronleichnam beten lehrt: „Herr, lass uns immerdar deinen heiligen Namen zugleich fürchten und lieben; du entziehst ja nie deine Leitung jenen, die du fest in deiner Liebe begründet hast.“ O meine lieben Freunde, möchte die heilige Furcht Gottes, diese Gabe des Heiligen Geistes in uns sein. Möchten wir mit dem Psalm beten: „Durchbohre mein Herz mit der Furcht vor dir, mein Gott.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Liebe zu Gott in allem und über alles

09.07.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Kirchengebet der heutigen heiligen Messe haben wir gebetet: „O Gott, du hast jenen, die dich lieben, unsichtbare Güter bereitet; so gieße denn unseren Herzen deine Liebe – oder besser: die Liebe zu dir – ein, auf dass wir dich in allem und über alles lieben.“ Hier ist von der Liebe die Rede, und zwar von der Liebe zu Gott. Auch der Umfang und das Maß der Liebe werden angegeben: in allem und über alles. Nun ist das Wort Liebe das am meisten missbrauchte in allen Sprachen. Was für eine Liebe ist gemeint, wenn wir von der Liebe zu Gott sprechen? Die Liebe zu Gott ist diejenige übernatürliche, persönliche Hingabe des Willens an Gott, durch die wir ihn als das höchste Gut um seiner selbst willen und um Gottes willen auch uns selbst und den Nächsten lieben. Gott ist liebenswert wegen seiner Größe und Schönheit, seiner Allmacht und Ewigkeit, seiner Güte und Herrlichkeit, wegen seiner Unveränderlichkeit. Die Liebe will und schätzt Gott als das höchste Gut um seiner selbst willen. Sie ist personale Hingabe an Gott und seelisches Eingehen in Gott. Diese Liebe ist zunächst eine Anlage, eine Befähigung zum Tun. Sie ist aber auch eine Lebens- und Wirkkraft, die zu dem Handeln aus Liebe drängt und treibt. Sie hat ihren hauptsächlichen Gegenstand in der Erkenntnis des wahren dreieinigen Gottes und in der menschlichen Erscheinung seines Sohnes, Jesus Christus. Sie empfängt ihr Maß und ihre Art am Beispiel Christi. Er hat ja aus Liebe das Leben für seine Brüder hingegeben.

Die Liebe zu Gott muss bestimmte Eigenschaften haben. Sie muss innerlich und wirksam sein, d.h. sie muss das ganze innere und äußere Leben des Christen prägen und durchherrschen. Eine bloß äußerliche, zur Schau getragene Liebe ist leer, ist leerer Schein. Die Liebe muss beständig und unveränderlich sein; das ergibt sich aus ihrem Wesen als einer Lebensform, als einem Lebensband, als Lebens- und Liebesband der Gotteskinder und der Glieder Christi. Die Liebe hat unweigerlich Folgen, Wirkungen. Die nächsten Wirkungen der Liebe zu Gott sind die Freude über die Vollkommenheit, Seligkeit und Herrlichkeit Gottes. „Wir preisen dich ob deiner großen Herrlichkeit“, haben wir im Gloria der heutigen heiligen Messe gebetet: Wir preisen dich wegen deiner großen Herrlichkeit. Weitere Wirkungen sind das Streben nach äußerer Verherrlichung Gottes durch wachsende Verähnlichung mit Christus und durch Mitwirkung an seinem Heilswerk. Weitere Wirkungen der Liebe zu Gott sind die übernatürliche Selbst- und Nächstenliebe, die Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes im Gehorsam gegen seine Gebote. Das sind die Wirkungen der Liebe.

Gott zu lieben, ist uns von Gott geboten. Der Herr nennt die Liebe zu Gott das erste und größte Gebot. Wir sollen Gott nun über alles und in allem lieben. Über alles lieben, d.h. wir sollen ihn mehr lieben als alles andere, wir dürfen ihm nichts vorziehen. Gott ist die liebenswerteste Wirklichkeit von allem Wirklichen. Wir müssen Gott also über alles hochschätzen. Die Forderung, Gott über alles zu lieben, ist streng verpflichtend. Sie sichert die habituelle Liebe, das Gehaben, die Anlage, das ständige Bereitsein zur Liebe. Ihre Übertretung ist eine Todsünde. Denn wer etwas anderes Gott vorzieht, der erniedrigt Gott, der treibt Götzendienst. Das ist die Lehre des Herrn: Wir sollen Gott lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus allen Kräften. Und für die gottmenschliche Person Jesu fordert der Herr eine Liebe, die größer ist als die zu Vater, Mutter und Kindern. „Wer Vater oder Mutter oder

Kinder mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.“ Der Dienst Gottes ist absolut. Er duldet kein Geschöpf neben sich. Niemand kann Gott dienen und gleichzeitig dem Mammon. Gott als Gegenstand der Liebe ist das höchste, unendlich lebenswürdige Gut. Da ist nur eine Liebe über alles seinem Wesen und seiner Würde entsprechend. Ein Geschöpf in der Liebe ihm vorziehen oder gleichstellen, ist Götzendienst. Weil Gott an Größe und Güte allem überlegen ist, muss er mehr geliebt werden als alles andere, wenn unsere Verehrung für ihn eine echte und würdige sein soll. Wir sollen aber Gott auch in allem lieben, d.h. jeder Gegenstand, der aus Gottes Macht hervorgeht, soll uns wertvoll und teuer sein, soll uns lebenswert sein, weil er von Gott kommt und auf Gott verweist. Alles, was lebt, stammt ja in letzter Linie von Gott. Er ist der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde, des Weltalls und dessen, was existiert, sein Wille und sein Einsatz stehen hinter allem Wirklichen. Er bejaht alles und erhält es im Dasein. Die Herkunft von Gott prägt alles, was existiert. Alle Geschöpfe tragen etwas von Gottes Macht, Schönheit und Würde an sich; sie sind wertvoll. Es gibt keinen wertlosen Menschen, meine lieben Freunde. Wir können und müssen alles, was existiert, auf Gott zurückführen. Die Geschöpfe sind gleichsam durchsichtig auf Gott. Sie sind lebenswert, weil sie ein irgendwie geartetes Abbild Gottes sind, wenn auch in noch so schwacher Form. Man kann und soll in ihnen Gott lieben, von dem sie – wenn auch in manchen Zwischenursachen – herkommen.

Das Streben, alles ausschließlich aus Liebe zu Gott zu tun, ist der höchste Grad der Liebe. Das ist nicht geboten, dass man alles ausschließlich aus Liebe zu Gott tut, denn das bedeutet, bei freier Wahlmöglichkeit immer das Vollkommenere zu tun; und das ist eine schwere Forderung. Nein, dieses Streben, immer alles ausschließlich aus Liebe zu Gott zu tun, ist ein Rat, also nicht geboten. Es führt die Liebe dem Ideal entgegen, aber das Gegenteil zu tun, ist sittlich erlaubt, wenn auch nicht vollkommen. Es gibt Menschen, die diesem Rat gefolgt sind. Ich habe in diesen Tagen die Geschichte der Martyrer des spanischen Bürgerkrieges gelesen. Die „Roten“ haben damals Tausende von Priestern, Ordensschwwestern, Ordensbrüdern und Bischöfe (12 Bischöfe) umgebracht. Unter ihnen ist auch die Karmelitin Maria Pilar. Und von dieser heiligen Karmelitin wissen wir, dass sie ihren Exerzitienvorsatz in die Worte gefasst hat: Verbunden mit Jesus, will ich alles tun aus Liebe zu ihm. Das war das Gelöbnis von Maria Pilar.

Der Philosoph Immanuel Kant hielt ein Gebot der Liebe zu Gott für unmöglich. Wir fragen uns: Kann Liebe zu Gott geboten werden? Wir müssen unterscheiden. Die affektive Liebe, die ein unwillkürlicher Zustand der Erregung, des Hingezogenseins im Lebensdrang ist, mit dem sich auch gewöhnlich eine gefühlsmäßige Reaktion im Gemüt verbindet, die affektive Liebe kann nicht geboten werden. Sie kommt oft ohne unseren Willen oder gegen unseren Willen. Aber die Liebe zu Gott ist keine affektive Liebe, sie ist keine gemüthafte, keine sinnenhafte Liebe, sondern eine geistige und freie Bewegung des Willens. Die Liebe zu Gott liegt im personalen geistigen Willen, nicht im sinnlichen Gefühl. Die Liebe als übernatürlicher Habitus, also als eine Anlage, als göttliche Tugend, auch diese Liebe kann nicht direkt geboten werden, denn sie wird ja von Gott geschenkt, sie wird ja von Gott gegeben; wir können sie nicht herbeizwingen mit unserem Willen. Aber was für eine Liebe können wir dann zu Gott haben? Es ist die effektive, die wirksame Liebe, die frei gewollte Liebe, der sittliche Akt, die sittliche Tat als innere Haltung und als äußeres Werk der Wertschätzung und des Wohlwollens, die ist das Werk des freien Willens. Und darum ist sie ein möglicher Gegenstand des Gebotes und der Pflicht. Diese Liebe zeigt sich sowohl in der inneren Haltung oder Grundentscheidung als auch in den äußeren Werken der Gottesliebe, der Nächstenliebe, der geordneten Selbstliebe. Die effektive Liebe, die ist es, die Gott gebietet.

Wie zeigt sich die Liebe zu Gott? Wie beweist man Gott seine Liebe? Wir beweisen unsere Liebe zu Gott erstens, indem wir ihn bekennen, für ihn eintreten, seine Sache betreiben, indem wir für ihn werben und wirken. „Wir müssen Gott mit der Arbeit unserer Hände und dem Schweiß unseres Angesichtes lieben“, sagte einmal der heilige Vinzenz von Paul. „Liebe zu Gott kann nicht müßig stehen, ist sie da, wirkt sie Großes. Will sie nicht wirken, ist es keine Liebe.“ Zweitens erweist sich die Liebe zu Gott als echt in der Erfüllung der Gebote. Niemand anders als der Apostel Johannes hat immer wieder auf die Pflicht hingewiesen, durch Gebotserfüllung die Liebe zu Gott zu beweisen. „Daran erkennen wir, dass wir Kinder Gottes sind, wenn wir Gott lieben und seine Gebote halten, denn darin besteht unsere Liebe zu Gott, dass wir seine Gebote halten. Wer seine Worte hält, in dem ist die Liebe

zu Gott vollkommen. Die Liebe besteht darin, dass wir nach seinen Geboten wandeln“, schreibt er in seinem 2. Brief. Die Bereitwilligkeit, Gottes Gebote zu erfüllen, ist also ein unzweideutiges Merkmal, ein unzweideutiger Beweis der Liebe zu Gott. Drittens beweisen wir die Liebe zu Gott, indem wir der Sünde Widerstand leisten. Thomas von Aquin schreibt einmal: „Je mehr du kämpfst, desto mehr beweisest du deine Liebe zu Gott“, kämpfen gegen Versuchungen, kämpfen gegen Verlockungen, kämpfen gegen die Triebe, gegen die Unholde in der eigenen Brust. Wer gegen die Sünde kämpft, reiht sich in die Schar derer ein, die Gott lieben. Jede Überwindung einer Versuchung beweist unsere Liebe zu Gott. Sie zeigt, dass uns Gott mehr wert ist als eine irdische Lust, als ein irdischer Gewinn, als alle Schätze dieser Welt. Viertens zeigt sich die Liebe auch darin, dass wir um Gottes willen Verzicht üben und etwas entbehren können. Wer um Gottes willen freiwillig Güter aufgibt, die er erlaubter Weise besitzen oder genießen könnte, ehrt damit Gott, den Geber aller Gaben, zeigt die Wertschätzung, die er für Gott empfindet, und beweist seine Verbundenheit mit Gott. O, es gibt viele Gelegenheiten, um Gottes willen auf zeitliche Güter zu verzichten: im Essen, im Reden, im Telefonieren, im Fernsehen, in der Zuwendung von Geld und anderen Gegenständen an Bedürftige. Damit beweisen wir unsere Liebe zu Gott. Und schließlich fünftens wird die Liebe zu Gott offenbar im Leiden für Gott. Das Leiden, meine lieben Freunde, ist die Probe auf die Echtheit unserer Liebe. Wir müssen mit Christus leiden, um mit ihm auch verherrlicht zu werden. „Es wäre eine Schande, ein wehleidiges Glied zu sein unter einem dornengekrönten Haupte“, hat einmal der heilige Bernhard von Clairvaux geschrieben. Es wäre eine Schande, ein wehleidiges Glied zu sein unter einem dornengekrönten Haupte. Leiden aus Liebe zu Gott ist besser als Wunder tun. Der heilige Franz von Sales hat die Beweise der Gottesliebe in einer Liste zusammengefasst: „Als Zeichen, ob du Gottesliebe hast, nenne ich erstens, dass du entschlossen bist, eher alles zu opfern, als ihn durch eine schwere Sünde zu beleidigen. Zweitens, dass du gern in Gottes Gegenwart bist, denn die Liebe strebt immer nach Vereinigung. Drittens, dass du neben Gott nicht noch manches andere mit ähnlich großer Liebe liebst. Viertens, dass du den Mitmenschen recht liebst, denn niemand kann wahrhaft sagen, er liebe Gott, wenn er nicht seinen Nächsten liebt.“ Da haben wir die Lösung der Schwierigkeit, wie wir auch die garstigen, die unangenehmen Zeitgenossen lieben können. Wir lieben sie nicht um ihretwillen, aber um Gottes willen. Wir lieben sie, weil Gott es befohlen hat und weil er sich mit ihnen gleichsetzt.

Die Liebe zu Gott ist unentbehrlich in Gottes Gericht. Wir werden gerichtet nach der Liebe. Die Liebe ist ein notwendiges Mittel, um das Heil zu erlangen. Diese Notwendigkeit ergibt sich aus dem sittlichen Wesen der Liebe. Sie verwirklicht ja den höchsten Zweck des sittlichen Lebens und des übernatürlichen Heilswerkes, die Ehre Gottes durch volle Hingabe der Seele an Gott, das höchste Gut. Der Apostel Johannes erklärt kurz und bündig: „Wer nicht liebt, bleibt im Tode.“ Diese grundsätzliche Notwendigkeit fordert auch besondere Akte der Liebe, Handlungen der Liebe. Wir sollen lieben nicht mit Worten, sondern in der Tat und in der Wahrheit. In dem schönen Kirchenlied singen wir ja: „Ich will dich lieben, meine Stärke, ich will dich lieben, meine Zier, ich will dich lieben mit dem Werke und immerwährender Begier; ich will dich lieben, schönsten Licht, bis mir das Herz im Tode bricht.“ Die Liebesreue ist so stark, dass sie schon vor dem Empfang der Sakramente das Heil verschaffen kann. Wer nicht mehr die Taufe empfangen kann, wer nicht mehr das Bußsakrament empfangen kann, der ist nicht verloren, er braucht nur die Liebesreue zu erwecken, dann öffnet ihm der Himmel sein Tor. Wir haben es ja im Kriege erlebt. Da war nicht immer ein Priester zu erlangen, aber es gab das Mittel, durch Liebesreue sich mit Gott zu verbinden. Und selbst in der Todesgefahr war der Mensch damit gesichert durch Gottes Hand. Wir müssen in der Liebe verharren. Wir dürfen also sie nicht schwächer werden lassen oder gar aufgeben. Die Liebe zu Gott wird bewahrt, indem man danach strebt, in ihr zu wachsen und sie zu betätigen. Die Werke der Liebe wirken zurück auf den Liebenden, und zwar umso mehr, je selbstloser sie in der Liebe Christi geschehen. Vorzügliche Mittel, die Liebe zu Gott zu bewahren, sind das Gebet um Liebe, das innige Verlangen nach Gott, nach Vereinigung mit Christus im eucharistischen Opfersakrament: „Komm, o Herr, o komm zu mir“, die Bekämpfung der Eigenliebe, der Selbstsucht durch Selbstverleugnung, durch Demut, die Verehrung der heiligsten Eucharistie und des Herzens Jesu – hier lernen wir die Liebe an diesem Herzen, denn es ist ein Herz, das ein Feuerherd der Liebe ist – und natürlich auch durch das tatkräftige Apostolat für das Reich Gottes. Wir müssen uns müde arbeiten für unseren Heiland aus Liebe zu ihm.

Im Alten Bunde hatten die Juden ein schönes tägliches Gebet, und das lautete: „Höre, Israel! Der Herr, unser Gott, ist allein der Herr. Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“ Dieses Gebet der frommen Juden können wir ihnen nachsprechen. Die Kirche fordert uns auf, die Liebe zu Gott und den Menschen zu erbeten und zu üben. Am Pfingstsonntag beten wir in der heiligen Messe: „Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner Liebe“, nicht die schwache Glut, sondern das Feuer. Wer in der Liebe zu Gott geübt ist und verharret, der befindet sich auf dem geraden Wege in die ewige Seligkeit. Die heilige Theresia von Lisieux sprach vor ihrem qualvollen Tode: „Ich fürchte mich nicht vor Gottes Gericht, denn ich habe den zum Richter, den ich einzig geliebt habe.“ Ich fürchte mich nicht vor dem Gericht, denn ich habe den zum Richter, den ich einzig geliebt habe. Ach, meine lieben Freunde, wer ihr das nachsprechen könnte.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Wesen der Sakramente

16.07.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Präsident des Deutschen Bundestages, Norbert Lammert, sagte vor kurzer Zeit, katholische Kirche und protestantische Gemeinschaften könnten und sollten sich vereinigen, sie seien sich im Wesentlichen einig. Wir wollen prüfen, ob diese Äußerung zutrifft. Und zwar wollen wir die Prüfung vornehmen anhand der Sakramente, diese sind ja ohne Zweifel etwas Wesentliches, ja etwas Grundwesentliches in der Kirche. Aus ihnen baut sich die Kirche auf. Der katholische Christ ist an das sakramentale Leben seiner Kirche gewöhnt und gebunden. Er kann sich eine Kirche ohne die sieben Sakramente nicht vorstellen. Anders ist es im Protestantismus. Luther schied von den sieben Sakramenten fünf aus; er ließ nur zwei Sakramente bestehen: Taufe und Abendmahl. Er veränderte aber – und das ist vielleicht noch wichtiger – auch das Verständnis der Sakramente. Luthers Rechtfertigungslehre hat das Sakrament als selbständiges, eigenartiges Gabenmittel entwurzelt und entwertet. Grundlage der lutherischen Rechtfertigungslehre ist der Fiduzialglaube: Man muss glauben, dass man durch das Erlösungswerk Jesu gerechtfertigt ist, und dieser Glaube bewirkt die Rechtfertigung. Der Glaube bewirkt die Rechtfertigung, nicht das Sakrament. Rechtfertigung erfolgt durch den Glauben allein, und wenn es so ist, dann kann auch nur als Gnadenmittel in Betracht kommen, was den Glauben weckt und fördert, und das ist die Predigt. Nicht umsonst steht im Protestantismus die Predigt oben an. Sie ist wichtiger als alles andere, wichtiger auch als die Sakramente. Das Sakrament ist nichts anderes als ein sichtbares Wort, *verbum visibile*, schreibt Luther. Ein sichtbares Wort ist das Sakrament, das Gnadenmittel des Wortes, eingefasst in einen kirchlichen Brauch, nur eine andere Weise, das Evangelium an die Leute heranzubringen. Nicht im Vollzug des Sakramentes liegt ihre Wirksamkeit, sondern im Glauben, der dadurch im Empfänger geweckt wird.

Die Lehre der katholischen Kirche lautet anders. Die Kirche hat die Aufgabe das Geheimnis Christi, also Leben und Werk Christi, allen Zeiten bis zur Wiederkunft Christi wirksam zu vergegenwärtigen. Sie ist das Werkzeug der rettenden Liebe Gottes. Sie vollzieht diese Funktion in der Verkündigung des Wortes und im Vollzug der Sakramente. Hier soll nur von den Sakramenten die Rede sein. Ganz allgemein versteht man unter Sakrament ein sichtbares, von Gott eingesetztes Zeichen, das eine dem jeweiligen Stand der Heilsordnung entsprechende Heiligung andeutet und bewirkt. Ein Sakrament des Neuen Bundes ist ein von Christus eingesetztes sinnfälliges Zeichen, das innere Heiligung andeutet und bewirkt. Durch die Sakramente wird die durch Christi Opfertod verdiente Erlösungsgnade den einzelnen Menschen wirklich zugewendet. Die objektive Erlösung, also das Werk Christi, wird hier zur subjektiven, sie wird auf den Einzelnen angewandt. Die auf Golgotha erfolgte Heilsbegründung wird jetzt im Sakrament zur Heilsverwirklichung. In diesem Sinne nennt man die Sakramente auch bildlich Kanäle, Kanäle, welche das Verdienst oder die Gnade Christi den einzelnen Gläubigen zuleiten. Die ordentliche Vermittlung oder Zuwendung der heilenden und heiligenden Gnade Christi geschieht durch die Sakramente.

Jedes Sakrament hat zwei Wesensbestandteile: äußeres Zeichen und innere Gnade. Das äußere Zeichen wiederum besteht aus einer sinnhaften Sache oder Handlung (Wasser, Öl) und aus Worten

oder Gebeten, welche die Handlung begleiten. Die Worte haben konsekratorische Bedeutung, d.h. sie richten sich nach ihrer eigentlichen Zielbestimmung nicht an den Empfänger, um nach Art einer Predigt auf ihn einzuwirken, sondern sie machen die sinnenhafte Sache oder Handlung zum übernatürlichen Heils- und Heiligungsmittel. Der oberste Grundsatz der katholischen Lehre von den Sakramenten lautet: Die Sakramente enthalten die Gnade und verleihen sie demjenigen, der kein Hindernis entgegengesetzt. Dieser Satz ist gegen die Neuerer des 16. Jahrhunderts gesagt. Nach ihnen sind die Sakramente bloße Zeichen, durch die Gott dem einzelnen Menschen seine Verheißungen bestätigt. Sie dienen dazu, den allein rechtfertigenden Glauben zu wecken oder zu stärken. Nicht die Sakramente rechtfertigen, sondern der Glaube an die Sakramente. Andere Protestanten gehen noch weiter. Nach den Vertretern der liberalen Theologie erinnern Sakramente lediglich an die Gegenwart Gottes, so wie ein Kreuz an Christus erinnert. Dem gegenüber lehrt die Kirche: Die Sakramente sind wirklichkeitsmächtige Zeichen, wirklichkeitsmächtige Heilszeichen. Gewiss sind sie auch Glaubenszeichen, sichtbares Glaubenswort, Christuspredigt, Christusverkündigung, das sind sie auch, aber sie sind mehr. Die Christuspredigt, welche die Sakramente darstellen, ist wirksam und heilschaffend. Die Glaubenspredigt der Sakramente wirkt, was sie verkündet. Die Glaubenszeichen bringen hervor, was sie versinnbildeln. Sakramente dienen nicht bloß dazu, den heilskräftigen Glauben zu wecken und zu stärken, sie enthalten vielmehr das im Glauben zu ergreifende Heil. Die katholische Theologie bezeichnet diese Wirkungsweise der Sakramente mit den drei Worten *ex opere operato*, die Sakramente wirken *ex opere operato*, d.h. sie wirken kraft der vollzogenen Handlung. Darin liegt die Eigenart des Gnadenmittels Sakrament. Diese Lehre ist so alt wie die Kirche. In der Heiligen Schrift erscheinen nicht Glauben und Buße, sondern Abwaschung und geistiges Begrabenwerden in der Taufe als Ursache der inneren Heiligung und Reinigung, der geistigen Wiedergeburt, des neuen Lebens. Nach den Vätern und Altliturgien erhält das Wasser der Taufe durch die konsekratorische Formel, durch das konsekratorische Wort heiligende Kraft. Die Ursache der Reinigung ist in der Handlung als solcher beschlossen. Die Sakramente sind Wirkursachen der Gnade. Gebraucht wird dieses Werkzeug von Gott selbst; er ist der Haupthandelnde, also der Sakramentenspender. Die Sakramente verursachen die Gnade, insofern als sie im Namen und in der Kraft der Autorität Christi gesetzte Zeichen sind, welche die Gnade hervorbringen. Wer also fragt: Was wirken die Sakramente?, dem muss man antworten: Sie wirken das, was sie bezeichnen. Sie wirken es, indem sie es bezeichnen. Die Sakramente versinnbildeln Christus und sein Heilswirken, vor allem seinen Tod und seine Auferstehung. Damit bringen sie unsere Teilnahme am Tode und an der Auferstehung Christi hervor. Sie wirken Gemeinschaft mit Christus und sie wirken Umgestaltung nach seinem Bilde. Christusbegegnung und Christusbildlichkeit, das ist die erste Wirkung der Sakramente: Christusbegegnung und Christusbildlichkeit. Zweck und Wirkung der Sakramente ist es, die Gnade Christi an die Gläubigen zu vermitteln. Diese Gnade ist vorerst und vor allem die heiligmachende Gnade. Es gibt zwei Sakramente, die für die Sünder bestimmt sind, um sie aus der Gnadenlosigkeit in den Gnadenstand zu versetzen: Taufe und Buße. Ist der Empfänger bereits im Gnadenstand, dann vermehren die Sakramente die Gnaden. Die übrigen fünf Sakramente sollen den Gnadenstand nicht erst herstellen, sondern sie sollen ihn bereits vorfinden und erhöhen. Außer der heiligmachenden Gnade bewirkt aber jedes Sakrament noch eine ihm eigentümliche, seinem eigenartigen Zweck und Charakter entsprechende Gnade. Das ist die sakramentale Gnade. Sakramentale Gnade prägt das Gesicht Christi in den Empfänger in einer je verschiedenen Weise aus. Christus erkennt in der sakramentalen Gnade die Zugehörigkeit des Menschen zu seiner Gemeinschaft, der Kirche. Drei Sakramente, nämlich Taufe, Firmung und Weihe wirken eine Christusbildlichkeit von besonderer Mächtigkeit und Beständigkeit. Wer eines dieser Sakramente empfängt, ist für immer mit Christus besiegelt, er trägt für immer die Züge Christi. Taufe, Firmung und Priesterweihe bewirken eine unauslöschliche Prägung; sie ist unzerstörbar. Die Sünde kann sie entstellen, aber nicht vernichten. Auch der getaufte Verdammte bleibt durch sie gekennzeichnet. Es ist Glaubenssatz: Taufe, Firmung und Priesterweihe prägen der Seele ein unauslöschliches geistliches Zeichen ein, weshalb sie nicht wiederholt werden dürfen. Es ist ein anormaler Zustand, wenn in einem Menschen die Christusbildlichkeit besteht und auf das Christusleben hinweist, aber es nicht wirkt. Das ist der Fall beim Getauften, Gefirmten oder Geweihten, der die Sakramente im Zustand

der schweren Sünde empfängt. Da werden die Christuszüge eingepägt, mit Sicherheit, aber sie haben keine Leuchtkraft, sie haben keine Glut.

Sakramente, meine lieben Freunde, sind keine bloß menschlichen, von Menschen erfundene und betriebene Geschehnisse, sie sind vielmehr ein Vorgang, der von Gott verursacht und getragen ist und an dem der Mensch in sekundärer, in abhängiger Weise beteiligt ist. Der primäre und unsichtbare Spender der Sakramente ist Gott durch Christus. Sekundärer und sichtbarer Spender ist der Mensch auf Erden, *homo viator*, wie die Theologie sagt. Taufe und Ehe ausgenommen, erfordert die gültige Spendung der Sakramente den Weihecharakter des Spenders. Nichtkatholische Religionsdiener haben in der Regel keine gültige Weihe empfangen. Und so vermögen sie die fünf Sakramente nicht wirksam zu vollziehen. Ich möchte aber an dieser Stelle bemerken: Es gibt in Deutschland eine beträchtliche Zahl lutherischer Pastoren, die sich von irgendeinem nichtkatholischen Bischof haben eine Priesterweihe spenden lassen. Ich habe einmal einen evangelischen Pfarrer getroffen, der mir sagte: „Ich habe das Allerheiligste“, und zwar deswegen, weil er die Priesterweihe empfangen hatte, heimlich und gegen den Willen seiner Vorgesetzten. Vom rechten Glauben oder vom Gnadenstand des Spenders hängt die Gültigkeit der Sakramente nicht ab. Sie werden vielleicht staunen, wenn ich sage, dass der Glaube und der Gnadenstand an der Gültigkeit der Sakramente nichts ändern. Wie erklärt sich das? Nun ja, die grundsätzliche Entbehrlichkeit dieser Erfordernisse erklärt sich aus dem bloßen Dienstcharakter des Sakramentenspenders. Er bringt ja die Wirkung nicht hervor, er dient ja nur Gott und Christus als Hand oder als Mund. Er leiht ja dem Herrn, der im Sakrament wirksam ist, nur seine Persönlichkeit. Aber es gibt allerdings ein Minimum, das der Spender nicht unterschreiten darf, wenn sein Dienst an den Sakramenten wirksam bleiben soll. Unerlässlich ist nämlich die Absicht, die Intention, wie man sagt, wenigstens zu tun, was die Kirche bei der Sakramentenspendung tut. Das ist das Minimum: der Spender muss das wollen, was objektiv mit dem von der Kirche gebrauchten sakramentalen Ritus zusammenfällt. Er kann nur dann ein brauchbares Werkzeug Gottes sein, wenn er willensmäßig so gestimmt ist, dass er den in der Kirche üblichen Vorgang bejaht und zu setzen entschlossen ist. Das ist sehr tröstlich. Wir brauchen uns also nicht besorgt zu zeigen über den Glauben eines Priesters oder über den Gnadenstand eines Priesters. Auch der vom Glauben Abgefallene kann, wenn er dieses Minimum setzt, gültig Sakramente spenden.

Wenn Sie meinen Ausführungen gefolgt sind, meine lieben Freunde, dann werden Sie mir zustimmen, wenn ich sage: Die Bemerkung von Herrn Lammert, zwischen katholischer Kirche und protestantischen Gemeinschaften gäbe es keine wesentlichen Unterschiede, trifft im Bezug auf die Sakramente nicht zu. Hier bestehen Gegensätze, die sich ausschließen. Luther hat fünf Sakramente der Kirche verworfen. Die Kirche hat ihre gottgestiftete Existenz immer gelehrt. Sie ist an den Willen Gottes gebunden. Sie vermag an der Zahl und an der Substanz der Sakramente nichts zu ändern. Die Sakramente sind Zeichen und Mittel der Zuwendung Gottes zu uns Menschen. Sie machen zu ihrem Teil die Würde und das Glück des katholischen Christen aus. Die Sakramente sind für die Zeit zwischen Auferstehung und Wiederkunft Christi eingesetzt. Sie sind Hinweise und Vorzeichen unserer vollendeten Teilnahme an der Auferstehung Christi. Sie bezeichnen und schaffen jeweils einen neuen Anfang und sind zugleich wirksame Zeichen der Zukunft. Wenn diese Zukunft, die Christus herbeiführen wird, anbricht, hören die Zeichen auf, denn es bedarf ihrer nicht mehr. Es bedarf nicht mehr des Hinweises auf Christus, wenn er selbst in seiner unverhüllten Herrlichkeit erscheint. Bis dieser Zustand eintritt, bilden die Sakramente die Bürgschaft, dass er kommen wird. Die Kirche der Sakramente, meine lieben Freunde, ist die wartende Kirche, und sie wartet nicht vergebens.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gottes Vorsehung

23.07.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Kirchengebet der heutigen heiligen Messe, das wir soeben verrichtet haben, ist die Rede von Gott, dessen Vorsehung sich in ihren Anordnungen nicht täuscht. Hier taucht also der für das Christentum wesentliche Begriff der Vorsehung auf. Der katholische Glaube lehrt: Alles, was Gott geschaffen hat, regiert er und führt er zu seinem Endziel. Den ewigen Akt des göttlichen Weltplanes über die Ordnung der Dinge und ihr Ziel nennt man Vorsehung. Seine Durchführung heißt Weltregierung. Der heilige Thomas definiert: Die Vorsehung ist der ewige im Verstande Gottes existierende Plan, wie die Welt Dinge ihrem letzten Ziele zugeführt werden. In dieser Begriffsbestimmung sind zwei Elemente hervorzuheben, nämlich das Vorherwissen Gottes und das Vorherbestimmen alles dessen, was zu geschehen habe bzw. was zuzulassen ist und was nicht, und beides unter Aufrechterhaltung der Freiheit des Geschöpfes. Fügt man zu der Vorsehung als dem göttlichen Weltplan die Ausführung dieses Planes hinzu, so geht die Vorsehung über in die göttliche Weltregierung. Vorsehung und Weltregierung unterscheiden sich also wie Entwurf und Durchführung.

Die Heilige Schrift ist voller Zeugnisse für die Wahrheit der Lehre von der Vorsehung. Die Psalmen sprechen häufig von der Vorsehung: „Du gründetest die Erde, und bis heute steht sie da nach deiner Weisung, denn dir ist alles untertan.“ „Alle Augen warten auf dich, und du gibst ihnen Speise zur rechten Zeit. Du tust deine milde Hand auf und sättigst alles, was da lebet, mit Güte.“ „Der Herr behütet die Fremden, die Weisen und Witwen erhält er.“ Christus predigt ebenfalls die Vorsehung für das Weltall, für die Menschen, für die Tiere. Er beruft sich auf Gottes Güte für die Lilien des Feldes, für die Vögel des Himmels, um das Vertrauen auf die Vorsehung zu wecken. „Wenn schon kein Vogel vom Dache fällt, ohne Gottes Willen, dann gewiss auch kein Haar von eurem Haupte.“ Sogar die Bösen genießen seine Güte. „Der Vater im Himmel lässt die Sonne scheinen über Gute und Böse, Regen fallen über Gerechte und Ungerechte.“ Paulus hat die Verkündigung Jesu aufgenommen. Ihm ist es vor allem um Gottes Vorsehung für das Heil der Menschen zu tun. „Gott wirkt alles in allem.“ Er schafft sowohl das Wollen als auch das Vollbringen. Auch die Heiden sucht er durch Gewissen und natürliche Wohltaten an sich zu ziehen.

Die Vernunft urteilt, dass Gott, wenn er den Geschöpfen ein Ziel vorgesteckt hat, sie auch dazu bewegen muss. Dieses Bewegen kann geschehen unmittelbar, es wird sich aber oft auch unter Mitwirkung der Geschöpfe vollziehen, die Gott an der Ausführung seines Weltplanes teilnehmen lässt. Gott leitet die materiellen Dinge durch eingeschaffene Gesetze, wir nennen sie die Naturgesetze. Er leitet die geistigen freien Wesen durch verliehene Kräfte der Vernunft, des Willens und des Gewissens, daneben durch äußere Fügungen, Schickungen, Führungen, durch Autoritäten, die er eingesetzt hat. Das Ergebnis der göttlichen Weltordnung liegt von Ewigkeit her fest. Aber man darf es nicht mit dem Schicksal identifizieren. Das Schicksal ist blind, die Vorsehung ist beherrscht von unendlicher Weisheit, Gerechtigkeit und Güte.

Aber da erheben sich einige ernste Fragen. Man muss fragen, wie sich die Vorsehung Gottes mit dem unbestreitbaren Leiden der Menschen verträgt. Gott hätte ja das Leiden von seiner Schöpfung

fernhalten können; er hat es nicht gewollt. Die Frage kompliziert sich, wenn man nach der Gerechtigkeit bei der Zumessung der Leiden an den einzelnen Menschen denkt. Wenn Gott für alles sorgt, warum geht es den Guten auf Erden so oft schlimm und umgekehrt? Mit dieser Frage ringen Hiob und der Prediger im Alten Bunde und einige Psalmen und sogar manche Propheten. Man klagt, dass Gott die Tugend befiehlt, aber sie selten belohnt. Das Problem war auf dem Boden des Alten Testaments fast unlösbar. Man hat Lösungen versucht. Man sagte, man habe Sünden, auch verborgene, und deswegen schickte einem Gott Leiden. Man erklärte, ein Gerechter sei nie zum Bettler geworden. Nanu, stimmt das? Man verwies darauf, dass man auch nach der Prüfung alles zurückerhält, was man verloren hat; in manchen Fällen ja, aber doch nicht in allen. Die Leidenslehre Jesu Christi lautet anders: Er ist unser dornengekröntes Haupt, der büßende Welterlöser. Sein Signum ist die stellvertretende Genugtuung für die Sünden der Menschen. Alle Gläubigen, die ihm in der Taufe einverleibt sind, sind damit auch dem Leid verschrieben, umso mehr als das Leid des Hauptes das Leid der Glieder werden muss, damit Christi Erlösung in ihnen zur Wirklichkeit werde. Christi Erlösung ist durch Leiden geschehen, und wer erlöst werden will, muss mit ihm leiden. Die Glieder des Hauptes müssen mit ihm leiden, um so an seiner Herrlichkeit teilzuhaben. Dieses Leid dauert jedoch, mag es noch so schwer sein, nur kurze Zeit, denn lang ist allein die Ewigkeit. Aber gerade mit der Ewigkeit will Gott das Leid, das treu ertragen wurde, lohnen. Deshalb sind Leid und Lohn unendlich verschieden, so verschieden wie Zeit und Ewigkeit. In diesen Sätzen liegt die Lösung der Leidensfrage.

Aber das theologische Nachdenken bricht hier nicht ab. Wie steht Gottes Vorsehung zu den Übeln der Welt? Die Theologie antwortet: Die physischen Übel oder die dem Sein und Wirken anhaftenden Mängel will Gott nur mittelbar, als Mittel zu höheren Zwecken. D.h. Gott will die physischen Übel, er lässt sie zu, aber nicht wegen des Übels, sondern wegen eines höheren Zweckes. Zulassen bedeutet: etwas nicht hindern, was man hindern könnte. Gott hat die lebendigen Geschöpfe: Pflanzen, Tiere, Menschen so geschaffen, dass in ihren Naturen das Gesetz des Werdens und Vergehens herrscht. Das Entstehen eines lebendigen Geschöpfes besagt jedes Mal das Vergehen eines anderen. Das ist der Grundvorgang bei allem Werden: Das eine lebt vom anderen, und ohne das andere lebt nichts, was immer lebt. Werden und Vergehen, Leben und Sterben sind gottgewollte Naturgesetze. Sie hängen so innig miteinander zusammen, dass das eine ohne das andere gar nicht gedacht werden kann. So ist es bei den physischen Übeln. Die moralischen Übel, also das sittlich Böse, will Gott weder unmittelbar noch mittelbar, auch nicht als Mittel, um damit etwas Gutes zu erreichen. Er verbietet das sittlich Böse durch sein Sittengesetz, aber er lässt es zu, er hindert es nicht. Er könnte und würde es aber auch nicht zulassen, wenn es nicht zum Guten zu lenken wäre. Jede Betätigung der menschlichen Freiheit dient dem Plan der Vorsehung. Die Bösen können, auch wenn sie noch so sehr gegen Gottes Willen handeln, die Absichten des göttlichen Weltregierers nicht zerstören. Die Leiden dieser Welt sind in der gegenwärtigen Ordnung der Vorsehung eine Strafe für die Erbsünde, eine Strafe auch für persönliche Sünden. Gott straft hienieden schon die Sünden der Menschen. Unermesslich groß aber ist das Meer der Leiden, die sich die Menschen selber zufügen. Das reicht von Misshandlungen in der Familie über Gewalttaten in der Öffentlichkeit bis zu kriegerischen Auseinandersetzungen. Das Dynamit wurde erfunden, um die Kohlenflöze und die Steinschichten zu sprengen, nicht um Menschenleiber in Stücke zu reißen. Der Zweite Weltkrieg als die bisher verheerendste militärische Auseinandersetzung der Menschheit hat zwischen 55 und 62 Millionen Tote gefordert. Es ist kein Zweifel, dass Gott die Erde den Menschen anvertraut und in diesem Sinne zur Nutzung übergeben hat. Die Erde hat ihre immanenten Gesetze, physikalischer, biologischer, chemischer Art. Der Mensch gut tut daran, diese Gesetze zu beachten, ihre Nichtbeachtung kann unermessliche Schäden heraufbeschwören. Viele Wüsten der Erde waren einst blühende Gärten, wogende Weizenfelder, lachende Früchte. Aber die Menschen haben das Land, das ihnen Leben spendete, zugrunde gerichtet. Die Zerstörung nimmt gewöhnlich ihren Anfang mit dem Abholzen der Wälder. Die Wälder sind für das Wohlsein der Menschen unentbehrlich. Sie erneuern den Wasserkreislauf, sie spenden Sauerstoff; ein Hektar Wald erzeugt 16 t Sauerstoff im Jahr. Aber die Menschen haben die Gesetze der Natur vergessen, und so sind Wüsten entstanden. Island war einmal ganz von Birkenwäldern bedeckt. Die Menschen haben sie abgeholzt, und heute ist Island zu einem großen Teil ein wüstenähnliches Gebiet. Das Leid, das der Mensch sich selbst antut, kann nicht Gott aufgebürdet werden.

Aber auch wenn man das zugibt, lässt sich die Frage nicht unterdrücken: Warum hindert Gott das Leiden nicht? Ich will eine dreifache Antwort versuchen. Erstens: Gott hat den Menschen mit der Freiheit des Willens ausgestattet und belässt sie ihm, ob er sie gebraucht oder missbraucht. Gott respektiert die Freiheit und verweist ihn auf seine Verantwortung. Er hat ihm eine Einsicht gegeben, ein Gewissen, ein Sittengesetz. Gott nimmt das köstliche Geschenk der Freiheit nicht zurück, auch nicht bei Missbrauch. Eine Freiheit, die von Gott nur beachtet würde, wenn sie das Rechte tut, ist keine Freiheit. Zweitens: Der Mensch soll die Folgen seines Handelns spüren und tragen. Ein jedes von der Leidenschaft getriebene Dasein zerschellt letztlich an seinem eigenen Inhalt. Aus den Erschütterungen und Zerstörungen, die der Mensch mit seinem Tun und Unterlassen anrichtet, kann er zur Besinnung kommen. Gott hat ja dem Menschen die Gaben der Beobachtung, der Überlegung, der Rechnung verliehen, er hat ihm ein Gedächtnis gegeben, mit dem er Vergangenes festhalten kann. So vermag er die Auswirkungen seiner Handlungen abzuschätzen und zu bewerten. Der Mensch ist zur Reue und zur Umkehr fähig, darum müssen ihm die Auswirkungen seines Handelns bewusst werden. Er kann sich vorsehen und zügeln, er kann aber auch rücksichtslos und unbedenklich handeln. Er erlebt die Wirkungen seines Verhaltens, um für die Zukunft einsichtsvoller und besonnener zu verfahren. Drittens – und das ist meines Erachtens der entscheidende Grund: Gott kann und will nicht durch wunderbare Eingriffe überall die Fehler der Menschen sofort wiedergutmachen. Er ist kein Lückenbüßer der menschlichen Gleichgültigkeit und Bosheit. Er lässt diese Mängel und Schäden geschehen und mit ihnen auch das daraus entstehende Leid. Gott ist kein Lückenbüßer menschlichen Versagens. Bedenken wir einmal, wenn es anders wäre. Würde Gott die von Menschen angerichteten Schäden alsbald beheben, könnte der Mensch Gott herausfordern und zwingen; Gott geriete gewissermaßen in Abhängigkeit vom Menschen. Er würde durch den Übermut der Menschen herausgefordert, denn er macht ja alles wieder gut, was die Menschen angerichtet haben. Er büßte damit seine Macht und seine Souveränität ein. Nein, Gott muss Gott bleiben, und der Mensch muss mit seinen Schäden zurechtkommen.

Hier erhebt sich eine weitere Frage, nämlich ob das Bittgebet des Menschen mit dem Weltplan und mit der Weltregierung Gottes zu vereinbaren ist. Wenn nun Gott alles voraussieht und vorausbestimmt, wie kann man dann noch um etwas bitten? Es ist ja doch alles festgelegt? Ich versuche wiederum eine dreifache Antwort. Erstens: Gott lässt sich von uns bitten, um dem Menschen zu zeigen, dass all sein Glück vom Herrn und von ihm allein kommt. Dadurch wird zugleich die Herzensverfassung hergestellt, die den Bittenden für den Empfang der Gabe Gottes vorbereitet und geeignet macht. Schenkte uns Gott seine Gaben ohne dass wir ihn darum bitten, dann würden wir sie weniger schätzen und weniger pflegen. Wir würden unsere Abhängigkeit von Gott vergessen und undankbar sein. Wir müssen bitten, um uns zu unserer Abhängigkeit von Gott öffentlich und im Geheimen zu bekennen. Zweitens: Wenn es auch wahr ist, dass Gott unserer Bitten nicht bedarf – er weiß ja um unsere Nöte –, so ist es doch ebenso wahr, dass er dadurch eine ganz besondere Verehrung empfängt. Wer bittet, ehrt Gott. Unser Gebet ist nämlich das Eingeständnis der eigenen Ohnmacht. Es ist aber auch das Bekenntnis der Größe, der Macht und der Güte Gottes. Durch das Gebet unterwirft sich der Mensch Gott und bekennt, dass er seiner bedarf als des Urhebers alles Guten. Das Bittgebet ist deswegen recht eigentlich ein Akt der Gottesverehrung. Drittens: Wir beten unseretwegen, nicht Gottes wegen. Wir sind weit entfernt, Gott zum Handlanger unserer Wünsche zu machen, ihn zu bestechen, ihn umstimmen zu wollen. Gott hat von Ewigkeit her die Gebete, die wir mit seiner Gnadenhilfe verrichten, vorausgesehen und sie in den Plan seiner Vorsehung aufgenommen. Unsere Gebete sind somit selbst ein Mittel, wodurch die Vorsehung ihre Ziele erreichen will, sie sind ein Teilstück des göttlichen Vorsehungsplanes selbst. Durch das Bittgebet wollen wir nicht die Vorsehung abändern, sondern wir wollen das, was Gott längst für uns bestimmt hat, auf unsere Bitten hin erreichen.

Alles, meine lieben Freunde, was über die Vorsehung Gottes ausgeführt wurde, lässt sich in zwei Gedanken zusammenfassen. Erstens: Gott ist gut, ist der allein Gute und kann es deshalb mit uns und unseren Zielen nur gut meinen. „Alles, was du mit mir tust, kann nur gut sein“, schreibt das Buch von der „Nachfolge Christi“. Zweitens: Weg und Mittel, wodurch er uns zum Ziel führen will, sind uns unbekannt: Freud oder Leid, Glück oder Unglück, langes oder kurzes Leben, Kranksein oder plötzlicher Tod; und das macht die Vorsehung für uns dunkel. Sie ist im Ganzen wie im Einzelnen ein Geheimnis, das uns erst im Jenseits erhellt werden wird. Deswegen soll man sich der Nachprüfung

und Beurteilung der Vorsehung enthalten. Der Vorsehung soll man vertrauen, aber man soll sie nicht errechnen wollen. Gott deckt uns seine Pläne nicht auf. Kleinglauben, Schwachherzigkeit, Misstrauen, Zweifelsucht sind keine Kennzeichen echten Vorsehungsglaubens, wohl aber feste innere Ruhe trotz äußerer Stürme, demütige Gottergebenheit trotz umgebender Dunkelheit, Ausdauer im Leiden trotz sich mehrenden Druckes. Kein blinder Zufall waltet über uns, sondern das sorgende Auge der Güte des himmlischen Vaters. Eines der Hauptgebete des Martyrers Bernhard Lichtenberg in Berlin war: „Wie Gott will, ich halte still.“ Wie Gott will, ich halte still. Weil Gottes Vorsehung auch mittelbar wirkt, soll der eine Mensch die Vorsehung des anderen sein, und jeder seine eigene. „Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen.“ Wo man selbst untätig ist, kann man nicht Gottes Mittätigkeit erwarten. Nicht alles Übel kommt von Gott, sehr vieles entsteht aus der Sünde, auch aus der eigenen Sünde, nicht bloß aus der fremden Sünde. Über allem bleibt die Aussage der Heiligen Schrift bestehen: „Mein Gott bist du. In deiner Hand sind meine Geschicke.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Fleisch und Geist

30.07.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der Epistel der heutigen heiligen Messe schlägt der Apostel Paulus ein Thema an, das in seiner Verkündigung einen hervorragenden Platz einnimmt, das Thema Fleisch und Geist. „Wir sind nicht dem Fleische verpflichtet, sodass wir nach dem Fleische leben müssen, denn wenn ihr nach dem Fleische lebt, werdet ihr sterben. Wenn ihr aber durch den Geist die Werke des Fleisches tötet, werdet ihr leben.“ Was meint Paulus, wenn er im theologischen Sinne von Fleisch spricht? Fleischlich ist der Mensch ohne Christus, der unerlöste Mensch, der Mensch ohne den Geist Christi, verkauft unter die Sünde. Das Fleisch steht unter der unerbittlichen Herrschaft der Sündenmacht. Es setzt dem heiligen Gesetz Gottes einen unüberwindbaren Widerstand entgegen. Mit dem Fleisch dient der Mensch der Sünde. „Als wir im Fleische waren“, schreibt Paulus an die Gemeinde in Rom, „da wirkten die sündigen Leidenschaften in unseren Gliedern, sodass wir dem Tode Frucht brachten.“ Im Fleische wohnt nichts Gutes. Das andere Gesetz in den Gliedern des unerlösten Menschen liegt mit dem Gesetz der Vernunft im Kampfe. Das Fleisch begehrt wider den Geist und der Geist wider das Fleisch, das sind einander entgegengesetzte Mächte. Mit dem Begriff Fleisch bezeichnet also der Apostel den Menschen in seiner Ohnmacht vor Gott, nachdem Tod und Sünde ihre Herrschaft über die Welt angetreten haben. Es gibt neben dem Christen, also dem Erlösten, dem geistbegabten Menschen, es gibt neben dem Christen nicht etwa einen ungespaltenen, im Frieden mit sich selber lebenden natürlichen Menschen, nein, es gibt nur noch den gefallen Menschen, den Menschen, der den Mächten des Bösen unterworfen ist. „Die nach dem Fleische sinnen auf das, was des Fleisches ist. Das Sinnen des Fleisches ist Feindschaft gegen Gott. So können die im Fleische Gott nicht gefallen. Wer nach dem Fleische lebt, muss sterben“, elend sterben, für immer sterben.

Das Fleisch vermag nichts Gutes zu vollbringen, von ihm gehen vielmehr alle Sünden und Laster aus. Der heilige Paulus hat in seinen Briefen mehrfach Lasterkataloge aufgestellt, also Verzeichnisse von Sünden des Fleisches, Verzeichnisse von Sünden des unerlösten Menschen. Der umfangreichste steht im Briefe an die Galater: „Die Werke des Fleisches sind: Unzucht, Unreinheit, Zügellosigkeit, Götzendienst, Zauberei, Feindschaften, Hader, Eifersucht, Zornausbrüche, Streitereien, Zwistigkeiten, Spaltungen, Neid, Trunkenheit, Gelage und solche ähnliche Dinge, von denen ich euch voraussage, wie ich es euch schon früher vorausgesagt habe: die solches tun, können das Reich Gottes nicht erben.“ An die Gemeinde in Rom schreibt er in ähnlicher Weise: „Wie am Tage lasst uns ehrbar wandeln, nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Ausschweifung und Unzucht, nicht in Streit und Eifersucht.“ Und an die Gemeinde in Ephesus wiederholt er seine Warnungen vor den Werken des Fleisches: „Kein Unzüchtiger, kein Unreiner, kein Habsüchtiger hat Anteil am Reiche Gottes und Christi.“ Für heidnisches Wesen sind charakteristisch: Ungerechtigkeit, Bosheit, Unzucht, Habsucht, Schlechtigkeit, Neid, Mord, Hader, Arglist, Tücke, Ohrenbläserei, Verleumdung, Gottesfeindschaft, Spott, Stolz, Prahlerei, Bösartigkeit, Widerspenstigkeit gegen die Eltern, Unvernunft, Unordnung, Lieblosigkeit, Treulosigkeit, Erbarmungslosigkeit; das alles zählt Paulus im Römerbrief als charakteristisch für das Wesen des Fleisches auf. Der fleischliche Mensch ist also nicht zuerst oder

allein der in geschlechtlichen Dingen haltlos sündigende Mensch, nein, mit dem Begriff Fleisch umfasst der Apostel alles Gottferne, alles Gottfeindliche im Menschen. Der Mensch ist Fleisch, insofern er gefallen ist und jeglicher Unordnung schuldhaft unterworfen. Allerdings ist nicht zu verkennen, dass die Unzucht in allen Lasterkatalogen vorkommt und regelmäßig an der Spitze steht, nicht nur deswegen, weil sie so häufig ist, sondern vor allem darum, weil jede andere Sünde außerhalb des Leibes bleibt. Wer aber Unzucht treibt, der versündigt sich an seinem eigenen Leibe. Wenige Sünden neigen auch so stark dazu, wiederholt zu werden, wie die Sünde der Unzucht.

Sünden und Laster sind dem unerlösten Menschen eigen. Aber dann kommt die Wende durch Christus. In der Taufe legt der Mensch den fleischlichen Leib grundsätzlich ab. Die Christen, die Christus angehören, haben ihr Fleisch mitsamt den Leidenschaften und Lüsten ans Kreuz geschlagen, also getötet. Das geschieht aufgrund des Heilswirkens Gottes, der in Christus die Sünde gerade dort angegriffen und vernichtet hat, wo sie ihr festestes Bollwerk besaß. Gott sandte nämlich seinen Sohn, der uns ähnlich wurde durch das sündhafte Fleisch und wegen der Sünde, und er verdamnte in seinem Fleische die Sünde. Durch seinen Martyrertod am Kreuz hat er die Sünde überwunden. Deswegen steht der Christ nicht mehr wehrlos unter der Tyrannis der Unheilmächte. Er ist nicht mehr im Fleische, sondern im Geiste, denn der Geist Gottes wohnt in ihm. Dem Fleische gegenüber steht der Geist. Im theologisch bedeutsamen Sinne ist der Geist das Wesen Gottes, vor allem insofern es sich der geschaffenen Welt mitteilt. Das eigentliche Merkmal des Christen ist der Besitz des Geistes. Der Christ ist Geistbesitzer, Geistträger. Wer den Geist besitzt, nimmt am Wesen Gottes teil. Die ganze Breite des Lebens zwischen Gott und Mensch ist durchwaltet vom Heiligen Geiste, und insofern stehen Fleisch und Geist in einem ausschließlichen Gegensatz. Das Fleisch begehrt wider den Geist und der Geist begehrt wider das Fleisch; das sind einander entgegengesetzte Mächte. „Das Sinnen des Fleisches ist Tod, das Sinnen des Geistes aber Leben und Friede.“ Das unvergängliche Geistige steht im Gegensatz zu dem vergänglichen bloß Psychischen.

Den göttlichen Geist erhalten die Menschen durch Glauben und Taufe, und von da an verwandelt sich ihr Leben. Sie lassen sich jetzt vom Geiste Gottes, der in ihnen wohnt, leiten, ja, sie werden von ihm getrieben und sie werden von ihm belehrt. Der Geist ist die Norm des Wandels der Christen. Deswegen spricht man vom Geist auch als vom neuen Gesetz. Es ruht in der Brust des Herzens und treibt von dort die Werke Gottes hervor. „Die nach dem Fleische leben, trachten nach den Werken des Fleisches, die nach dem Geiste leben, nach den Werken des Geistes.“ Die Christen angehören, haben das Fleisch samt den Leidenschaften und Lüsten gekreuzigt. Der Geist ist die Lebenskraft der Christen. Sie beten im Geiste, sie erwarten die Vollendung im Geiste. Das Wirken des Apostels geschieht im Geiste, in der Kraft des Geistes. Nur im Geiste kann ein Geistbegabter sagen: Herr ist Jesus Christus. Der Geist ist die Triebkraft des Christen. Dabei ist nicht zu übersehen, dass der Wandel im Geist von dem Menschen den Einsatz aller seiner Kräfte verlangt. Wer den Geist empfangen hat, muss auch nach ihm leben, er muss das ihm frei Geschenkte Tag um Tag verwirklichen. Paulus wehrt sich also gegen das Missverständnis, als ob der Getaufte die Hände in den Schoß legen könnte und auf diese Weise die Vollendung erwarten dürfte, nein, er muss sich anstrengen, er muss in den Antrieb des Geistes eintreten, er muss die Kraft des Geistes in sich zur Auswirkung bringen. Darauf insistiert Paulus häufig in seinen Briefen. „Darum sind wir Schuldner (Schuldner!), nicht um nach dem Fleische zu leben, denn wenn ihr nach dem Fleische lebt, werdet ihr sterben. Wenn ihr aber durch den Geist die Regungen des Fleisches ertötet, werdet ihr leben. Wenn wir im Geiste leben, lasst uns auch nach dem Geiste wandeln.“ Das ist das Axiom der paulinischen Lehre vom Geiste: „Wenn wir nach dem Geiste leben, lasst uns auch nach dem Geiste wandeln.“ „Wisst ihr nicht, dass ihr ein Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt? Der Tempel Gottes ist heilig, und das seid ihr.“ „Wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch wohnt, den ihr von Gott habt, und dass ihr nicht euch selber gehört? Um teuren Preis seid ihr erkaufte. Verherrlicht Gott an eurem Leibe.“ Der in den Christen lebende Geist zeigt seine Anwesenheit in den Tugenden, in der Rechtchaffenheit, Redlichkeit und Lauterkeit. Er bringt Früchte hervor. Paulus zählt diese Früchte in den Tugendkatalogen auf, die im Gegensatz zu den Lasterkatalogen stehen. „Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Enthaltbarkeit.“ An anderer Stelle: „Die Frucht des Lichtes, und wir sind ja als Christen Kinder des Lichtes, ist Güte, Gerechtigkeit

und Wahrheit.“ Die Kolosser fordert Paulus auf, als Auserwählte Gottes Erbarmen, Güte, Demut, Sanftmut, Geduld anzuziehen. Von den Ephesern erwartet er Demut, Sanftmut, Langmut, liebevolles Ertragen, Güte, Barmherzigkeit und Vergebungsbereitschaft. „Von Unzucht, Unlauterkeit und Habsucht soll unter euch nicht einmal die Rede sein, wie es sich für Heilige ziemt.“ „Ihr seid um teuren Preis erkauf.“

Der Geist zeigt seine Anwesenheit nicht nur in der Vervollkommnung des Willens, also in den Tugenden, er ergreift auch den Verstand, das Erkenntnisvermögen. Der den Menschen mitgeteilte göttliche Geist schenkt und ermöglicht neue Erkenntnisse über Gottes Wesen und Pläne. Wer den Geist hat, versteht Gott, versteht ihn besser, ja, versteht ihn allein. Der Geist ist wesentlich und zuerst Gottes Geist. Er stammt aus Gott und ist dem Wesen Gottes entsprechend Heiliger Geist. Gott sendet den Geist seines Sohnes in die Herzen der Menschen. Die Korinther sind nach Paulus ein Brief Christi, der mit dem Geist des lebendigen Gottes in lebendige Herzen eingeschrieben ist. Der Geist durchwaltet das ganze Wesen des Christen. Er ist die Grundkraft des christlichen Existierens. Er wohnt im Christen, der Leib des Christen und auch die Gemeinde sind Tempel des Heiligen Geistes. Eine Reihe von Stellen schreiben dem Geist persönliches Handeln zu. Der Geist bezeugt unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind. Er tritt für uns ein im Gebet mit unaussprechlichen Seufzern. Er lehrt Werke und Worte göttlicher Weisheit. Er erforscht die Tiefen Gottes. Er wirkt alle Geistesgaben, er teilt jedem seine Geistesgabe zu. Die ganze Fülle des Geistes wohnt in Christus, und deswegen wird der Geist auch Geist Christi genannt, Geist des Herrn. Die volle Offenbarung des Geistes der Heiligkeit in Christus brachte die Auferstehung. In der Auferstehung wurde Christus zum lebendigmachenden Geist. Und zwischen dem Geist und Christus besteht die innigste Gemeinschaft. Wo der Geist ist, da ist Christus, und wo Christus ist, da ist der Geist. Es ist kein Zweifel, dass Paulus den persönlichen Gott und den persönlichen Herrn, aber auch den persönlichen Geist lehrt. Er lehrt die Dreieinigkeit, wie sie später durch die christologischen Dogmen formuliert wurde. Der Herr ist der Geist, und doch sind der Herr und der Geist nicht dasselbe. Eine begrifflich klare Formel als ausreichende Antwort auf spätere Fragestellungen hat Paulus nicht gegeben, dazu war er nicht imstande, aber seine Lehre tendiert zu den Erklärungen, wie sie die Konzilien von Chalcedon und Ephesus und Konstantinopel gegeben haben.

Wenige Lehren, meine lieben Freunde, der Heiligen Schrift sind so wirklichkeitsnahe und der Erfahrung zugänglich wie die Lehre von Fleisch und Geist. Im 7. Kapitel des Briefes an die Römer erzählt Paulus die traurige Geschichte der Sünde im Menschen in Ichform als seine eigene Geschichte. Der Mensch vor Christus und ohne Christus ist gespalten. Er erfährt den Zwiespalt zwischen Anziehung des Guten und Verlockung des Bösen. „Meinem inneren Menschen nach habe ich am Gesetze Gottes Freude (meinem inneren Menschen nach!). Aber ich sehe ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das dem Gesetze meiner Vernunft widerstreitet. Ich unglückseliger Mensch! Wer wird mich erlösen aus diesem Leibe des Todes? Dank sei Gott: durch Jesus Christus, unseren Herrn!“ Die Christen haben eine geistliche Entwicklung durchgemacht. Ohne Christus waren sie Fleisch, danach sind sie Geist geworden. Einst waren die Leidenschaften der Sünde in ihnen wirksam, sodass sie dem Tode Frucht brachten, jetzt aber sind sie mit Christus der Sünde gestorben, sodass sie Gott Frucht bringen. Vielleicht erheben Sie hier einen Einwand, meine lieben Freunde. Was hier vom unerlösten Menschen gesagt wird, gilt das nicht auch noch für den erlösten Menschen? Wird er nicht auch angefochten? Spürt er nicht auch die Versuchungen? Gibt der Satan nicht keine Ruhe auch gegenüber dem erlösten Menschen? Spürt der Christ nicht das Andringen des Vergangenen, das ihn zurückbringen will in das vergangene Leben, in die Herrschaft des Fleisches, der Sünde und des Todes? Jawohl, Satan versucht ihn erneut in seinen Machtbereich zu holen; das gilt auch für den Christen. Aber das ist der wesentliche Unterschied zwischen dem Menschen vor Christus und ohne Christus und dem Menschen mit Christus und in Christus: Der Getaufte (der Christ) ist den Versuchungen gewachsen. Es hängt allein von ihm ab, ob er den Versuchungen erliegt oder ob er sie überwindet. Er besitzt die Kraft, den Verlockungen des Fleisches zu widerstehen. Und darum, meine lieben Freunde, noch einmal die Mahnung, die Grundmahnung des Apostels im Thema Fleisch und Geist: Wenn wir im Geiste leben, dann lasst uns auch im Geiste wandeln, damit wir nicht im Fleische beenden, was wir im Geiste begonnen haben. Die Christus angehören, haben das Fleisch gekreuzigt mit seinen

Leidenschaften und Begierden. Ihr waret einst Finsternis, jetzt seid ihr Licht im Herrn. Wandelt wie Kinder des Lichtes, damit die Frucht des Lichtes in euch offenbar werde.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

„Wer glaubt zu stehen, der sehe zu, dass er nicht falle!“

06.08.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Wer glaubt zu stehen, der sehe zu, dass er nicht falle!“ Diese Warnung an die Korinther haben wir heute in der Epistel gehört. Sie ist an die ganze Kirche gerichtet. Wer glaubt zu stehen, der sehe zu, dass er nicht falle. Die Existenz des Menschen, auch vor Gott, ist gefährdet. Der Apostel zeigt die Gefährdung am Beispiel Israels. So wie das ganze Volk Israel in seiner Weise, in alttestamentlicher Weise Taufe und Herrenmahl empfing und doch keineswegs alle Israeliten gerettet wurden, so kann auch den gläubig Gewordenen Taufe und Herrenmahl allein keine absolute Heilsgewissheit verbürgen. Es bedarf ernstlicher Anstrengung, eines stetigen Kampfes, um das Heil zu erreichen. Die Vorfahren des jüdischen Volkes sind die Träger der Heilsgeschichte, sind also auch unsere Vorfahren. Und was ihnen widerfuhr, das kann auch den Christen widerfahren. Es wurde für uns, die wir in den letzten Zeiten leben, aufgeschrieben. Paulus zählt dann im Einzelnen auf, welche Sorge Gott um das auserwählte Volk aufgewandt hat, um es zu führen, zu schützen und zu retten. Erstens: Die Israeliten waren unter der Wolke. Sie wurden ja von einer Wolkensäule bei Tage geführt und von einer Feuersäule bei Nacht, sodass sie unaufhörlich wandern konnten. Nie wich die Wolkensäule am Tage und nie die Feuersäule bei Nacht an der Spitze des Zuges. Zweitens: Die Israeliten gingen mitten durch das Meer auf trockenem Boden. Der ägyptische König setzte ihnen ja nach – er wollte seine Sklaven nicht verlieren, die aus dem Lande Ägypten auszogen – mit seinem Heere. Die Israeliten schienen verloren. Aber siehe da, als sie an das Meer kamen, das Rote Meer, da öffnete es sich und die Wassermassen standen rechts und links wie Mauern, und sie zogen trockenen Fußes hindurch. Ein wunderbares Eingreifen hatte sie gerettet. Drittens: Ein wenig später mangelte es dem Volk in der Wüste an Wasser. Es murrte gegen Moses: Warum hast du uns aus Ägypten herausgeführt, um uns und unsere Kinder und unsere Herden hier umkommen zu lassen? Doch der Herr erbarmte sich seines Volkes. Er hielt Moses an, mit dem Stab an den Felsen zu schlagen, und es strömte Wasser heraus, und sie tranken und ihre Herden tranken und sie wurden gerettet. Viertens: Auf der Wanderung hatten sie auch Mangel an Nahrung. Sie hungerten, und so murrten sie gegen ihre Führer Moses und Aaron: Wären wir doch im Lande Ägypten geblieben, bei den Fleischtöpfen Ägyptens, da hatten wir Fische und Gemüse und niemand hat gehungert. Doch der Herr verschaffte ihnen Fleisch und Brot vom Himmel. Alle aßen und wurden satt. Fünftens: Die Israeliten erlebten einen geistigen Felsen. Nach rabbinischer Überlieferung ging der Brunnen, den sie in der Wüste besaßen, mit ihnen hinauf auf die Berge und stieg mit ihnen hinab in die Täler. In diesem Felsen erkennt Paulus die geheimnisvolle Gegenwart des von Ewigkeit existierenden Christus. Aber allen Begnadigungen zum Trotz wurden die Israeliten schuldig vor Gott und durften das verheißene Land nicht sehen. Sie kamen in der Wüste um. „Sie sollen das Land nicht schauen, das ihren Vätern zugeschworen wurde. Keiner von allen, die mich verworfen haben, soll es sehen.“

Das Alte Testament ist nicht einfach ein historisches Buch, es hat vielmehr unmittelbare Gegenwartsbedeutung. Die im Alten Testament aufgeschriebenen Ereignisse haben einen tiefen Sinn für die christliche Gemeinde, für die Kirche. Sie sollen die Christusgläubigen der Heilszeit vor ähnlichen

Verfehlungen warnen. Und jetzt zählt Paulus die einzelnen Gefährdungen auf, vor denen sie sich hüten sollen. Erstens: Die Christen sollen nicht begehren, wie einst die Israeliten begehrt haben. Was haben sie denn begehrt? Nun ja, Essen und Trinken. „Es befiehl sie ein Gelüste“, heißt es in der Heiligen Schrift, im Buche Numeri. Die Nahrung der Israeliten in der Wüste war bescheiden, und sie waren eben damit unzufrieden. Sie dachten an das Fleisch und die Fische, die in Ägypten reichlich vorhanden waren. Auch die Christen sollen nicht begehren, d.h. sie sollen Zucht und Mäßigkeit in Speise und Trank beobachten. Sie sollen zufrieden sein mit den Gaben, die Gott ihnen verleiht. Zweitens: Die Christen sollen keinen Götzendienst treiben, wie die Israeliten ihn trieben. Das Volk brachte Gott Opfer dar. Aber welchem Gott? Sie verfertigten ein goldenes Kalb und sagten: Das ist der Gott, der uns aus Ägypten geführt hat. Sie opferten diesem Kalb und verehrten es. Der Götzendienst der Christen sieht anders aus als jener der Israeliten. Selbstsucht, Selbstverliebtheit können zum Kult der Selbstanbetung führen. Der Hang nach Bequemlichkeit und die Lust am Genuss vermögen zur Gottvergessenheit zu verführen. Ist es nicht erschreckend, meine lieben Freunde, wohin unser Volk im Begehren und in Genusssucht gekommen ist? Gestern las ich: Jeder Deutsche wirft im Jahre 4 Kilo Fleisch weg – statistisch gerechnet. Drittens: Die Christen sollen sich nicht durch Unzucht versündigen, wie von den Israeliten berichtet wird. Als nämlich das Volk sich in Schittim niederließ, da fing es an, mit den Töchtern der Moabiter zu buhlen. Die Moabiter luden das Volk zu ihren Götzenfeiern ein. Das Volk nahm teil, aß und betete ihren Gott an, den Gott Baal. Wenige Sünden, meine lieben Freunde, sind so einladend und verführerisch wie der Missbrauch des Geschlechtlichen. Im westlichen Europa ist seit geraumer Zeit die Seuche des Pansexualismus ausgebrochen. Die Verführung beginnt im Kindergarten, setzt sich fort in der Schulsexualerziehung und feiert Orgien auf Umzügen. Von Napoleon stammt das Wort: „Alle Tugend, die ganze menschliche Gesellschaft wird durch die Unsittlichkeit verpestet. Sie ist das größte Unglück des Volkes.“ Gott strafte das sündige Volk. Es wurden 24 000 Israeliten getötet, die Unzucht und Götzendienst getrieben hatten.

Die Ereignisse des Alten Testaments sind geheimnisvolle Vorbedeutungen der Endzeit. Sie sollen die Gläubigen hellhörig und bedachtsam machen. Jedes falsche Selbstvertrauen soll ausgeschlossen sein; es gibt keine absolute Heilsgewissheit. Wer zu stehen glaubt, der sehe zu, dass er nicht falle. Die Warnung gilt schon im natürlichen, im alltäglichen Leben. Hier gibt es Wechselfälle, meine lieben Freunde, auf die man gefasst sein sollte. Aus Reichtum kann Armut, aus Gesundheit kann Krankheit, aus Ansehen kann Schande werden. Die Heilige Schrift mahnt: „Zur Zeit des Glücks vergiss nicht das Unglück. Denn das Glück ist blind und macht blind.“ „Glück und Glas, wie leicht bricht das“, sagt der Volksmund. Campagna felice, glückliches Land, nennen die Italiener die wundervolle Landschaft um den Golf von Neapel, wo die Sonne immer lächelnd am Himmel strahlt, wo in üppiger Fruchtbarkeit Wein, Orangen, Zitronen, Feigen und Pfirsiche gedeihen. Und doch steht über all dieser Herrlichkeit die Wolke über dem Vesuv und mahnt, dass ein einziger Ausbruch das ganze Paradies in Wüste verwandeln kann, wie es schon einmal geschehen ist. Am 24. August 79 brach der Vesuv aus und zerstörte die Städte Pompeji und Herculaneum. Das Leiden kann über die Menschen kommen, und es wird kommen; es bleibt keinem erspart. Goethe hat dieses Gesetz auf seine Weise ausgesprochen: „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht! Sie halten die Herrschaft in ewigen Händen, und können sie brauchen, wie's ihnen gefällt. Der fürchte sie doppelt, den sie erheben! Auf Klippen und Wolken sind Stühle bereitet um goldene Tische. Erhebet ein Zwist sich: So stürzen die Gäste geschmäht und geschändet in nächtliche Tiefen und harren vergebens, im Finstern gebunden, gerechten Gerichts.“ So schildert Goethe das unvermutete Hereinbrechen des Unglücks, des Leidens. Wer glaubt zu stehen, der sehe zu, dass er nicht falle. „Stehen“ bedeutet hier, sich im Gnadenstand befinden, und „fallen“ bedeutet, aus der Gnade herausfallen. Der Absturz kann plötzlich erfolgen, unerwartet, scheinbar überraschend, aber das Innere war schon morsch, und dann ist es bei passender Gelegenheit zusammengebrochen. Bei anderen schmelzen Glaube und Tugend langsam, fast unmerklich dahin. Das religiöse Leben lässt nach, das Gebet unterbleibt, der Besuch des Gottesdienstes wird eingestellt, das Streben nach Gutem wird immer schwächer; denn mancher, der im Geiste begonnen hat, hat im Fleische geendet. Ich denke im Lutherjahr mit besonderer Aufmerksamkeit und mit besonderem Schmerz an die nicht wenigen Bischöfe, die sich der lutherischen Revolte angeschlossen haben. Was heißt es: zusehen, dass man nicht falle? Worauf muss man achten? Erstens: Man muss ein Kämpfer

sein. Der Christ kämpft gegen das Fleisch, die Welt und den Teufel. Dieser Kampf kennt keinen Waffenstillstand. Denn die böse Begierlichkeit begleitet uns durch das ganze Leben. „Leben heißt kämpfen“, sagt schon der weise Heide Seneca. Solange wir in der Welt leben, können wir nicht ohne Versuchungen sein. Niemand ist so vollkommen, dass er nicht zuweilen Versuchungen hätte. „Kein Stand ist so heilig, kein Ort so abgeschieden, wo es nicht Versuchungen gäbe“, schreibt das Buch von der „Nachfolge Christi“. „Niemand sage sich, er habe keine Versuchungen zu befürchten. Wer so sagt, verspricht sich Frieden. Aber der sich Frieden verspricht, der bietet dem Angreifer ein dankbares Ziel.“ Zweitens: Damit man nicht fällt, muss man wachsam sein. Der Herr hat ja so oft zur Wachsamkeit aufgerufen: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet!“ „Wachet! Denn ihr wisst nicht den Tag, an dem der Herr kommt.“ Paulus gab die Mahnung des Herrn weiter: „Lasst uns nicht schlafen wie die anderen, sondern wachen und nüchtern sein. Seid wachsam, steht fest im Glauben.“ Je kräftiger man in seinen Anfängen dem Bösen widersteht, desto weniger Mühe hat man damit. „Widerstehe zu Beginn, zu spät wird das Mittel bereitet“, sagt der heidnische Dichter Ovid. Drittens: Zusehen, dass man nicht fällt, heißt: die Gelegenheit zum Falle meiden. Die Volksweisheit sagt: „Wer sich in Gefahr begibt, der kommt darin um.“ Niemand ist vor schlimmen Gedanken sicher, und da lauert die Sünde. Die Sünde beginnt immer im Kopf, in der Vorstellung, in einer gefährlichen Vorstellung. Der gefährdete Mensch findet Gefallen daran, es steht in ihm der Wunsch auf, das Vorgestellte zu besitzen. Er fasst den Entschluss, das Begehrte sich anzueignen, und wenn die Gelegenheit günstig ist, da vollbringt er die schlimme Tat. Wer glaubt zu stehen, der sehe zu, dass er nicht falle. Viertens: Ein wirksames Mittel gegen den Fall ist der Gedanke an das Ende des Lebens. „Denk an den Tod, mein Christ, was denkst du anders viel? Man denkt nicht Nützlicheres, als wie man sterben will“, hat unser schlesischer Dichter Angelus Silesius gedichtet. Denk an den Tod, mein Christ, was denkst du anders viel? Man denkt nichts Nützlicheres, als wie man sterben will. Und der heidnische Kaiser Marc Aurel hat einmal geschrieben: „All dein Tun und Denken sei so beschaffen, als solltest du möglicherweise im selben Augenblick dein Leben beenden“, Marc Aurel, der Heide. „Wer meint zu stehen, der sehe zu, dass er nicht falle“, mahnt der Apostel Paulus. Kein Christ soll sich in falscher Heilssicherheit wiegen. Wir tun alles – hoffentlich! –, um das Heil zu erlangen, aber im Christentum gilt der Grundsatz: Genug ist nie genug.

Es ist trügerisch, sich mit dem Verhalten der Mehrzahl der Menschen zu beruhigen. Die Gottvergebenheit vieler ist keine Bürgschaft für rechtes Handeln. Die geschichtliche Erfahrung zeigt, wie verführbar die große Menge ist. Wer sich an sie anschließt, wird mit ihr zugrunde gehen. Kein Christ soll sich in falscher Heilssicherheit wiegen. Verlassen Sie sich nicht auf einschläfernde Thesen von Theologen. Es gibt zu viele von ihnen, die nicht den Sinn des Herrn haben, die „Friede, Friede“ sprechen, obwohl kein Friede ist, die die Moral umdeuten, autonome Moral, teleologische Moral erfinden; das sind Verirrungen! Sie täuschen sich selbst und andere. Hören wir auf die Mahnungen unserer Väter im Glauben: „Wer meint zu stehen, der sehe zu, dass er nicht falle.“ „Wirket euer Heil mit Furcht und Zittern“, mahnt derselbe Paulus. „Sehet zu, dass euch niemand irreführe. Denn viele werden unter meinem Namen auftreten und sagen: Ich bin Christus.“ „Täuschet euch nicht. Gott lässt seiner nicht spotten.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Charismen des Heiligen Geistes

13.08.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir glauben an den Heiligen Geist. Wir wissen, dass wir ihn empfangen haben in der Taufe und in der Firmung. Wir wissen, dass wir Geistträger sind, geistliche Menschen. Aber die Wirklichkeit des Geistes ist verborgen, jedenfalls zumeist verborgen. Auch seine Wirksamkeit liegt regelmäßig nicht offen zutage. Der Geist wandelt die Gaben von Brot und Wein im heiligen Messopfer, aber dieser Vorgang ist unserer Erfahrung entzogen. Der Geist teilt sich den Firmlingen im Sakrament der Firmung mit und stärkt sie im Glauben, ohne Zweifel, doch erfahrbar ist diese Wirkung in der Regel nicht. Wir möchten das Wirken des Geistes erleben, wir möchten sehen, wie er am Werke ist. Ist das möglich? Ich behaupte: Ja, es ist möglich. Der Heilige Geist zeigte sich in der Anfangszeit des Christentums auf vielfältige Weise. Ich denke an die erfolgreiche Mission, an die wunderbare Ausbreitung der Kirche, an das Zeugnis des heiligen Lebens der Christen. „Seht, wie sie einander lieben“, sagten die Heiden. Ich denke an ihre Bereitschaft, das Leben für ihren Glauben hinzugeben. Aber der Geist machte sich auch noch auf andere Weise bemerkbar. Er zeigte in der Urkirche seine Existenz in teilweise aufsehenerregenden Erscheinungen. Die Apostelgeschichte und die Briefe des Paulus geben uns Aufschluss über diese Vorgänge. Man denke an das Pfingstfest mit seinem Sturmwind und den lodernen Zungen. Man denke an die Geistesgaben in den christlichen Gemeinden. Man denke an die wunderbaren Heilungen. Er war eine reiche Bewegtheit in den urchristlichen Gemeinden. Und ein besonderes Zeichen der Lebendigkeit und Wirksamkeit des Heiligen Geistes waren die mannigfachen Gnadengaben, Charismen genannt; ihre Träger heißen Charismatiker. Die Charismen gaben der Kirche eine starke Lebendigkeit und werbende Kraft nach außen.

Die Charismen sind in der Kirche nicht ausgestorben. Eine innere und äußere Geschichte der Kirche lässt sich ohne die Würdigung der Charismen überhaupt nicht schreiben. Man denke an Männer wie Franz von Assisi oder den heiligen Dominikus und die vielen Ordensstifter; das sind Charismatiker gewesen. Man denke aber auch an die großen Frauen der Kirchengeschichte: an Katharina von Siena, an Theresia von Avila. Das ist vergangen; und wie steht es heute? Gibt es auch heute Charismen, Wirkungen des Geistes, Gaben des Geistes, die sichtbar und hörbar sind? Die Antwort lautet: Die Gnadengaben sind bis heute nicht ausgestorben, sie leben auch heute in der Kirche. Die entscheidende Vorfrage, die man an alle Charismen stellen muss, und die auch Paulus stellt, die entscheidende Vorfrage ist die nach dem Kennzeichen des Geistes Gottes, die Frage, woran man die Wirksamkeit des Heiligen Geistes erkennt. Sie war schon immer von großer Wichtigkeit, denn dämonische Geistwirkungen treten ja auch auf, die Dämonen haben auch ihre Macht und zeigen sie in ekstatischen und prophetischen Kundgebungen. Paulus antwortet auf die Frage, wie man den Geist erkennt: Das Kennzeichen für den Gottesgeist ist in dem Inhalt der Gleichnisrede, in dem, was da bekannt wird, zu suchen. Er verweist die Korinther auf ihre eigene frühere Erfahrung. Sie wurden als Heiden zu den stummen Götzen „fortgerissen“, schreibt er, „fortgerissen“. Was damals in der dämonischen Geistwirkung geschah, das war Bekenntnis zu den Götzen und Verbundenheit mit ihnen. Wo aber nun der Gottesgeist wirkt, da lautet das Bekenntnis: Herr ist Jesus. Man kann nur im

Geiste Gottes sagen: Herr ist Jesus. Damit ist der klare Gegensatz zu den ekstatischen Wirkungen des dämonischen Geistes gegeben. Und dann zeigt Paulus – wie wir ja eben in der Epistel vernommen haben – im Einzelnen, wie jedem eine ganz besondere Gabe des Gottesgeistes zuteil wird, und welche verschiedenen Gaben es gibt. Dem einen wird die Gabe der Weisheit verliehen. Weisheit ist gottgewirkte Weisheit, ist erleuchtende Weisheit, ist Verständnis für jede göttliche Wahrheit. Der ist weise, der die göttliche Wahrheit erkannt hat. Der Weg zu dieser Weisheit ist die Heilige Schrift und das Gebet. Ihr Hauptmerkmal ist das werktätige Christentum. Wer weise ist, sagt Paulus in seinem Schreiben an die Gemeinde in Ephesus: „Sehet zu, dass ihr vorsichtig wandelt, nicht wie Toren, sondern wie Weise. Nützet die Zeit aus, denn die Tage sind böse. Seid daher nicht unverständig, sondern erkennet, was der Wille Gottes ist.“ Darin liegt die Weisheit. Der Kreis derer, die über die Gottesgabe der Weisheitsrede verfügen, ist nicht sehr groß, aber sie existiert auch heute, diese Geistesgabe der Weisheit, in unserer Kirche. Ein Weiser im besten Sinne war der aus Mainz stammende Philosoph und Theologe Romano Guardini. Er überschaute das ganze Gebiet der Philosophie und der Theologie und verarbeitete es in einer überlegten Schau. Guardini ist ein Beispiel dafür, dass jemand dem Glauben in jeder Hinsicht treu blieb und dennoch zu einem hochgeachteten Lehrer der Weisheit mit starker Ausstrahlung werden konnte. Auch der Münsteraner Philosoph Josef Pieper wird als Weiser anzusehen sein. Seine Schriften sind wahrhaftig vom Geist der Weisheit geprägt. Die Gabe der Weisheit ist nicht ausgestorben.

Einem anderen wird durch denselben Geist die Rede der Erkenntnis oder der Wissenschaft gegeben; mit dieser Erkenntnis ist die Gotteserkenntnis gemeint. Die Klarheit der Erkenntnis verleiht dem natürlichen Verstand eine tiefe Einsicht in die Geheimnisse des Glaubens. Zum Heil führendes Erkennen, also wahre geistliche Wissenschaft, ist nur durch Gott gegebene, durch Gottes Geist erfasste Offenbarung möglich. Gegenstand solchen Erkennens sind die Geheimnisse Gottes, namentlich sein im Kreuze gipfelnder Heilsplan. Diese Wirklichkeit, diese Weisheit, diese Erkenntnis hat die Welt nicht erkannt. Denn hätte sie erkannt, wer dieser Jesus von Nazareth ist, dann hätte sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt. Die Erkenntnis richtet sich auch auf Christus, um ihn zu erkennen, die Kraft seines Leidens und die Gemeinschaft mit seiner Auferstehung. Denn Christus ist das Gottesgeheimnis; in ihm sind alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis enthalten. Gibt es auch heute Männer und Frauen in unserer Kirche, die Gottes Willen und Gottes Wege klar erkennen und mutig aussprechen? Es gibt sie. Als die Verirrung und Verwirrung in der Theologie immer mehr zunahm, erweckte Gott einen klugen und heiligmäßigen Priester: Wilhelm Schamoni, der sich der trüben Flut entgegenstellte und die Zeitschrift *Theologisches* gründete, die heute noch besteht. Sie ist ein Forum zuverlässiger Glaubenswissenschaft. Als die letzte Bischofssynode das ominöse Papier *Amoris laetitia* veröffentlichte, da erhoben sich Stimmen von Laien, Priestern und Bischöfen, welche den fundamentalen Fehler in diesem Papier aufdeckten. Da verbündeten sich vier Kardinäle, die bezüglich des Papiers Dubia, also Zweifel anmeldeten, Fragen stellten, die der Beantwortung bis heute harren. Sie sind im Besitz des Charismas der Erkenntnis, der Wissenschaft.

Einem anderen wird der Glaube durch denselben Geist verliehen. Das ist auffällig, dass Paulus hier den Glauben als besondere Gnadengabe nennt; den Glauben hat doch jeder Christ. Der Christ ist dadurch gekennzeichnet, dass er den Glauben annimmt. Wie kann also der Glaube eine besondere Gnadengabe sein? Ich glaube, dass hier an einen besonders starken, wunderkräftigen Glauben gedacht ist, an den bergeversetzenden Glauben, von dem der Herr einmal spricht, ein besonderes Maß des Glaubens. Angesichts der Schrumpfung des Glaubens in unserer Gegenwart und des Verlustes des Glaubens ist die Gnadengabe des Glaubens besonders notwendig; und sie fehlt auch heute nicht. Ich denke bspw. an den Frankfurter Philosophen Walter Hoeres. Jahrzehntlang ist er für den Erhalt und die Verteidigung des wahren Glaubens in die Schranken getreten. Unbeirrt und mutig hat er ihn von bekannten Theologen eingefordert. Walter Hoeres besaß das gottgeschenkte Charisma des Glaubens. Eine echte Charismatikerin des Glaubens war Ida Friederike Görres. Als verwirrte Kleriker an dem Gesetz und Ideal der lebenslangen Enthaltensamkeit der Geistlichen rüttelten, da trat sie mit Entschiedenheit und mit argumentativer Kraft für den abstrichlosen Zölibat ein. Sie wusste, mit diesem Gesetz fällt nicht nur die Disziplin, damit fällt auch etwas vom Glauben der Kirche. Ebenso resolut wandte sie sich gegen die irrije These vom möglichen Frauen-Priestertum. Sie zeigte auf, dass es nach Gottes

Willen nicht möglich ist. Wir haben viele solcher charismatischen Frauen. Denken Sie an Gabriele Kuby, an Christa Meves; jawohl, das sind charismatische Frauen. Sie stehen auf gegen die geschlechtliche Verwilderung! Diese Frauen sind im Besitz der Gnadengabe des Heiligen Geistes, der Gnadengabe des Glaubens.

Daran schließen sich ein engerer und weiterer Ausdruck für die Gabe, Wunder zu tun, an. Paulus sieht in den Wundern reale Wirkungen des Geistes, und er stellt sie als vorhanden fest. Der Geist bewirkt die Fortsetzung der Wundertätigkeit des Herrn. Jesus hat ja selbst als Geistträger aus der Kraft des göttlichen Geistes Heilungen und Wunder vollbracht. In der Apostelgeschichte werden Wunder der Apostel berichtet, vor allem Petrus wirkte Wunder. Neben den Heilungswundern stehen die Exorzismen, also die Siege über die bösen Geister. Exorzismen bewirken die machtvolle Überwindung böser Mächte und heidnischer Gebundenheit. Die Wunder sind in der nachkonziliaren Kirche nicht ausgestorben. Nicht die Wunder fehlen, sondern nur ihre Verbreitung, ihre Bekanntmachung. In San Giovanni Rotondo lebte der fromme Kapuzinerpater Pio; von ihm werden wiederholt Wunder berichtet. In Italien und neuerdings auch in Polen gibt es besonnene Exorzisten, die im Ringen um Besessene sichtbare Erfolge zu verzeichnen haben. Sie besitzen die Gabe der Wunder.

Einem anderen wird die Gabe der Weissagung, der Prophetie verliehen. Weissagung, Prophetie ist zuerst Buß- und Gerichtspredigt, wie sie die Propheten geübt haben. Aber sie ist auch Zukunftsverkündigung. Die inspirierten Propheten haben die Vorausschau künftiger Geschehnisse und gleichzeitig erhellen sie in umfassender Weise den Weg der Kirche durch geistgewirkte Rede. Sie verkünden das Heil und den Willen des Herrn, weil sie ihnen geoffenbart worden sind. Die Propheten sagen aus, was die Stunde verlangt und insbesondere der Aufbau der Gemeinden. Der Prophet verkündet nicht Eigenes, sondern Fremdes, das, was ihm der Geist zuspricht. Der Geist der Prophetie, meine lieben Freunde, ist in der Kirche nicht ausgestorben, er ist höchst lebendig. Der innerkirchliche Zusammenbruch, der auf das Zweite Vatikanische Konzil folgte, ist von prophetischen Männern vorhergesagt worden. Aber man hat nicht auf sie gehört, man hat sie als Unheilsprediger verunglimpft und auf diese Weise zur Wirkungslosigkeit verurteilt. Auch Frauen haben das Unheil kommen gesehen: Ida Friederike Görres. Sie sah mit dem ihr eigenen Instinkt, dass durch das Konzil Unverzichtbares ins Wanken kam. Prophetische Aussagen stammen auch manchmal von Personen, von denen man sie nicht erwartet. Vor Jahrzehnten hat der schottische Schriftsteller Bruce Marshall in einem seiner Romane einen künftigen Papst geschildert, der auf der Loggia der Peterskirche den Segen über die Stadt Rom und den Erdkreis spendet in Knickerbockerhosen, also in Sportkleidung. Der jetzige Papst erschien bei einer Generalaudienz auf dem Petersplatz mit einer Clownnase ausgestattet. Liegt die Erfüllung weit weg von der Verkündigung des Propheten?

Einem anderen wird die Gabe der Unterscheidung der Geister gegeben. Sie besteht darin, den göttlichen Geist von dem dämonischen Geist zu unterscheiden. Wer die Gabe der Unterscheidung der Geister besitzt, erkennt mit Sicherheit, ob ein Wirken aus der Kraft heiligen oder unheiligen Geistes erfolgt. Schon früh sind in der Kirche falsche Propheten aufgetreten, und sie werden im Neuen Testament nicht nur für die Endzeit erwartet, sondern treten schon jetzt in den Gemeinden auf. Darum bedarf es der Gabe der Unterscheidung der Geister. In Stuttgart lebt in hohem Alter, aber mit völliger geistiger Frische, der Philosoph Robert Spaemann. Als aktiver katholischer Christ begleitet er mit Scharfsinn die Tätigkeit der Theologen. Ihm blieb es vorbehalten, die Verirrungen jener Moraltheologen aufzudecken, die eine teleologische Moral oder eine Moral der Güterabwägung oder eine autonome Moral vertreten. Robert Spaemann besitzt in hohem Grade die Gabe der Unterscheidung der Geister.

Paulus kommt auch auf die Gabe der Sprachen zu sprechen; damit ist die Zungenrede gemeint. Zungenrede besteht in Folgendem: Es ist ein Zustand gesteigerter Erregung. Auf nichtrationale und nichtdiskursive Weise werden vermeintliche göttliche Inspiration und Offenbarung gewonnen. Sie werden in einer Weise ausgedrückt, welche die normale Sprache übersteigt. Die Zungenredner bringen unartikulierte Töne und unzusammenhängende Silben heraus. Sie formen fremdsprachige Worte bis zu bizarren Wortgebilden. Aber Paulus setzt dieses Charisma an das Ende aller Charismen. Er hat einige Bedenken und gewisse Vorbehalte gegen dieses Charisma, denn der Charismatiker spricht in den Wind, kein Mensch versteht ihn. Er braucht einen anderen, der erklärt, was er sagt. Die Zungen-

rede, Glossolie genannt, ist in der heutigen Kirche nicht nachweisbar. Dieses Charisma ist erloschen. Am Anfang der Kirche schien es notwendig. Warum? Nun ja, um eben in Konkurrenz zu den Zungenrednern des Heidentums zu treten; man musste sie ja irgendwie überwinden durch eine bessere und eine kräftigere Zungenrede. Und als das Heidentum überwunden war, da ließ der Heilige Geist diese Zungenrede eingehen.

Der Heilige Geist, meine lieben Freunde, ist eine Realität, eine göttliche Realität. Er ist der Schöpfergeist, der die Empfängnis Christi in der Jungfrau Maria hervorgebracht hat. Er ist der Geist der Mission und der Ausbreitung der Kirche, von Palästina bis nach Grönland. Die Gegenwart des Heiligen Geistes im getauften und gefirmten Christen ist eine Tatsache. Der Geist macht sich auch bemerkbar. Er treibt den Christen an, der sich auf ihn einlässt, Früchte zu bringen, Früchte des Geistes, unermüdliche Arbeit im Dienste Gottes, mutiges Bekenntnis des Glaubens, ständige Gebetshaltung in Frömmigkeit vor Gott und seinem Christus. Geistgewirktes ist nicht mit Innerlichem und Unsichtbarem gleichzusetzen. Der Geist zeigt sich auch in der Erfahrung. Er bewegt Christen, in der Öffentlichkeit von der Wahrheit Zeugnis zu geben. Er wirkt durch die von ihm erweckten Charismatiker; es gibt sie heute in großer Zahl. Charismatiker sind die Begründer und Mitglieder der sog. Initiativkreise, also jene Personen, die sich der Zersetzung von Ordnung und Lehre der Kirche entgegenstemmen, totgeschwiegen häufig und abgetan, aber sie leben. Charismatiker sind die Männer und Frauen, die die heilige Messe Pius V., die so genannte Tridentinische Messe, die wir feiern, zu erhalten und zu fördern suchen. Ich bin überzeugt, es gibt keinen Aufstieg der Kirche ohne die allgemeine Verbreitung dieser heiligen Messe. Wir wollen uns nicht zufriedengeben mit einem Surrogat. Diese Messe hat die Autorität Benedikts XVI. für sich. Charismatiker sind die Männer und Frauen, die allen Anfeindungen zum Trotz den „Marsch für das Leben“ organisieren und verhöhnt und angespuckt werden. Die charismatischen Geiststräger, meine lieben Freunde, sind der Kirche unentbehrlich. Sie offenbaren den Einbruch Gottes, den unerwarteten und unerzwingbaren Einbruch Gottes in den Verband der Christusgläubigen. Sie erinnern die Amtsträger der Kirche an ihren Auftrag und ihre Pflicht und an ihre Verantwortung, aber auch an ihr Gericht. Ja, sie treten in die Lücke, die kirchliche Amtsträger aus Feigheit oder Glaubenschwäche gelassen haben, und ersetzen ihre Versäumnisse. Nein, meine lieben Freunde, der Geist Gottes lebt und wirkt auch heute. Der Pfingsttag kennt keinen Untergang, weil seine Sonne, der Heilige Geist, keinen Abend kennt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Dogmenglaube

20.08.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Ich weise euch auf das Evangelium hin, das ich euch gepredigt habe, das ihr angenommen habt, in dem ihr auch feststehet. Durch dieses werdet ihr auch gerettet, wenn ihr es so festhaltet, wie ich es euch verkündet habe. Denn sonst wäret ihr vergeblich gläubig geworden“, so schreibt Paulus in der Epistel der heutigen heiligen Messe an die Gemeinde in Korinth. Das Christentum ist eine Religion der Glaubenssätze. In ihnen ist der Inhalt dieser Religion zusammengefasst. Sie sind fest und unverrückbar. Die Christen müssen sie annehmen und festhalten. Die Glaubenssätze im Christentum werden als Dogmen bezeichnet. Keine Dogmen zugestehen, heißt ebenso viel, wie die christliche Religion vernichten. Die Kirche erfindet nicht die Dogmen, die Glaubenssätze, sondern sie findet sie vor. Sie bietet die Glaubenssätze dar, aber nicht nach Willkür oder Eigenmacht, sondern nach dem, was ihr der Geist zuspricht. Die Kirche ist in ihren lehramtlichen Feststellungen an Schrift und Überlieferung gebunden. Andererseits sind ihre Lehraussagen gültige Ausdeutung und der jeweiligen Zeit entsprechende sprachliche Fassung der Offenbarung, die in Schrift und Überlieferung enthalten ist. Wegen dieser Rückbindung an Schrift und Überlieferung haben die Dogmen für den Gläubigen bindende Kraft. Sie binden genauso wie Schrift und Überlieferung, denn sie ja deren Ausdeutung und deren Aussage. Ihr Geltungswert wird durch die Beobachtung, dass sie mit der Schrift übereinstimmen, nicht gesteigert.

Die Glaubenssätze des Christentums nennen wir Dogmen. Dogma ist eine von Gott unmittelbar geoffenbarte Wahrheit, welche vom kirchlichen Lehramt klar und ausdrücklich als verbindliche Offenbarungswahrheit festgestellt und verkündet wird. Eine solche Wahrheit muss um der Autorität des sich offenbarenden Gottes und zugleich um der von Christus gestifteten Autorität der Kirche willen bejaht, angenommen, festgehalten werden. Das Dogma wird durch zwei Wesensmerkmale konstituiert. Erstens: Es ist von Gott unmittelbar geoffenbart. Dies kann ausdrücklich oder einschlussweise geschehen. Einschlussweise ist eine Wahrheit geoffenbart, wenn sie in ein Gefüge von Wahrheiten eingebettet ist, sodass sie sich erst im zergliedernden Nachdenken in ihrem Eigensein darbietet. Wenn man mich fragt: Ja, wo steht denn in der Heiligen Schrift etwas von der Aufnahme Mariens in den Himmel? Dann antworte ich: Das steht so nicht in der Heiligen Schrift. Aber es ergibt sich aus anderen Wahrheiten, etwa aus der Beziehung Mariens zu ihrem Sohne, aus der Auferstehung Jesu, aus der Vorwegnahme der allgemeinen Auferstehung und weil sie die Erst- und Vollerlöste ist. Deswegen sagte Pius XII., als er das Dogma von der Aufnahme Mariens in den Himmel verkündete, *innititur*, es stützt sich auf die Heilige Schrift. Zweitens: Die im Dogma enthaltene Lehre wird vom kirchlichen Lehramt als Offenbarungswahrheit und als Gegenstand des Glaubens verkündet. Dies geschieht entweder in der feierlichen Lehrentscheidung, durch ein Konzil oder durch einen Papst, wie der Heilige Vater Pius XII. es getan hat am 1. November 1950, oder in der regelmäßigen täglichen Lehrtätigkeit. Der Inhalt der allgemeinen ordentlichen Lehrverkündigung stellt sich dar in den Katechismen, in den Enzykliken der Päpste, in Hirtenbriefen und Predigten, hoffentlich auch in Predigten. Die Kirche ist zuständig, eine Offenbarungswahrheit als Dogma vorzulegen und die Gläubigen darauf zu ver-

pflichten. Warum? Weil sie der fortlebende Christus ist. Weil sie die von Gott selbst ermächtigte und verpflichtete Trägerin und Bürgin des göttlichen Wortes ist. Sie ist dafür verantwortlich, dass dieses Wort in der Geschichte gehört wird bis zum Ende der Zeiten. Letztlich spricht durch die Kirche, deren Seele der Heilige Geist ist, deren Haupt Christus ist, letztlich spricht durch die Kirche Gott selbst zu dem einzelnen Menschen. Der Kirche ist das schriftlich fixierte Christuszeugnis anvertraut, nicht dem einzelnen Gläubigen, wie Luther meinte, sondern der Kirche. Wenn sie das Wort auslegt, legt es im Grunde der in der Kirche wirksame Heilige Geist aus. Die Auslegung der Kirche ist Selbstausslegung durch den Heiligen Geist. Der Heilige Geist ist in der gesamten Geschichte der Kirche gegenwärtig, nicht nur am Anfang, nicht nur als er die Autoren der Heiligen Schrift inspirierte, nicht nur damals, nein, er wirkt allezeit. Er gibt nicht nur die Schrift, er gibt auch das Verständnis der Schrift.

Es ist die ganze Kirche, die für das Wort Gottes verantwortlich ist. Aber die Kirche lebt und glaubt in den einzelnen Gliedern. Daher sind in einem gewissen Sinne alle Christgläubigen verpflichtet und ermächtigt, die Offenbarung zu bewahren und zu verkündigen; einer bezeugt sie dem anderen. In einer entscheidenden, ja unfehlbaren Weise vollziehen jedoch die der Gesamtkirche obliegende Aufgabe die Träger des kirchlichen Lehramtes. Die übrigen Glieder der Kirche werden ihrer Verantwortung gegenüber dem Worte Gottes normalerweise in Einordnung und Unterordnung unter das kirchliche Lehramt gerecht. Wenn es aber eine Zeit geben sollte, in der nicht mehr Verlass ist auf alle Hirten, sind die Gläubigen berechtigt und verpflichtet, ihren Glauben furchtlos zu bekennen und ihn von den Hirten der Kirche einzufordern. Der Gehorsam gegen die Träger des kirchlichen Lehramtes findet dort seine Grenze, wo diese vom überkommenen Glauben abweichen.

Das Dogma ist nicht die von der Kirche vorgenommene gedankliche, begriffliche und sprachliche Fassung religiöser Erlebnisse. Das meinte der Modernismus, und das war der Grundirrtum des Modernismus. Er meinte, aus dem Inneren der Menschen steigen diese Wahrheiten auf und werden von der Kirche in Worte gefasst. Das ist der fundamentale Irrtum der Häresie des Modernismus. Nein, das Dogma enthält die Selbstmitteilungen Gottes, die den Menschen durch unmittelbare Einwirkung Gottes zuteil geworden sind. Dies geschah durch die Offenbarungsträger, also Abraham, Moses, die Propheten, und natürlich sie alle überbietend Jesus Christus. Die Heilswahrheiten werden mitgeteilt im Heilsgeschehen. Sie sind gleichsam eingebettet in Heilstatsachen. Die Heilsgeschichte birgt die Heilslehre.

Die Selbstmitteilungen Gottes werden dadurch zu Dogmen, dass sie sich in einer von der Kirche gewirkten Sprachform verleblichen. Im Dogma kommt die übernatürliche Offenbarung in einem geschichtlichen Sprachleib zur Erscheinung. Letztlich ist der Schöpfer dieses Sprachleibes der Heilige Geist. Die Kirche ist sein daran beteiligtes sichtbares Werkzeug, aber der Heilige Geist schafft die Dogmen durch die Kirche und in der Kirche. Im Dogma legt die Kirche Zeugnis ab von Christus. In ihm bekennt sich das Volk Gottes zu seinem Herrn. Der einzelne Gläubige ist verpflichtet, ein derartiges Bekenntnis auch selbst zu vollziehen. So wird das Dogma zum Glaubensgesetz. Wer sich ihm entzieht, tritt in Widerspruch zu der Gemeinschaft der Kirche. Wer die Dogmen leugnet, scheidet aus dem Leben der Gemeinschaft aus. Die Dogmen nehmen eben teil an der Eigenart Christi; er war ein Zeichen der Entscheidung. So müssen auch die Dogmen Zeichen der Entscheidung sein; sie können Ärgernis und Seligkeit stiften. Das Ja zu ihnen lässt sich nur sprechen im Heiligen Geist. Wer sich dem Geist verweigert, wer sich dem Geist verschließt, der muss am Dogma ebenso Anstoß nehmen wie die Juden an Jesus Christus. Die Dogmen sind nicht bloß Symbole, Bilder Gottes, Hinweise auf ihn, sie sind nicht einem steten Wandel unterworfenen Ausdruck religiöser Gefühle, Dogmen sind vielmehr der wahre und zutreffende Ausdruck der geheimnisvollen Wirklichkeit Gottes. Sie haben unwandelbaren und unantastbaren Geltungswert. Das Dogma richtet einen Damm auf, einen Damm gegen den Irrtum. Es grenzt die Offenbarung gegen deren menschliche Entstellung oder Einengung ab, es schafft Eindeutigkeit gegenüber dem Irrglauben. Die sprachliche Formulierung des Dogmas ist zeitbedingt – das kann man ohne weiteres zugeben –, und weil sie zeitbedingt ist, ist sie grundsätzlich wandelbar; sie ist ja jeweils einem bestimmten Kulturkreis entnommen. Das Konzil von Trient hat seine Entscheidungen in der Begriffswelt der aristotelischen Philosophie ausgedrückt. Sie stand damals, im 16. Jahrhundert, bereit und sie hat sich als ein geeignetes Instrument für die Aussagen der Heilswahrheiten erwiesen. Man muss freilich hinzufügen, dass eine bestimmte Begriffswelt nicht ohne

Absicht Gottes von der Kirche verwendet wird. Die Kirche bedient sich eines bestimmten Sprachleibes, aber unter dem Einfluss des Heiligen Geistes. Und man muss zugeben – was ja heute sehr betont wird –, dass die zeitgebundene Formulierung grundsätzlich durch eine andere, bessere ergänzt oder auch ersetzt werden kann. Aber es ist gleichzeitig hinzuzufügen: Wir besitzen nicht so viele Worte und Begriffe, um leichthin eine vom Lehramt geprägte Aussage anders zu formulieren; die hierfür vorliegenden Versuche sind alles andere als ermutigend. Sie wissen es – und Gott sei es geklagt –, Sie wissen es, meine lieben Freunde, der holländische Katholizismus ist zusammengebrochen. Warum? Durch falsche Lehren seiner maßgebenden Theologen, an der Spitze Herr Schillebeeckx. Der holländische Katholizismus ist zusammengebrochen. Der Zusammenbruch zeigte sich zuerst bei der Eucharistie. Da wurde nämlich das Wort Transsubstantiation aufgegeben und durch die Worte Transsignifikation und Transfinalisation ersetzt, also statt Wesensverwandlung Zweckveränderung, Bedeutungsveränderung. Und ihre Urheber erklärten das folgendermaßen: Man nimmt ein Stück Tuch, das ist eine Textilie; wenn man diese Textilie an eine Fahnenstange bringt, dann ist es eine Fahne. Und so ist es bei der Eucharistie. Meine lieben Freunde, das ist total falsch! Transfinalisation und Transsignifikation sind niemals ein geeigneter Ersatz für Transsubstantiation. Diese beiden Begriffe verfehlen gerade das Entscheidende am Begriff Transsubstantiation. Sie höhlen das eucharistische Geheimnis aus, kein Wunder, dass ein solcher Katholizismus zusammenbrechen musste.

Man teilt die Dogmen ein in Zentraldogmen und Einzeldogmen. Das eine Dogma hat ja verständlicher Weise für das Ganze der Offenbarung eine größere Bedeutung als das andere. Jesus Christus, der Gottmensch, ist selbstverständlich erheblich bedeutender als der Ablass. In der Mitte des Dogmengefüges steht die Glaubenswahrheit von Christus, um sie herum gruppieren sich die übrigen Dogmen. Jedes Dogma aber ist durch die Autorität Gottes verbürgt und mit gleicher Festigkeit des Glaubens zu bejahen. Es ist nicht ein Dogma wahrer als ein anderes, es sind alle gleich wahr, weil sie alle durch Gottes Autorität verbürgt sind. Die Unterscheidung zwischen wesentlichen und unwesentlichen Dogmen ist unzulässig. Alle Dogmen haben die Garantie Gottes und der Kirche. Die Dogmen sind nicht bloß intellektuell von Bedeutung, sie dienen nicht nur zur Belehrung über die göttlichen Wirklichkeiten, sondern die Dogmen werden angerufen und ausgerufen, um den Glauben zu bejahen und den Glauben auszusagen. Dogmen dienen der Verteidigung, der Bewahrung und der Verkündigung der göttlichen Offenbarung. In den Dogmen begegnet uns der sich offenbarende Gott. Er ist es, der durch die Dogmen sein Volk und die einzelnen Menschen anruft. Die Verkündigung des Dogmas und das Bekenntnis zum Dogma ist Vollzug des Glaubens der Kirche an Jesus Christus. Dogmen sind ein Zeichen der Lebenskraft der Kirche. Im Dogma antwortet der Offenbarungsgeist auf dringende Fragen, wehrt er sich gegen Bedrohungen, schützt er die Kirche vor Gefahren. Die Glaubenssätze vermag niemand – kein Papst und kein Konzil – zu ändern. Man muss mit der Zeit gehen, sagt man mir. Meine lieben Freunde, populäre Absichten und Ansichten übernehmen, verwerfen, was dem Lebensgefühl der Zeit nicht entspricht, sich dem anpassen, was jeweils auf der Bestsellerliste steht, diese Aufforderung ist verfehlt. Bei den Dogmen geht es um die Wahrheit, also um die Wiedergabe der Wirklichkeit. Die Wahrheit ist keine Modesache, die man jedes Jahr wechselt, die Wahrheit ist eine Tochter der Ewigkeit. Im Brief an die Gemeinde in Galatien wehrt sich Paulus gegen Leute, die eine andere Heilsbotschaft bringen wollen. In aller Entschiedenheit erklärt er: „Es gibt keine andere Heilsbotschaft. Sollte jemand eine andere Heilsbotschaft bringen, so ist er verflucht!“ Ein verführerisches Argument, das man heute oft hört, ist die Behauptung, eine religiöse Wahrheit habe sich überholt, vor allem: Gebote hätten sich überholt. Überholt werden Meinungen, Dogmen werden nicht überholt, sie stehen fest in alle Ewigkeit. Im 19. Jahrhundert stand einmal der Spötter Heinrich Heine vor der Kathedrale in Antwerpen. Und angesichts dieser Kathedrale sagte er: „Die diesen Dom geschaffen haben, das waren Menschen, die hatten Dogmen. Wir haben keine Dogmen mehr, wir haben nur Meinungen. Mit Meinungen baut man keine Dome.“ Wie richtig. Der Apostel Paulus sah eine Zeit kommen, da man die gesunde Lehre unerträglich findet. Diese Zeit ist heute da. Paulus weist auf die Konsequenz hin, die das Abgehen von der Wahrheit hat. Dadurch werden Sinn und Zweck des Anschlusses an das Christentum hinfällig. „Dann seid ihr vergeblich gläubig geworden, wenn ihr nicht an dem festhaltet, was ihr von mir übernommen habt. Ich tue euch kund, Brüder: das Evangelium, das ich verkündet habe, ist nicht Menschenwerk.“ Der katholische Glaube ist von solcher Art, dass man

ihm nichts hinzufügen, aber auch nichts von ihm wegnehmen kann. Entweder man nimmt ihn ganz an oder man lehnt ihn ganz ab; ein Auswahlchristentum ist kein katholischer Glaube. Unser Christsein hängt am Glauben, am ganzen, am unverfälschten Glauben. Der Glaube macht den Christen, und in diesem Glauben muss man feststehen und darf nicht wanken. Unser Glaube ist durch nichts zu erschüttern, meine lieben Freunde, weder durch Ausgrabungen in Jerusalem noch durch Funde von Schriftrollen in Qumran. Unser Glaube ruht nicht auf der Bibelerklärung irgendwelcher Exegeten, sondern auf der Bürgschaft der Kirche Gottes. Das Evangelium rettet die Gläubigen, aber nur, wenn sie es so festhalten, wie sie es angenommen haben, also ohne Abweichung, ohne Auslassung, ohne Umdeutung, ohne Änderung an diesem Evangelium. Ein sehr berühmter evangelischer Theologe, der praktisch die wesentlichen Wahrheiten des Christentums leugnet, wurde gefragt, ob man denn am Glaubensbekenntnis festhalten soll. Ja, sagte er, aber durch Interpretation, d.h. durch Umdeutung. „Wir müssen in der Wahrheit verharren“, schreibt Paulus der Gemeinde in Ephesus. „Haltet fest am Wort des Lebens.“ Sein Schüler Timotheus wird von ihm gemahnt: „O Timotheus, bewahre das dir anvertraute Gut.“ Und der Apokalyptiker Johannes schreibt im letzten Buch der Heiligen Schrift an die Gemeinde in Philadelphia: „Halte, was du hast, damit dir niemand deine Krone raube!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Weg der Gebote

27.08.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Was muss ich tun, damit ich das ewige Leben erlange?“, fragt der Gesetzeslehrer im Evangelium der heutigen heiligen Messe unseren Herrn. Martin Luther würde auf die Frage, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen? antworten: Glauben, glauben an Jesus, an sein Heilswerk, im Glauben an Jesus des Heiles gewiss sein, nicht mehr. Unser Herr ist anderer Ansicht. „Wenn du zum Leben eingehen willst, halte die Gebote.“ Der Eingang in das ewige Leben hängt vom Befolgen der Gebote ab. Der Glaube gehört dazu, er ist ja auch geboten, aber der Glaube allein genügt nicht. Gottes gebietende Weisheit hat von Ewigkeit her verfügt, dass alles Tun der Geschöpfe auf das von ihm bestimmte Ziel hingeeordnet werden muss, nur dann nimmt es den geordneten und heilvollen Lauf. Die Gebote Gottes bezeichnen wir als das Sittengesetz. Es ist die Norm für das freie Handeln des Menschen. Es gilt für die gesamte Menschheit ohne irgendwelche Begrenzungen. Das Sittengesetz ist Ausdruck des verpflichtenden Schöpfer- und Erlöserwillen Gottes. Es trägt Gottes Willen an die Gewissen der Menschen heran. Für diesen Zweck hat Gott ein eigenes Organ geschaffen; wir nennen es katholische Kirche. Die Kirche hat das christliche Lebensgesetz autoritativ festzustellen und zu wahren. Sie gewinnt seine Normen aus Schrift und Überlieferung. Lehre und Praxis der Kirche bilden deswegen die nächste Regel des Sittengesetzes, Schrift und Überlieferung die entfernte Regel des Sittengesetzes. Das gesamte Sittengesetz ist Gegenstand des autoritativen Lehramtes der Kirche. Es erstreckt sich also über die Gebote, die in der Offenbarung enthalten sind, ebenso wie auf jene Normen, die sich aus dem sittlichen Naturgesetz herleiten. Gegenüber irrigen Ansichten sei ausdrücklich hervorgehoben: Die Zuständigkeit des kirchlichen Lehramtes erfasst auch den Bereich des sittlichen Naturgesetzes. Diese Wahrheit ist von der Kirche immer gelehrt und in jüngster Zeit wiederholt hervorgehoben worden. Papst Paul VI. erklärte zuversichtlich: „Kein gläubiger Christ wird bestreiten, dass die Auslegung des natürlichen Sittengesetzes zur Aufgabe des kirchlichen Lehramtes gehört.“ Er täuschte sich. Es gab Theologen, die eben das bestritten.

Die Offenbarung Gottes hat ihren Niederschlag gefunden im Alten und im Neuen Testament. Beide haben denselben Urheber und denselben Zweck, nämlich zum Gehorsam gegen Gott zu erziehen. Aber als Quellen der sittlichen Erkenntnis stehen sie nicht gleich. Das alttestamentliche Gesetz enthält Richtschnuren für Unvollkommene, das neutestamentliche Gesetz bietet die vollkommene Regel, nämlich das Gesetz der Liebe, wie es uns eben im Evangelium vorgetragen wurde. Die Gesetzgebung des Alten Testaments ist übernatürlich, weil sie aus der Offenbarung stammt. Sie hat auch zum Zweck die Erfüllung des übernatürlichen Heilswillens Gottes. Sie sollte das Volk Israel für die messianische Zukunft erziehen. Sie sollte das Volk auf die Erlösung vorbereiten, zunächst zu seinem eigenen Heil, sodann zum Besten der gesamten Menschheit. Diese Vorbereitung geschah dadurch, dass der Glaube an den einen Gott und die aus dem Glauben quellenden natürlichen Tugenden fortgepflanzt wurden, dass das Bewusstsein der Schuld und der sittlichen Gebrechlichkeit erhalten und vertieft wurde, schließlich dass die Hoffnung auf den Erlöser bewahrt und stetig weiter entwickelt wurde. Das Gesetz des Alten Bundes umfasst drei Gebiete:

1. das Moralgesetz,
2. das Zeremonialgesetz und
3. das Judizialgesetz.

Das Moralgesetz, also die Sittlichkeit, die sittlichen Normen, des Alten Bundes fällt mit dem sittlichen Naturgesetz zusammen. Das gilt vor allem vom Zehn-Gebote-Gesetz; das ist die feierliche Zusammenfassung der wichtigsten Moralgesetze. Es enthält jene Vorschriften, die aus den ersten sittlichen Grundsätzen erkannt werden können, im Monotheismus Israels eingeordnet. Das im alttestamentlichen Gesetz enthaltene Moralgesetz schärfte das natürliche Gesetz ein. Die positive Einschärfung natürlich erkennbarer Gebote diente zur Aufklärung und steten Mahnung, zum Antrieb für die Lauen und zur religiösen Verstärkung der Pflichten. Das Zeremonialgesetz enthält die Regeln für den Gottesdienst, also die Feste, das Priestertum, die Opfer, die Gelübde, den Kult. Dieses Zeremonialgesetz war ein Zuchtmeister für ein unreifes Volk, indem es äußerlich verbindliche, zahlreiche und bildhafte, sinnenhafte Vorschriften gab. Durch die dabei unvermeidlichen Übertretungen und die daraus folgende kultische Unreinheit schärfte es die Sehnsucht nach der göttlichen Gnade in den Menschen ein. Das Judizialgesetz ist das bürgerliche und staatliche Gesetz des Volkes Israel. Es enthält teilweise Anwendungen des Naturgesetzes und andere Bestimmungen; sie stehen im Dienste der übernatürlichen Berufung Israels. Sie sind eine äußere Schutzwehr der Offenbarungsreligion, eine Schranke gegenüber dem Heiligtum. Das Judizialgesetz ist das, was wir im bürgerlichen und im öffentlichen Recht heute vorfinden: Schutz des Eigentums, Körperverletzungsrecht, Todesrecht, Asylgesetzgebung, Königsgesetz.

Die Geltung des alten Gesetzes hörte auf mit dem Inkrafttreten des Gesetzes Christi. Sie hörte auf, aber nicht gänzlich, denn vom Moralgesetz, also von den sittlichen Normen, gilt: Es wird jetzt vervollkommnet und vollendet, als unvergängliches, weil natürliches Sittengesetz besteht es weiter. Gott ändert seine sittlichen Normen nicht. Das Moralgesetz ist in seinem Kern nichts anderes als die normative Definition des natürlichen Menschen. Weil dieser natürliche Mensch nicht im Alten Bunde endet, sondern fortgeführt wird, gilt das Moralgesetz für alle Zeiten fort, aber in der Lebensordnung Christi in neuer, erfüllter, erhabener Weise. Das Zeremonialgesetz und das Judizialgesetz dagegen verlieren als vorbereitende Normen ihre Geltung mit der messianischen Erfüllung. Das Kultgesetz, also das Opfer von Böcken und Stieren, wird mit Christus zum toten und todbringenden Gesetz. Es kann und darf nicht mehr beobachtet werden, weil sein ganzer Sinn ein vorgängiger war. Das Judizialgesetz wird ebenfalls zum toten Gesetz; sein Zweck ist mit dem Kommen Christi obsolet geworden. Die Tatsache, dass das alte Gesetz aufgehoben ist, haben die Apostel auf ihrem Konzil, auf dem Apostelkonzil, feierlich festgestellt. Und Paulus hat die Abschaffung des alten Gesetzes im Galaterbrief und im Römerbrief ausführlich begründet.

Dem alten Gesetz des Sinai-Bundes steht das neue Gesetz des Golgotha-Bundes gegenüber; es ist von anderer Art. Das neue Gesetz, also das Gesetz des Evangeliums, ist wesentlich ein inneres Gesetz. Es liegt in der heiligmachenden Gnade, in der Gnadengemeinschaft mit Christus, sofern diese zur Norm und Triebkraft des Handelns wird. Das Gesetz der Gnade ist der Heilige Geist, der im begnadeten Menschen wirkt. Er lehrt durch die Erleuchtung des Verstandes, was zu tun ist, und er bewegt das Herz zum rechten Handeln. Das Gesetz der Gnade besteht in der Eingebung des Heiligen Geistes. Deswegen kann Paulus sagen: „Das sind die Kinder Gottes, die sich vom Heiligen Geiste treiben lassen.“ Die der Seele innewohnende heiligmachende Gnade kann als Gesetz bezeichnet werden, weil sie die wesenhafte Hinordnung der Seele zum übernatürlichen Ziele ist und weil mit ihr der göttliche Geist der Heiligkeit der Seele einwohnt. Das Gesetz der Gnade ist allerdings nicht das einzige Sittengesetz des Neuen Bundes. Dazu treten das geschriebene, also in der Heiligen Schrift Neuen Bundes vorliegende Sittengesetz und das natürliche Sittengesetz. Das neue Gesetz ist auch das in Worten verkündete Gesetz Christi. Christus hat ja die grundsätzliche Vorschrift gegeben, dass seiner sichtbaren Kirche und ihren Gesetzen Gehorsam zu leisten ist. „Wer euch hört, hört mich.“ Er ist nicht nur Lehrer und Erlöser, wie Luther meinte, er ist auch Gesetzgeber, aber im höheren Sinne als Moses. Der Christ ist frei vom Gesetze des Moses. Nur das Sittengesetz, das Gott gegeben hat, gilt weiter. Die Moralgebote aber sind durch Christus verklärt, vervollkommen, verinnerlicht. Der Christ

ist frei vom Gesetz des Alten Bundes. Christus hat es durch seinen Tod überwunden. Seitdem ist jeder, der an ihn glaubt, davon frei. Aber das ist kein gesetzloser Zustand, denn die Bindung durch das Gesetz wird abgelöst durch die personale Bindung an Christus. Der vom Gesetz Freigewordene steht unter dem Gesetz Christi, unter dem Gesetz, das Christus ist. Die ewigen Ansprüche Gottes bestehen weiter, sie erheben jetzt ihre Stimme in Christus. Was jetzt vom Christen gefordert ist, ist nicht die Erfüllung sachlicher Gebote, sondern das ist die Hingabe an Gott und seinen Christus. An die Stelle der sachlichen Sittlichkeit tritt die personalistische; unser Gesetz ist Christus. Die im alttestamentlichen Gesetz enthaltenen sittlichen Vorschriften bleiben die Formen, in denen die von Christen geforderte Liebe zu vollziehen ist.

Eine besondere Bewandnis hat es mit dem sittlichen Naturgesetz. Das ist nämlich so manchen modernistischen Theologen unbequem, und so suchen sie es zu entwerten. Das sittliche Naturgesetz ist die Summe jener sittlichen Normen, die der Mensch aus der Natur der Dinge kraft seiner natürlichen Vernunft als sittlich verbindlich erkennen kann. Das sittliche Naturgesetz ergibt sich als Norm aus der Schöpfungsordnung. So wie Gott die Dinge geschaffen hat, so sind sie für den Menschen verpflichtend. Das Sein fordert ein Sollen. Die sittliche Norm liegt in der Natur, d.h. in den objektiven Wesenheiten des Menschen und der Dinge. Also denken Sie etwa an die Pflicht und das Recht der Eltern, die Kinder zu erziehen. Sie haben die Kinder durch ihr Zusammenwirken auf diese Welt gebracht und sie sind auch verantwortlich dafür, dass sie nützliche Glieder des Gottesreiches und des Weltreiches werden – das ist ein Beispiel für das sittliche Naturgesetz. Die Vernunft erfindet es nicht, sie findet es vor in den Gegebenheiten der Dinge, in ihrem Wesen, in ihrer Natur. Das sittliche Naturgesetz wird von der Heiligen Schrift bestätigt. Im Römerbrief schreibt der heilige Paulus: „Indem die Heiden, die das alttestamentliche Gesetz nicht haben, von Natur das Gesetzliche tun, sind sie sich selbst Gesetz. Sie zeigen nämlich, dass die Werke des Gesetzes in ihre Herzen geschrieben sind, indem ihr Gewissen ihnen Zeugnis gibt und ihre Gedanken sich untereinander anklagen oder auch verteidigen.“ Hier ist klar von einem natürlichen, durch das eigene Denken und Gewissen allen Menschen bezeugten Gesetz die Rede. Inhalt des sittlichen Naturgesetzes sind einmal der allgemeine Grundsatz: das Gute ist zu tun, das Böse ist zu meiden, sodann die ersten Anwendungen dieses Grundsatzes auf materielle Gebiete des Handelns. Sie geben an, was gut und böse ist in allgemeiner Form. Also denken Sie etwa an die Sprache, die dem Menschen eigen ist. Die Sprache ist ihm gegeben, damit er sich äußern und verständigen kann. Wer mit der Sprache Falsches aussagt, Lügen verbreitet, missbraucht die Sprache. Da sehen Sie die Auswirkung des sittlichen Naturgesetzes. Oder denken Sie an die Geschlechtlichkeit. Der Mann ist auf die Frau hingeordnet, nicht Mann auf Mann und nicht Frau auf Frau, sondern der Mann auf die Frau und die Frau auf den Mann; das ist das sittliche Naturgesetz. Schließlich gehören auch dazu die entfernten Folgerungen und Anwendungen des sittlichen Prinzips. Das sind konkrete sittliche Normen, die bei tieferem Nachdenken dem Menschen aufgehen, also die Einheit der Ehe etwa, ihre Unauflöslichkeit. Das Naturgesetz hat Eigenschaften und Vorzüge, die es vor dem positiv menschlichen Gesetz auszeichnen. Es gilt nämlich für alle Menschen und alle Zeiten. Es ist eine allgemeingültige Norm. Die Allgemeingültigkeit ergibt sich aus der wesentlichen Einheit des Menschengeschlechtes. Es gibt nur Menschen, keine Untermenschen, aber auch keine Übermenschen. Die Allgemeinheit dieses Gesetzes ergibt sich dann aus der Einheit Gottes, der eben der Gesetzgeber für alle Menschen ist, und der göttlichen Weltordnung. Solange die Natur des Menschen bleibt, bleibt auch das natürliche Sittengesetz bestehen. Solange der Mensch also Mensch bleibt, gilt auch das natürliche Sittengesetz. Die Kirche ist nicht befugt, Dispensen zu erteilen. Auf naturrechtlichem Gebiete kommt ihr nur das Recht authentischer Erklärung zu. Das haben die Synoden und die Päpste in vielen Jahrhunderten getan. Denken Sie an die großen Enzykliken von Leo XIII., von Pius XI., von Pius XII.; das sind Ausformungen des natürlichen Sittengesetzes, Erklärungen, Erläuterungen. Das sittliche Naturgesetz ist auch dauernd und unveränderlich. Diese Tatsache ergibt sich aus der inneren Wahrheit seines Inhalts, aus der Unwandelbarkeit des Gotteswillens, der sich immer gleich bleibt, und aus der wesentlichen Unveränderlichkeit der menschlichen Natur. Wirkliche Änderungen der Dinge ändern nicht die absoluten Wesensnormen, sondern lediglich geschichtliche Verwirklichungsnormen. Soweit der Kern der Seinsordnung unveränderlich ist, ist es auch das sittliche Naturgesetz.

Das sittliche Naturgesetz erleidet auch keine Ausnahme durch Entschuldigung oder Dispens. Scheinbare Entschuldigungen vom Gesetz sind nicht wirkliche Ausnahmen, sondern sachgemäße Auslegungen. Also nehmen Sie meinetwegen die kurze Formel des Gebotes: Du sollst nicht töten! Damit ist nicht alles gesagt, damit wird nicht der ganze Sinn des fünften Gebotes ausgedrückt. Eigentlich müsste es heißen: Du sollst nicht totschiagen; du sollst nicht morden. Also z.B. ist die Notwehr und unter Umständen auch das Töten in Notwehr durch das fünfte Gebot nicht verboten. Das Gebot: Du sollst nicht stehlen! verbietet nicht die geheime Schadloshaltung. Wenn man fortwährend ungerecht behandelt wird, unter seinen Leistungen bezahlt wird, kann es unter Umständen möglich und erlaubt sein, sich im Geheimen schadlos zu halten. Die Grundwerte und die entsprechenden Grundhaltungen, z.B. die zwischenmenschliche Liebe, die Dankbarkeit den Eltern gegenüber, die Verantwortung für die eigenen Kinder, bleiben im Wesen trotz des Wandels der Zeiten gleich. Was sich ändert, mögen gewisse Formen des Ausdrucks sein. Wenn heute ein Mensch aus dem Mittelalter oder aus dem Altertum zurückkehrte, dann stünde er wahrscheinlich fassungslos vor dem technischen Fortschritt, der inzwischen erreicht worden ist. Aber spräche ein heutiger Mensch mit ihm über Liebe, Dankbarkeit, Verantwortung, dann wären sie wahrscheinlich beide gleicher Meinung. Was sich wandelt, sind die Umstände und das materiale Handlungsobjekt, nicht die naturgesetzlichen und positiv gesetzlichen göttlichen Normen. Es liegt kein Wandel sittlicher Normen vor, wenn sich das Urteil über Tatsachen ändert, das der Anwendung der sittlichen Normen zugrunde liegt. Also denken Sie etwa an die frühere Rechtfertigung von Hexenprozessen und Hexenverbrennungen. Man ging von der Annahme aus, es gäbe wirkliche Hexen, also Männer oder Frauen, die sich dem Teufel verschrieben haben und die mit ihm zum Verderben der Menschen zusammenwirken; gegen sie musste die Strafjustiz einschreiten. Wenn es aber solche Teufelspakte nicht gibt, dann entfällt auch die Bestrafung, dann entfällt auch die Pflicht zur Bestrafung. Früher – um ein anderes Beispiel zu bieten – verboten die Gerechtigkeit und die Liebe, die Sorge für das Gemeinwohl und die sachgerechte Verwaltung des Eigentums, dass man für ein Darlehen Zins forderte, Zins erhob. Unter den damaligen wirtschaftlichen Verhältnissen und der Funktion des Geldes besagte die Zinsforderung eine unrechtmäßige Bereicherung und eine Ausbeutung der Notleidenden. Aber die Funktion des Geldes im gesamten wirtschaftlichen Leben hat sich gewandelt. Jetzt fordern dieselbe Sorge um das Gemeinwohl und die sachgerechte Verwaltung des Eigentums, dass das Geld gerade auch durch das Bankwesen in Umlauf kommt und durch den Zins ein Ansporn geboten wird, das eigene Vermögen diesem Prozess zur Verfügung zu stellen. Also nicht das Gesetz hat sich gewandelt, sondern seine Voraussetzungen. Ein anderes Beispiel ist die Entwicklung in der sittlichen Beurteilung der Religionsfreiheit. Es wird uns ja gern vorgehalten: Ja, ja, jetzt hat sich die Kirche endlich bekehrt zur Religionsfreiheit. Es ist so einfach nicht, meine lieben Freunde. Man kann das Problem der Religionsfreiheit ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der objektiven Wahrheit und des objektiven Irrtums sehen. Und von daher kommt man zu dem Urteil: Der Irrtum hat keine Daseinsberechtigung und kann höchstens toleriert werden. Diese Erkenntnis und diese sittliche Norm sind heute und gestern dieselbe; das ist auch heute noch so. Der Irrtum hat keine Daseinsberechtigung und kann höchstens toleriert werden; das ist ein unumstößliches Gesetz. Aber auf dem Zweiten Vatikanum stand nicht der Irrtum im Blickfeld, sondern der irrende Mensch. Er verliert seine fundamentale menschliche Würde nicht, auch wenn er aus eigener Schuld im Irrtum ist. Er darf in seiner religiösen oder areligiösen Überzeugung nicht dem Zwang unterworfen werden. Diese Erkenntnis ist kein Widerspruch zu der früheren Erkenntnis, sondern deren Erweiterung und Vervollständigung.

Das göttliche Gesetzgebungsrecht, meine lieben Freunde, ist souverän, es bedarf keiner Zustimmung der Gesetzesunterworfenen. Die Annahme des Sittengesetzes durch die von ihm Verpflichteten ist nicht notwendig zu seiner Gültigkeit oder Verpflichtung. Die faktische Nichterfüllung des Sittengesetzes durch die Verpflichteten ist für dessen Geltung unerheblich. Und wenn noch so viele Menschen sich gegen die Wahrheit verfehlen, und wenn noch so viele Menschen die Gebote der geschlechtlichen Sittlichkeit missachten, die Gebote bleiben davon unberührt. Ganz anders als die modernistischen Theologen meinen. Sie vertreten die Meinung: Wenn die Mehrzahl der Menschen diese Gebote nicht hält, dann sind sie hinfällig. Nein! „Was muss ich tun, um das ewige Leben zu erwerben?“, fragt der Gesetzeslehrer Jesus. Dieser gibt zur Antwort: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“

Wir gläubigen Christen haben den göttlichen Gesetzgeber dank der Gnade in unserem Herzen. Wenn wir ihm folgen, wenn wir seinem Antrieb uns ergeben, dann sind wir auf dem rechten Wege. Aber damit wir uns nicht täuschen und damit wir nicht unsere Wünsche fälschlich als Anregung des Heiligen Geistes ausgeben, ist es tunlich, ja notwendig, sich an die Gebote Gottes, wie sie in den Katechismen aufgezeichnet sind, zu halten. Sie sind der Weg zum ewigen Leben. In diesem Sinne, meine lieben Freunde, sollten wir oft mit dem Psalmisten beten: „Neige, o Gott, mein Herz zu deinen Geboten!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gottes Vorsehung

03.09.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Offertorium der heutigen heiligen Messe beten wir: „Mein Gott bist du, in deinen Händen ruhet mein Geschick!“ Dieses Gebet ist ein Bekenntnis zur Vorsehung Gottes. Was verstehen wir unter Vorsehung? Vorsehung Gottes heißt im weitesten Sinne: jede Fürsorge Gottes für das Geschöpf. Im engeren Sinne bezeichnet das Wort die göttliche Weltregierung, also die Hinlenkung der Welt zu ihrem von Gott bestimmten Ziele. Und im engsten Sinne verstehen wir unter Vorsehung den der Weltregierung Gottes zugrundeliegenden Weltplan Gottes. Also: Fürsorge, Weltregierung, Weltplan; das ist der Inhalt der Vorsehung. Solange die Menschen an Gott glauben, glauben sie auch an die Vorsehung. Umgekehrt: Wo der Gottesglaube ins Wanken gerät, da stürzt auch der Vorsehungsglaube. Im langsamen Schwinden des Vorsehungsglaubens offenbart sich das Absterben des Gottesglaubens. Der Vorsehungsglaube ist nur auf dem Standpunkt des Theismus möglich. Theismus ist die Überzeugung von der Existenz eines persönlichen, überweltlichen Gottes, der als eine die Welt erhaltende und lenkende, also eine mit seiner Schöpfung dem Menschen und seiner Geschichte in Verbindung stehenden Macht gedacht wird. Im antiken Heidentum war der eine, wie immer geartete Gottesglaube überall auch mit einem Vorsehungsglauben verbunden; am deutlichsten in der philosophischen Weltanschauung der Stoa, um die Wende des Christentums. Sie hat schöne Gedanken über die Vorsehung und über die Allgemeinheit ihres Wirkens. Man denkt manchmal: Das sind ja christliche Gedanken, die von manchen Stoikern von sich gegeben werden, aber diese Anklänge an den Christenglauben leiden an einer unheilbaren Schwäche, nämlich die Stoa hatte keinen richtigen Gottesbegriff. Für die Stoa ist Gott der allgemeine Weltgeist, also gewissermaßen die innere Seite der materiellen Dinge, mit der Materie verflochten und verwachsen. Ein solcher Gott vermag keinen entscheidenden Einfluss auf das Verhalten der Menschen auszuüben; er ist ja selber nicht frei. Immerhin soll anerkannt werden, dass die platonische und stoische Gotteslehre das Bedürfnis einer göttlichen Weltordnung und Weltleitung hatte. Sie steht turmhoch über dem Materialisten Epikur, dessen Devise lautet: Gott kümmert sich nicht um die Welt. Das alte und das neue Heidentum dachte und denkt sich die Lebensgeschicke des Menschen an die unabänderliche Macht des Schicksals gebunden. Das zukünftige Geschick liegt fest und niemand vermag sich ihm zu entziehen. Die menschliche Willensfreiheit kann gegenüber dem alle Kräfte knebelnden Fatum nicht bestehen. Der unabänderliche blinde Schicksalswille zwingt jeden Menschen zu seinen Gedanken, zu seinen Entschlüssen, zu seinem Tun. Die Urvölker haben anders gedacht. Die, die man Primitive nennt, kannten den Glauben sowohl an den einen Gott als auch an seine fürsorgende Güte. Sie waren keineswegs Wilde, sie waren vielmehr Besitzer eines Gottesgedankens, der teilweise sehr erhaben war. Sie wissen sich abhängig von der Gottheit; sie bezeichnen sie als Urheber, d.h. als Schöpfer und Vater. Sie wenden sich mit ihren täglichen Anliegen an diesen Gott. Ein Gebet dieser „Primitiven“, wie man sagt, heißt: „Vater, ich komme zu dir, ich flehe dich an. Gib mir Nahrung und alle Dinge, damit ich leben kann“ – das Gebet eines sog. Wilden. Sie schöpfen Vertrauen aus der Vergangenheit, weil sich Gott ihren Vorvätern gnädig

erwiesen hat. „Du hast unseren Vorfahren Speise gegeben. Von Anfang an haben wir durch deine Gunst gelebt“, so beten die sog. Wilden. Selbst die auf niederer Kulturstufe stehenden Buschmänner, in Südafrika, berufen sich in ihren Gebeten an den Urvater auf ihr Kindschaftsverhältnis zu ihm und schöpfen Vertrauen aus dem göttlichen Schutz.

Die Christen wissen mehr von der Vorsehung. Unser Herr und Heiland hat es uns geoffenbart. Nach ihm kennt Gott die Vögel des Himmels, er füttert die jungen Raben, er kleidet die Lilien des Feldes, er zählt die Haare des Hauptes, er lässt keinen Sperling vom Dache fallen. Die Kirche hat diese Lehre immer festgehalten und verkündigt und verteidigt. Nach dem Vorgang vieler früherer Kirchenversammlungen hat das Erste Vatikanische Konzil erklärt: Alles, was Gott geschaffen hat, erhält und regiert er durch seine Vorsehung. Die göttliche Vorsehung begleitet alle geschaffenen Dinge beständig und erhält sie mit derselben Kraft, mit der sie ins Dasein gerufen worden sind. Die Offenbarung von Gottes Vorsehung ist nicht zu verwechseln mit der Zusicherung eines ungestörten, sorglosen Lebens. Der Gott der Vorsehung ist nicht der liebe Gott, der nach Art eines gutmütigen irdischen Vaters die Wünsche und Launen seiner Kinder nach mehr oder weniger heftigem Drängen erfüllt. Er ist der Vater, aber er ist auch der Herr; er ist beides in einem. Er ist der Vater, der seine Kinder zur Herrlichkeit führen und sie daher von dem Bösen, das sich seiner Absicht widersetzt, in Schmerz und Plagen befreien will. Er ist der Herr, der die Menschen die steilen und rauen Wege gehen lässt, die zur Größe führen. Seine Absicht zielt nicht darauf, ihnen ein behagliches Dasein auf Erden zu verschaffen, sondern sie zur Vollendung zu führen. Seine Vorsehung zielt dahin, die Herrschaft Gottes unter den Menschen voranzubringen. Sie ist ein endzeitliches Tun, d.h. ihr steht immer das Ende vor Augen. Alles, was Gott an Vorsehungstaten zuwendet, hat sein Maß und seine Richtung im Ende. Die Vorsehung bedeutet deswegen für den Menschen keine Sicherung in den irdischen Dingen. Sie lässt den Menschen in Unsicherheit, aber gerade in dieser Unsicherheit ist er geborgen in Gottes fürsorgender Macht. Umgekehrt gewähren die innerweltlichen Sicherungen, die der Mensch schafft, keine letzte Sicherheit, denn sie können von dem verborgenen Willen Gottes zerbrochen werden. Vielleicht muss er sie zerbrechen, auf dass sie kein Hindernis für unser Heil seien. Die Wege der Vorsehung verlaufen also im Dunkeln. Wir können sie nicht nachprüfen und nachrechnen. Wir können die Vorsehung nur im Glauben, nicht im Schauen bejahen. Hin und wieder freilich wird uns ein flüchtiger Blick in ihr Geheimnis gewährt, sodass wir es ahnen und spüren können. So kann aus der Verflechtung menschlicher Begegnungen ein ungeahnter Sinnzusammenhang entstehen. Ein unvorhergesehenes Hindernis, Hemmnis unserer Pläne dient am Ende doch wider Erwarten einem höheren Plan. Manchmal legen sich Hände über unsere Hände, füllen unsichtbare Hände die unseren mit Gaben, die vorher aus keiner menschlichen Überlegung erwartet werden konnten. Oder Hände entreißen uns geliebte Güter, Möglichkeiten, Gelegenheiten, die unser ganzer Lebensinhalt waren. Später müssen wir erkennen, dass, wenn wir diese Möglichkeiten behalten hätten, sie zu unserem Nachteil ausgeschlagen wären.

In der Beurteilung der konkreten Vorsehung Gottes ist daher Vorsicht und Zurückhaltung geboten. Es ist uns unmöglich, die Absichten und Gründe Gottes bei der Tätigkeit seiner Vorsehung auszurechnen und nachzurechnen, oder an einem einzelnen Fall z. B. bei Krankheit, Unglücksfall, Naturkatastrophe festzustellen: Das ist Gottes Hand, das ist Gottes Stimme gewesen. Jesus hat solche Versuche, ein Unglück voreilig auszudeuten, zurückgewiesen; so bei dem Blindgeborenen. Er traf einmal mit seinen Begleitern einen Menschen, der von Geburt an blind war. Da fragten die Jünger: „Wer hat denn gesündigt: er oder seine Eltern?“ Jesus antwortete: „Weder dieser noch seine Eltern haben gesündigt, sondern die Werke Gottes sollen an ihm offenbar werden.“ Ein Turm in Jerusalem war eingestürzt und hatte 18 Menschen erschlagen. Der Herr sagte zu seine Jüngern: „Meint ihr, diese Achtehn seien schuldiger gewesen als die anderen Bewohner von Jerusalem? Wenn ihr euch nicht bekehrt, werdet ihr alle umkommen!“ Pilatus hatte beim Opferdienst eine Reihe von Galiläern töten lassen. „Meint ihr“, sagt Jesus, „diese Galiläer seien größere Sünder gewesen als alle anderen, weil sie solches erleiden mussten? Nein, sage ich, aber wenn ihr euch nicht bekehrt, werdet ihr alle zugrunde gehen.“ Gott ist im Ablauf der Geschichte immerfort am Werk. Die ganze Geschichte ist eine fortlaufende Enthüllung Gottes. Aber diese Enthüllung geschieht in Verschleierung. Indem Gott sich offenbart, verbirgt er sich zugleich, und je gewaltiger er sich offenbart, umso tiefer verbirgt er sich.

Am lebendigsten offenbart sich Gott bekanntlich im Kreuzestode Christi. Und doch gibt es keine stärkere Verhüllung als den Kreuzestod des Messias, sodass die Ungläubigen über diesen Tod lachen können. Indem Gott sich enthüllt, entäußert er sich in die menschliche Schwäche hinein. Es gibt keine eindeutigen Erfahrungen Gottes im Zeitgeschehen. Gott kann in der Weltgeschichte nicht mit Sicherheit festgestellt werden, sodass man sagen kann: Hier ist er, dort ist er nicht. Die Geschichte ist immer ein Gewebe von göttlichem und menschlichem Tun. Es ist unmöglich, die Fäden dieses Gewebes zu entwirren und genau zu unterscheiden. Gottes Handeln in der Geschichte steht in einem unaufhellbaren Zwiellicht.

Eine ganz besondere Vorsehung, meine lieben Freunde, ist bemüht um die Organe der übernatürlichen Tätigkeit Gottes in Offenbarung und Kirche. Es ist eine ganz besondere Vorsehung. Aber es wäre verfehlt, schließen zu wollen, dass alles, was unter diese Art der Vorsehung gerechnet wird, ohne weiteres sicher versorgt wäre. Judas war ein Apostel und fiel damit unter die ganz besondere Vorsehung, aber er endete mit einem Strick. Die Kirche fällt nach theologischem Urteil unter die ganz besondere Vorsehung Gottes. Damit ist aber nicht garantiert, dass alles, was die Vorsteher der Kirche anordnen und tun, direkt und positiv aus den ewigen Dekreten der göttlichen Vorsehung fließt; gar vieles mag diesen zuwider sein. Aber Gott lässt es geschehen. Er ist weise und mächtig genug, es in seinen ewigen Schöpfungsplan einzuordnen, sodass Gutes daraus entstehen kann. Man muss auch hier – und zwar ganz besonders hier – mit dem Begriff der göttlichen Zulassung rechnen. Gott lässt auch das zu, was er nicht will, dass es geschehe, weil er die Freiheit nicht zerstören will. Also wenn wir fragen: Sind diese Personalentscheidungen, Bischofsernennungen, Verlautbarungen, Gesetze, Verwaltungsakte der kirchlichen Autoritäten, sind sie alle von Gott gewollt? Oder können sie hinterfragt und kommentiert werden? Ja, das können sie. Als der gegenwärtige Heilige Vater gewählt wurde, da sagte mir ein bedeutender katholischer Theologe: „Bisher war ich der Meinung, dass die Papstwahl durch den unmittelbaren Einfluss des Heiligen Geistes zustande kommt. Aber diese Ansicht muss ich jetzt korrigieren.“ Das war sein Kommentar zu der Wahl des Herrn Bergoglio zum Papst. Ich vermute, dass Gott mit seinen Zulassungen die Festigkeit unseres Glaubens erproben will. Falsch wäre die Meinung, dass man von einem Ereignis der Geschichte mit Sicherheit sagen könnte, Gott sei darin gänzlich abwesend, es sei alles ein Werk des Teufels. Ebenso verkehrt wäre es aber, die gegenteilige Meinung zu haben, nämlich dass in einem geschichtlichen Ereignis klar und bestimmt Gottes Stimme und Anruf vernommen werden könnte. Nein, die endgültige Feststellung, wie weit die Geschichte Gottes Auftrag und Werk ist, kann von niemand anderem getroffen werden als von Gott selbst. Das Jüngste Gericht ist die letzte und die endgültige Instanz. Es ist die einzige Zuversicht, die uns Menschen bleibt.

Gott vollzieht die Durchführung der von der Weltordnung bestimmten Vorgänge sowohl unmittelbar als auch mittelbar: unmittelbar durch sich selbst, mittelbar durch die Naturgesetze, durch die geistige Veranlagung der Individuen, durch Beeinflussung von anderen, durch Schicksalsfügungen, durch Gemeinschaften. Gott beruft die Menschen zur Teilhabe an seiner Vorsehung. Er will die Welt mit Hilfe des Menschen selber, d.h. durch dessen vernünftige und verantwortliche Sorge leiten. Dem Menschen ist es aufgetragen, sich in die Pläne und Absichten Gottes, soweit sie ihm zugänglich sind, einzuordnen im Vertrauen auf seine Vorsehung. „Du bist mein Gott, in deinen Händen liegt mein Geschick.“ Das Ziel der göttlichen Weltregierung wird unfehlbar erreicht; wir kennen aber die Wege nicht. Durch alle Durchkreuzungsversuche der Menschen bewegten sich die menschliche Geschichte und die Natur auf das Endziel zu. Auch der Teufel wird beherrscht von Gott, ja, er ist ein Werkzeug in Gottes Hand. Er muss seinen Plänen dienen. Über Gottes Weltplan steht kein unwandelbares Schicksal, dem er unterworfen wäre, kein Gesetz, dem er sich beugen müsste. Weil alles von Gott gefügt ist, gibt es keinen absoluten Zufall. Zufall in dem Sinne, dass etwas unerwartet ist, das gibt es, aber einen absoluten Zufall gibt es nicht. Der Vorsehungsgläubige weiss seine Lebenslose in den Händen eines gütigen und allmächtigen Vaters. Er führt alles, wenn auch durch harte und schwere Schicksale, dem Heile entgegen. Das Leben endet nicht in einem Untergang, sondern in der Vollendung. Der Tod ist Untergang eines kargen, aber Aufgang eines reichen Lebens. Meine lieben Freunde, im Jahre 1918 wartete in Riga, der Hauptstadt Lettlands, ein gläubiges christliches Mädchen

auf die Hinrichtung durch die Bolschewisten. Und dieses Mädchen hat in seiner Kerkerzelle uns ein Bekenntnis zur Vorsehung hinterlassen:

„Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl.
Das macht die Seele still und friedenvoll.
Ist doch umsonst, dass ich mich sorg' und müh',
dass ängstlich schlägt mein Herz, ob spät, ob früh.
Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt die Zeit.
Dein Plan ist fertig stets und liegt bereit.
Ich preise dich für deine Liebesmacht,
ich preis' die Gnade, die mir Heil gebracht.
Du weißt, woher der Wind so stürmisch weht,
und du gebietest ihm, kommt nie zu spät.
Drum wart ich still, dein Wort ist ohne Trug:
Du weist den Weg für mich, das ist genug!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Was dünkt euch vom Messias?

01.10.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das heutige Evangelium ist von grundlegender Bedeutung für unseren Glauben und für unseren Umgang mit den getrennten Christen. Jesus nimmt auf den Lehrsatz der Schriftgelehrten Bezug, dass der Messias der Sohn Davids sei. Er fragt: „Was dünkt euch vom Messias? Wessen Sohn ist er?“ Sie antworten: „Davids.“ Sohn Davids war geläufiger Name des Messias im Volke und in den Schriften der Rabbinen. Die Davidsohnschaft des Messias wird auch im Alten Testament wiederholt ausgesprochen. Die herrschende jüdische Messiaserwartung knüpfte an die davidische Herkunft des Messias die Vorstellung, der Messias werde das Königtum Davids wiederherstellen, nur in erhöhtem Glanze, aber nicht mehr. Jesus greift die zu niedrige, irdische, politische Messiasidee der Rabbinen an. Er tut es unter Berufung auf David selbst. David ist ja der vom Heiligen Geist inspirierte Verfasser der Psalmen, auch des Psalms 110, wo es heißt: „Der Herr sprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten.“ Er sagt etwas viel Größeres über den Messias aus, denn er nennt ihn „Herrn“ und lässt ihn zur Rechten Gottes thronen. Jesus stellt nach dem Schriftbeweis seinen Gegnern die rhetorische Frage: „Wie kann der Messias der Sohn Davids sein, wenn David ihn seinen Herrn nennt?“ – den Sohn nennt man doch nicht Herrn. Er will sagen: Wenn David selbst den Messias in solcher Weise neben Gott stellt, dann kann dessen Abstammung von David unmöglich seine eigentliche Bedeutung, sein wahres Wesen aussprechen, dann entspricht auch die landläufige Vorstellung von seinem Reiche nicht der Wirklichkeit.

Nun hat Jesus während seines irdischen Wirkens vermieden, sich als Messias zu bezeichnen. Erst am Ende, bei seinem Einzug in Jerusalem, ist er als Messias aufgetreten. Und vor dem Hohen Rat legte er auf die ausdrückliche Frage des Hohenpriesters hin ein klares Bekenntnis zu seiner Messiaswürde ab und ging dafür in den Tod. Den Dämonen, die ihn als den Heiligen Gottes, den Sohn Gottes bekannten, gebot er Schweigen, ebenso den Jüngern nach dem Bekenntnis ihres Glaubens an seine Messiaswürde, auch ihnen legte er strenges Schweigen auf. Warum? Der Grund für sein Schweigebot liegt in den falschen Messiasvorstellungen seiner Zeitgenossen. Die einen erwarteten einen Propheten, andere einen Gesetzeslehrer, wieder andere einen Träger engelhafter Kräfte, weitere einen Priesterkönig oder einen politischen Herrscher. Einig waren sie sich darin, dass der Messias der politische Befreier Israels vom Joch der Fremdherrschaft der Römer und der glanzvolle Erneuerer des davidischen Königtums sein werde. Von dieser Vorstellung war Jesu Messianität weit entfernt. Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Es ist ein rein geistiges, religiöses Reich und fordert als Bedingung für seinen Zutritt die Umkehr, die Bekehrung, die ständige religiöse Erneuerung, die höchste sittliche Anspannung. Die Knechtschaft, von der er das Volk befreien will, ist nicht die Herrschaft der Römer, es ist die Gewalt Satans, es ist die Gewalt der Sünde, es ist die Gewalt des Sich-Verlierens an die Welt; von diesen Mächten will er befreien. Jesus konnte deshalb überhaupt nicht mit der Botschaft vor die Juden treten, dass er der Messias sei, ohne ein kolossales Missverständnis seiner Sendung und seiner Person zu veranlassen und die Gefahr der Entfesselung einer politischen Bewegung und damit des

Eingreifens der römischen Besatzungsmacht. Darum hat er die Selbstbezeichnung Messias in seiner Predigt stets vermieden und sich schlicht als den Menschensohn bezeichnet.

Der Messias der jüdischen Erwartungen war eine bloß menschliche Gestalt. Eine Fülle von Selbstaussagen Jesu führt dagegen über ein rein menschliches oder ein bloß prophetisches Bewusstsein hinaus. Er weiß sich als gottgesandt und in seiner Wirksamkeit vom Willen Gottes abhängig. Das göttliche „Muss“ bestimmt sein ganzes Leben. Der göttliche Wille ist niedergelegt in der Schrift des Alten Bundes. Jesus hat das Bewusstsein, der leidende Gottesknecht zu sein, wie ihn der Prophet Isaias geschildert hat, und er hat gleichzeitig das Bewusstsein, der Menschensohn in Herrlichkeit zu sein, wie ihn der Prophet Daniel geschildert hat. Er verbindet den leidenden Gottesknecht des Isaias mit der Herrlichkeitsgestalt des Daniel. Das Leiden und die Niedrigkeit sind ebenso Teil seines messianischen Amtes wie die Herrlichkeit und die Macht. Infolgedessen ist er nicht erst der kommende Messias, nein, er ist schon während seines irdischen Lebens der Messias, aber der Messias, wie Gott ihn will, und nicht, wie die Menschen ihn sich ausdenken. Dazu gehört vor allem, dass mit seinem Wirken, namentlich mit der Überwindung der Dämonen, die Gottesherrschaft angebrochen ist. „Wenn ich durch den Finger Gottes die bösen Geister austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Er ist nicht bloß der Verkünder des Gottesreiches, er ist der Bringer des Gottesreiches. Er ist der Stärkere, der den Satan überwindet. Seine Wundertaten sind nicht Gebetserhörungen, sondern sie werden durch sein eigenes machterfülltes Wort vollbracht. Er ist der Menschensohn und als solcher Herr über den Sabbat, über das heilige Gebot Gottes, den Tag des Sabbats zu heiligen. Er vergibt auf Erden Sünden. Er beansprucht für seine Worte absolute Autorität. „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte werden nicht vergehen.“ Er erklärt die Schriftauslegung der Schriftgelehrten und die Überlieferung der Alten für wertlos. Er stellt sich über das alttestamentliche Gesetz, das er kraft eigener Vollmacht außer Geltung setzt und überbietet. Er verwirft die Ehescheidung, die im Alten Bund gestattet war, er verwirft die rituellen Reinheitsgebote, auf welche die Rabbinen den größten Wert legen. Und in den Antithesen der Bergpredigt heißt es: „Den Alten ist gesagt worden..., ich aber sage euch...“; da sieht man den Gegensatz. Ihm nachfolgen, ist wichtiger als die Pflichten gegen die Eltern, denn von seiner Nachfolge hängt das Heil ab. „Wer sich meiner Worte schämt vor diesem ehebrecherischen Geschlecht, vor dem wird sich auch der Menschensohn schämen, wenn er kommt in der Hoheit seines Vaters mit den heiligen Engeln.“ Um seinetwillen muss man alles, auch das Leben preisgeben. „Wer das Leben erhalten will, der wird es verlieren. Wer aber das Leben um meinetwillen verliert, der wird es finden.“ Deshalb ist es eine furchtbare Schuld, andere im Glauben an ihn irre zu machen. „Wer einem von diesen Kleinen, die an mich glauben, Ärgernis gibt, dem wäre besser, es würde ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt.“ Durch sein Blut, das Sühnekraft für die Vielen hat, stiftet er eine neue Heilsordnung. „Das ist mein Blut des Bundes, das für euch und für viele vergossen wird.“ Ihm steht als dem künftigen Richter, der in Herrlichkeit und Macht erscheinen wird, die Sammlung der Auserwählten und das entscheidende Endgericht zu.

Er ist der Sohn Gottes, aber in einem einzigartigen Sinne, in einem Sinne, der sich von den anderen Söhnen Gottes – die Herrscher, die Könige bezeichneten sich auch als Söhne Gottes – unterscheidet. Sooft Jesus von Gott als den Vater spricht, macht er einen Unterschied von **meinem** Vater und eurem Vater. Er fasst sich niemals zusammen mit den Jüngern. Das Vaterunser ist Jüngergebet und stellt deswegen keine Ausnahme dar. Er ist Gottes einziger Sohn als präexistenter Messias, der Herr seines Stammvaters David; er ist der Sohn ohne gleichen. Er strebt nicht erst nach Vollkommenheit, wie es die anderen sollen, nein, er weist andere auf sein Beispiel hin. Er ist größer als Salomon, größer als die Propheten, größer als der Tempel, ja größer als die Engel des Himmels, die seine Diener sind. Er ist der wesensgleiche Sohn Gottes. Er sitzt zur Rechten der Kraft – mit der Kraft ist Gott gemeint –, d.h. des Vaters. Er ist der Herr neben seinem Herrn. Er kommt in der Herrlichkeit seines Vaters zum Gericht, das der Vater durch ihn vollzieht. Er ist es, der dabei mit göttlicher Macht die Scheidung der Auserwählten und der Verworfenen vornimmt. Sein Richterspruch hat Ewigkeitgeltung. Das Reich der Vollendung ist sein Reich. In der Messiasanschauung, in dem Messiasbewusstsein Jesu lässt sich keine Entwicklung feststellen, wie es bei Menschen ja üblich ist, nein. Schon der Zwölfjährige weiß sich durch den Willen seines Vaters stärker gebunden als durch elterliche Autorität. Dass Jesus nicht

erst im Laufe seiner Wirksamkeit über die nähere Art seiner Aufgabe zur Klarheit gekommen ist, beweist die Versuchungsgeschichte, die ja am Anfang steht. Schon damals hat er das volle Bewusstsein seiner Wesenheit. Und dass er nicht erst als sein Misserfolg beim Volke offenkundig und der Widerstand seiner Feinde immer heftiger wurde, zur Erkenntnis gelangte, dass ihm von seinem Vater der Tod bestimmt sei, ergibt sich aus der Begründung seines Sterben-Müssens. Er ist der leidende Gottesknecht. Er leidet nicht, weil er Unglück gehabt hat, weil es Prophetenschicksal ist – wie der Kardinal Kasper behauptet –, nein, er leidet, weil das Leiden wesensnotwendig zu seiner Sendung gehört. Durch Leiden erlöst er, und nur durch Leiden erlöst er.

Es ist mir schmerzlich, zu sagen, meine lieben Freunde: Die wahre Gottessohnschaft Christi ist im Protestantismus mehrheitlich aufgegeben. Die größten protestantischen Theologen verwerfen die Gottheit Christi. Das muss deutlich ausgesprochen werden wegen des verhängnisvollen Ökumenismus. Die einen beten Jesus an, wir gläubigen katholischen Christen, die anderen sagen: Das ist Götzendienst. Ja, wollen Sie mit solchen Leuten zusammen beten? Ich nenne einige Namen: Für Friedrich Schleiermacher, angeblich den größten Theologen des 19. Jahrhunderts, ist Christus die Vollendung der Schöpfung des Menschen, also Jesus ein idealer Mensch, jawohl, aber nicht mehr, kein Gott. Die Aussage, dass Jesus Christus Gott ist, besagt nach Albrecht Ritschl, dass ihm Bedeutung für die Rechtfertigung zukommt. Das ist keine Aussage über seine Natur, sondern über seinen Wert, ein Werturteil, kein Seinsurteil. Ja aber, meine lieben Freunde, wie soll denn ein Wert existieren, wenn er keine Seinsgrundlage hat? Nach Albert Schweitzer – den Sie ja alle kennen – war Jesus ein eschatologischer Prophet. Er hat das unmittelbar bevorstehende Weltende verkündet, aber er hat sich getäuscht. Nach Adolf von Harnack, dem großen, dem angeblich bedeutendsten Theologen des 20. Jahrhunderts, ist Jesus der religiöse Genius des Menschengeschlechtes, der auf einzigartiger Weise mit dem himmlischen Vater verbunden ist; aber er ist ein bloßer Mensch, nicht mehr. Der evangelische Theologe Reinhold Seeberg bezeichnet es als Wahn – also als Verirrung –, den Christus des Johannesevangeliums als einen auf Erden wandelnden Gott zu verstehen; das ist nach Seeberg ein Wahn. Und von dem, den man als größten Theologen unserer Zeit bezeichnet, dem Marburger Theologen Rudolf Bultmann, von dem müssen wir sagen: Er lehnt die Gottheit Christi radikal ab. „Indem wir sagen: Jesus ist Gott“, so schreibt er, „bedienen wir uns der mythologischen Ausdrucksweise eines vergangenen Zeitalters. Eine solche Aussage ist überholt und missverständlich. Die Formel ‚Christus ist Gott‘ ist falsch in jedem Sinne.“ Ich wiederhole noch einmal diesen Satz von Bultmann: „Die Formel ‚Christus ist Gott‘ ist falsch in jedem Sinne.“ Wie können wir mit Menschen, die derartige Vorstellungen von unserem Herrn und Heiland haben, gemeinsam bekennen oder gemeinsam beten? Der Gegenstand des Bekenntnisses und das Ziel des Gebetes sind doch wesentlich verschieden, widersprechen sich, schließen sich aus. Ungläubige Theologen, meine lieben Freunde, mögen noch so viel über ihre Vorstellungen von Jesus formulieren, wir wollen uns an sein Wort und an seine Taten halten. Sie bezeugen: Jesus von Nazareth ist der gottgesandte Messias. Er ist der wesensgleiche Sohn Gottes. An diesem Glauben hängt unsere Rettung, hängt unser Heil, hängt unser ewiges Leben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Unser Gotteshaus

08.10.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Zweimal im Text der heutigen heiligen Messe klingt der Jubelruf auf: „Wie freute ich mich, da man mir sagte: Wir ziehen zum Hause des Herrn.“ Katholische Christen lieben ihr Gotteshaus und erfreuen sich an ihm. Deswegen singen sie: Wie freute ich mich, als man mir sagte: Wir ziehen zum Hause des Herrn. Die Kirche ist ein besonderes Haus. Sie ist etwas anderes als ein Maschinenhaus oder ein Geräteschuppen, sie ist auch etwas anderes als ein Kulturhaus oder ein Konzertsaal. Die Kirche ist das Haus der Gottesverehrung, der Anbetung, der Opferdarbringung. Schon ihr Bau folgt einem eigenen Gesetz. Wo immer es möglich ist, sollen die Kirchen nach Osten gerichtet sein. Im Osten geht die Sonne auf, und die Sonne ist ein Symbol für die übernatürliche Sonne Jesus Christus. Also die Ausrichtung nach Osten bedeutet die Ausrichtung auf Christus. Er ist die Sonne der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Kirchen werden auch nicht in Benutzung genommen, wie man eine Wohnung oder ein Haus in Benutzung nimmt, nein, Kirchen werden für ihren Zweck geweiht. Es wird eine besondere Segnung über sie gesprochen, eine bleibende Segnung, sie werden durch die Weihung zu einem heiligen Ort, der unter besonderen Gesetzen steht, auch besonders geschützt ist. Jede Kirche hat einen Titel, einen Namen. Er kann hergenommen sein von einem Glaubensgeheimnis, z.B. Fronleichnamskirche, Herz-Jesu-Kirche, oder er kann genommen sein von einem Heiligen. Die alte Budenheimer Kirche ist dem heiligen Pankratius geweiht, einem Märtyrer der frühen Zeit.

Die Kirche ist kein leerer Raum, sie besitzt eine Ausstattung, die sich von ihrer Bestimmung herleitet. Am Eingang befindet sich ein Becken mit Weihwasser. Weihwasser erinnert an die Taufe, und Weihwasser soll den in den Kirchenraum Eintretenden erinnern, dass er in der Taufgnade dieses Haus betreten soll, in der heiligmachenden Gnade. Er soll, wenn er sich besprengt, seine Bereitschaft für den Dienst Gottes erneuern. In der Kirche steht der Taufstein. Hier erfolgt die Christwerdung, die Eingliederung in den Leib Christi. Der dreifaltige Gott bedient sich des Wassers und der Spendeformel, um seine Gnade in die Seele des Täuflings einzugießen, welche die Schuld der Erbsünde und etwaiger persönlicher Sünden tilgt. Der Taufbrunnen erinnert auch an die Verpflichtung, zu leben aus der Kraft der Taufe, aus unserer Eingliederung in den Leib Christi, aus unserer Erfüllung mit dem Heiligen Geiste. In der Kirche steht der Altar. Wir wissen: Das ist der Mittelpunkt der Kirche, das ist die Stätte, an der das heilige Messopfer gefeiert wird, unser größter Schatz, unser größtes Glück. Am Altar begegnen sich der unwandelbare Gott und der wandelbare Mensch. Der Priester, der um diesen Zusammenhang weiß, betet jeden Tag, bevor er zum Altar emporsteigt: Lass deinen Heiligen Geist auf deinem Diener ruhen, auf dass er würdig sei, in der Reinheit des Herzens alle Tage das Opfer deines heiligen Sohnes darzubringen, dir zur Ehre, uns zum Heil. In der Kirche steht der Tabernakel, das Zelt, in dem der eucharistische Heiland seine Wohnstätte hat. Er bleibt nach Beendigung der heiligen Messe in der Kirche. Es kann ja noch einer kommen, der noch nicht kommuniziert hat, es kann ein Kranker, ein Sterbender nach ihm verlangen; darum harret er aus im Zelt des Tabernakels. Gläubige können kommen und stille Zwiesprache mit ihm halten; darum bleibt er. Im Tabernakel wird das Altarsakrament aufbewahrt, und davor brennt ständig eine Lampe. Jeder weiß: Eine Kirche,

in der diese Lampe brennt, ist eine katholische Kirche, hier ist der Herr des Himmels und der Erde gegenwärtig: Kommt und lasst uns ihn anbeten! In der Kirche steht der Beichtstuhl. Hier wird das große heilige Sakrament der Sündenvergebung gespendet. Hier erlebt der Priester das Wunder der Bekehrung und der Umkehr. Kein geringerer als Friedrich Nietzsche hat einmal gesagt: „Es ist die tiefste Nützlichkeit des katholischen Priesters, ein heiliges Ohr, ein verschwiegener Brunnen, ein Grab für Geheimnisse zu sein.“ Den Ort der Verwaltung des Bußsakramentes in der Kirche zu bestimmen, ist heute weitgehend den Bischofskonferenzen überlassen – ich meine zu ihrem Unglück. Beichten ist kein Gesprächsvorgang, Beichten ist ein Gnadengericht, und dazu ziemt es sich, dass man kniet. In der Kirche stehen – bildlich gesprochen – zwei Tische: der Tisch des Sakramentes und der Tisch des Wortes. Das Wort Gottes ist auch eine Speise, eine Speise unserer Seele. Es erhält unsere Seele im Gnadenleben und stärkt sie, so wie das Brot den Körper stärkt. Die Kirche ist der geeignete Ort für die Verkündigung des Evangeliums. Die Kanzel oder der Ambo ist die Stätte, wo die heiligen Texte verlesen werden und wo das Wort Gottes ausgelegt wird. Der Ambo ist eine Bühne – ja so kann man sagen –, eine Art Bühne für die Verlesung der Perikopen und den Vortrag der Predigt. Er ist geschichtlich der Vorläufer der Kanzel. Die Kanzel wurde regelmäßig in der Mitte der Kirche aufgestellt; ihre Entfernung oder ihre Nichtbenutzung ist kein Fortschritt. Von der Kanzel war das Wort Gottes viel besser zu vernehmen als vom Ambo. Kirchen haben in der Regel hohe Wände. An den Wänden der Kirche befinden sich zwölf Kreuze. Sie erinnern an die zwölf Apostel. Unsere Kirche ist die apostolische Kirche, sie geht zurück auf die Apostel und ihre Lehre, und sie ist heute noch an diese Lehre der Apostel gebunden. Das sind die Apostelkreuze, die Sie hier sehen. Bis vor etwa 60 Jahren waren in allen Kirchen die 14 Stationen des Kreuzwegs unseres Heilandes angebracht. Wenige Andachten, meine lieben Freunde, sind so ergreifend und so nützlich für das Seelenleben wie die Kreuzwegandacht. Diese Weise der Verehrung des Kreuzes kam auf, als die Pilger nicht mehr nach Jerusalem pilgern konnten, um dort den historischen Kreuzweg zu gehen; sie sind also eine Nachahmung des historischen Kreuzwegs des Herrn in Jerusalem.

Kirchengebäude sind zuerst und zuoberst Geschenke an Gott. Sie werden ihm als Eigentum und zu seiner Verehrung übergeben. Aus dieser Bestimmung erklären sich die oft riesenhaften Ausmaße der mittelalterlichen Kirchen; die waren ja viel zu groß für die wenigen Menschen. Aber die mittelalterlichen Menschen haben eben beim Kirchbau nicht zuerst an die Gemeinde gedacht, sondern zuerst an Gott. Um ihn zu ehren, haben sie ihre gewaltigen Kirchengebäude errichtet. Sie dachten an die Gott geschuldete Anbetung, als sie sie bauten. Die Kirchengebäude sollten seine Herrlichkeit verkünden und seinen Namen preisen. Gotteshäuser sollen schön sein. Schön ist das Leuchten der Form. Wenn Gotteshäuser prachtvoll geziert sind, kann dies ein Hinweis auf Gottes Schönheit sein. Die Kirche muss so gestaltet werden, dass sie ihrem überirdischen sakralen Zweck dient und ihn deutlich zum Ausdruck bringt. Nur eine feierliche, hoheitsvolle Haltung kann würdigen Eindruck machen und kann geeigneter Ausdruck des Ewigen und Göttlichen sein. Die Erhabenheit und Schönheit des Gotteshauses sollen den Geist des Besuchers über das Alltägliche und Irdische erheben. Die Kinder dieser Welt verfahren ähnlich. Man kann Konzerte veranstalten in Fabrikhallen, in Privathäusern, und dennoch werden überall Häuser und Säle für Konzerte veranstaltet. In Berlin hat man sieben Jahre lang an der Erneuerung des Gebäudes für die Staatsoper gebaut – sieben Jahre für die Erneuerung des Gebäudes der Staatsoper. In Hamburg hat man hunderte Millionen ausgegeben für die Elbphilharmonie. Die Kinder dieser Welt machen uns vor, wie wir mit unseren Kirchenbauten umgehen sollen, nämlich würdig. Kirchengebäude dienen natürlich auch der Gemeinde. Die Gläubigen sollen sich angezogen fühlen, sie sollen sich darin wohlfühlen. Das Innere und das Äußere einer Kirche soll so eingerichtet sein, dass es die Besucher zur Andacht stimmt. Im Strudel der Geschäfte und der Arbeit ist es regelmäßig schwer, sein Gemüt für längere Zeit zu Gott zu erheben. Dazu sollen die Kirchen den Menschen auf ihre Weise helfen. Kirchen sollen vom Geräusch der Welt abgesondert sein, Stätte der Stille, Orte der Zwiesprache mit Gott. Gotteshäuser sind Bethäuser. Hier erheben die Besucher still oder vernehmlich ihre Stimme zu Gott in Anbetung, Dank und Bitte. Der Kirchenbau soll Gemeinschaft stiftende Erscheinungsform der Religion sein. Er ist Versammlungsraum, ja, das ist er auch, Versammlungsraum für den Vollzug des gesamten Gottesdienstes. Und er muss deswegen auch auf die liturgische Handlung bezogen werden, also die Kirche muss liturgiegerecht sein, d.h. sie

muss die lebendige Teilnahme am Messopfer ermöglichen: den Anschluss an den zelebrierenden Priester, die Beobachtung seiner Zeremonien, die Vernehmbarkeit seiner Gebete.

Kirchen, Gotteshäuser sind Stätten der Religion, der Gottesverehrung. Sie haben aber darüber hinaus eine enorme kulturelle und soziale Bedeutung. Mit ihren Kirchen hat unsere Kirche einen gewaltigen Beitrag zur Kultur unseres Volkes geleistet. In zahllosen Städten sind die katholischen Kirchen Hauptanziehungspunkte der Besucher. Der Dom von Köln wird jährlich von 6 Millionen besucht. Die Kirchengebäude sind ein wesentlicher Bestandteil des Kulturerbes des deutschen Volkes. Es war in der Zeit des Dritten Reiches, als uns Kindern der Geschichtslehrer erklärte: In den Dörfern gibt es kein kulturell wertvolles Gebäude außer der Kirche. Architektur, Bildhauerkunst und Malerei wurden durch die Errichtung und Ausstattung von Kirchen durch nahezu zweitausend Jahre gefordert und gefördert. Kirchen sind Kulturobjekte, aber auch wirtschaftlich und gesellschaftlich bedeutsame Objekte. Man denke an die soziale Komponente: Kirchbauten geben Hunderttausenden von Menschen Arbeit und Brot. Religiöse Bauten haben seit fast zweitausend Jahren zahllosen Menschen Lebenssinn verschafft. Der Kirchenbau hat sich im Laufe der Geschichte verändert. Baustile prägen ganze Epochen, aber jeder Baustil sagt etwas vom Glauben unserer Kirche aus. Die romanische Baukunst schuf machtvolle turmbewährte Bauten als Gruppenbau mit je drei Türmen in der Ost- und Westpartie, eine herrlich prangende Gottesburg. Denken Sie an die wunderbaren Bauten in Limburg an der Haardt, in Speyer, in Hersfeld, oder ein klassisches Beispiel ist der Dom zu Worms. Die Gotik ist gekennzeichnet durch den starken Zug zum Chor hin, das machtvolle Streben nach oben, das sich nach allen Richtungen durchflutende Leben, die Geschlossenheit, die Zielstrebigkeit und Durchsichtigkeit ihres baulichen Organismus, und besonders die Überwindung und Entmaterialisierung der Massen durch das Spiel von Kräften. Gotische Dome stehen in großer Fülle in Frankreich, in England, aber auch in Deutschland; denken Sie an Straßburg, Köln, Aachen. Die Renaissance bevorzugte den Zentralbau, da die ihm zugrundeliegende Form, der Kreis, als mathematisches Symbol für Gott galt. In dieser Epoche ist unendlich viel an Ausstattung für die Kirchen verwendet worden, vor allem in Italien, in Florenz, in Venedig, in Mailand, in Siena. Denken Sie an Il Gesù in Rom oder an San Giorgio in Venedig. In Deutschland haben wir wenig Renaissancebauten. Ich kenne nur eine, nämlich die Michaelskirche in München. Der Barockstil behielt die antiken Formelemente der Renaissance bei, verschmähte aber ihre Anordnung in klassischer Ruhe und Harmonie. Der Barock suchte Bewegung und Häufung der Formen. Er erlangte vor allem in Süddeutschland und Österreich eine nirgends sonst erreichte Hochblüte. Denken Sie an die barocken Kirchenbauten in Melk, in Weingarten, in Einsiedeln, in St. Gallen. Den Rokokostil charakterisiert die Entspannung von der Monumentalität, von dem Pathos und von der Dramatik. Er liebt die Kleinform, die Leichtigkeit, die Beweglichkeit, die Helligkeit, die Zartfarbigkeit, die Idylle. Für den Rokoko sind die spielerischen Formen der Innendekoration charakteristisch. Denken Sie an Vierzehnheiligen in Franken, an die Wieskirche in Oberbayern und an die Kirche in Birnau am Bodensee. Der klassizistische Baustil lässt das Formale hervortreten, das Irrationale soll gebändigt werden durch das Rationale; streng sachlich wird gebaut. Einfachheit und Ebenmaß aller Verhältnisse wird angestrebt. Aber der Klassizismus hat einen Mangel an Wärme, hat sich deswegen in Deutschland auch nicht durchsetzen können. Dem klassizistischen Stil gehört an: die Kathedrale von Berlin, die St. Hedwigs-Kirche. Der moderne Kirchenbau ist alles andere als einheitlich, es haben sich die Stile abgewechselt: der Jugendstil, der Bauhausstil, der Stil der liturgischen Bewegung, letzterer z.B. etwa in St. Josef in Offenbach. Es kam der frei geformte Betonbau auf und fand vielfach Beifall. Der Beton ermöglicht die Farbverglasung, Helligkeit und gute Sichtbedingungen, er lässt sich sehr gut formen.

Die Heiligkeit des Ortes fordert ein entsprechendes Verhalten. Schon im Alten Testament heißt es: „Ihr sollt Ehrfurcht haben vor meinem Heiligtum.“ Ehrfurcht ist zunächst eine innere Haltung, soll sich aber auch nach außen verbreiten. Überflüssiges Schwätzen, überflüssiges Herumschauen haben in der Kirche keinen Platz. Es ist auch zu fragen, ob das von Papst Franziskus angeordnete gemeinsame Mittagessen in der Kirche zu Bologna mit der Heiligkeit des Ortes zu vereinbaren ist.

Der Schnellzug von Frankfurt nach Basel fuhr einmal an einer Ortschaft vorbei, in der eine neu erbaute Kirche ihren schlanken Turm zum Himmel erhob. Ein Student kommentierte den Bau: „Die Leute da hätten ihr Geld auch für etwas besseres verwenden können als für eine Kirche.“ Brauchen

wir Kirchen, meine lieben Freunde? Wir brauchen Kirchen, weil wir Orte der Stille, der Sakralität, des Gebetes brauchen. Wir brauchen Kirchen, damit im Kreischen der Autos und im Brummen der Flugzeuge der Herr der Erde und des Himmels nicht vergessen wird. Wir brauchen Kirchen, damit die Menschen behalten, dass Essen und Trinken, Arbeit und Erholung nicht das Leben ausmachen. Das Gebet gewinnt dann größere Kraft zur Erlangung der göttlichen Hilfe, wenn es öffentlich, beharrlich und einträchtig von vielen verrichtet wird. Ich war etwa 14 Jahre alt, als der Physiklehrer eines Tages zu mir sagte: „Junge, lauf nicht den Pfaffen nach, glaub nicht an den schwarzen Schwindel. Wenn du beten willst, geh in den Wald.“ Man kann im Walde beten, aber im Walde finden wir nicht das Opfer Christi, finden wir nicht das Evangelium. Es ist kein Vergnügen, die heilige Messe an ungeweihter Stelle feiern zu müssen. Ich habe in der Deutschen Demokratischen Republik – wo ich ja fünf Jahre war – die Gottesdienstfeier in Schulen, in evangelischen Kirchen, in Wohnräumen, in einer Küche halten müssen; das ist kein Vergnügen. Die Umstände und die Umgebung machten den Gottesdienst zu einer Qual. Dem katholischen Gläubigen ist die Kirche eine geistige Heimat, hier ist er zu Hause. Der katholische Gläubige hängt an der Kirche, in der er getauft wurde, wo er die Erstkommunion empfing, wo er gefirmt wurde. Die Bindung an die Kirche ist in seinem Gemüt befestigt. Katholische Gläubige spenden und opfern gern für ihre Kirche. Sie möchten das Gotteshaus schön und anziehend finden. Der gläubige Christ geht gern in seine Kirche, in der er zu Hause ist. Als junger Mensch war ich eine Zeitlang in Sachsen. Dort gab es damals ganz wenige katholische Kirchen. Ich war glücklich, wenn ich eine fand und in sie eintreten konnte. „Wie freute ich mich, da man mir sagte: Wir ziehen zum Hause des Herrn.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Geladenen waren der Einladung nicht wert

15.10.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Evangelium der heutigen heiligen Messe erzählt der Herr ein Gleichnis: Ein hoher Mann lädt zu einem Festmahl ein, aber die Gäste kommen nicht. Die Einladung steht, aber die Geladenen lehnen sie ab. Das Gleichnis ist ein Bild, ein Bild für das Verhältnis Gottes zur Menschheit. Der Herr im Gleichnis ist Gott, und die Geladenen sind die Menschen. Man kann in einem richtigen Sinne sagen, dass Gott das Heil anbietet. Gott zwingt die Menschen nicht. Er hat den Menschen frei geschaffen und respektiert seine Freiheit. Er lädt ein, aber man muss dazu sagen: Gottes Angebote sind verpflichtend. Es ist nicht in das Belieben des Menschen gestellt, ob er sie annimmt oder nicht; wer sie abweist, macht sich schuldig. Das Angebot Gottes geschieht grundlegend durch das Leben und die Verkündigung des Messias. Er hat zur Umkehr gerufen, er hat zum Anschluss an seine Person aufgefordert, er hat zum Hören seiner Botschaft eingeladen. „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wandelt nicht in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ Zur Verbreitung seines Angebotes hat sich der Herr Helfer erwählt: seine Jünger, seine Apostel. Er sandte sie vor sich her, um sich den Weg bereiten zu lassen. Nach seiner Himmelfahrt übertrug Christus die Aufgabe, seine Einladung auszusprechen einer Institution; wir nennen sie katholische Kirche. Sie entfaltet eine breit gefächerte Tätigkeit, um Gottes Anerbieten an die Menschen heranzutragen. Mission, Predigt, Unterricht weisen unaufhörlich auf Gottes Angebot hin. Alle Gotteshäuser, alle Kapellen rufen die Menschen zum Einkehren an Gottes Tisch. Die Glocken verkünden das Angebot Gottes. Die Mainzer Zeitung bringt an jedem Freitag die Gottesdienstzeiten für alle Orte ihres Verteilungsgebietes – immerhin.

Doch das Heilsangebot Gottes findet nicht die erwartete Aufnahme. Der Heilsträger Jesus Christus musste die traurige Erfahrung machen: Das Licht leuchtete in der Finsternis, aber die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht. Seinen Mitarbeitern ging es nicht anders. Als der Heilige Geist über die Jünger kam, und sie in verschiedenen Sprachen die Großtaten Gottes verkündeten, da waren die Anwesenden außer sich und ratlos. Andere spotteten und hielten die Apostel für betrunken. Als Paulus in Athen die Auferweckung Jesu von den Toten predigte, wurde er ausgelacht; in Ikonium steinigte man ihn. Paulus sah in dieser Ablehnung die Erfüllung der Weissagungen der Propheten. Wie steht es heute, meine lieben Freunde, 2000 Jahre nach dem Eintritt Gottes in die Welt der Menschen? 2000 Jahre nach dem ersten Ausrufen der Einladung zu dem großen Gastmahl? Der Islam, eine ungeheuerliche Verirrung, ist die am schnellsten wachsende Religion. In zahlreichen Ländern Afrikas und Asiens hat er das Christentum ausgelöscht. Er schickt sich an, sich immer mehr in Europa auszubreiten. Deutschland unter Frau Merkel öffnet ihm die Tore! Was tun die Christen im einstmaligen christlichen Europa? Sie verachten die Offenbarung Gottes, sie schmähen seinen heiligen Namen, sie leben, als ob es Gott nicht gäbe. Gott hält seine wunderbaren Gaben bereit, aber die überwältigende Mehrheit der katholischen Getauften legt keinen Wert auf die Sakramente; zahlreiche Kinder katholischer Eltern bleiben ungetauft. Die Einladung steht, die Bedingungen sind bekannt, aber die Verantwortlichen finden den Weg zu dem heiligenden Wasser nicht. Noch immer werden an vielen Stellen Messopfer dargebracht, wovon die „Nachfolge Christi“ sagt: „Wenn der Priester am Altar die heiligen

Geheimnisse feiert, verherrlicht er Gott, erfreut er die Engel, erbaut er die Kirche, hilft den Lebenden, verschafft den Toten die ewige Ruhe und macht sich selbst aller Güter teilhaftig.“ Aber die übergroße Mehrzahl der katholisch Getauften bleibt diesem heiligen Geschehen fern. Am Tag seiner Auferstehung hat der Herr als Ostergeschenk das Bußsakrament eingesetzt, das die Priester verwalten. In den Kirchen stehen die Beichtstühle, die Stätten der Sündenvergebung. Als ich im Jahre 1951 zum Priester geweiht wurde, da haben wir jeden Tag Beicht gehört, jeden Tag vor und nach der Messe, und am Samstag natürlich am Nachmittag. Und die Menschen kamen, sie kamen treu in großer Menge, die Jugendlichen kamen. Ich habe Jugendliche erlebt, die alle 4 Wochen zur heiligen Beicht gingen. Heute brechen die Beichtstühle wegen ihrer Leere zusammen!

Wie erklärt es sich, dass so viele Menschen der Einladung Gottes nicht folgen? Woher kommt die Ablehnung? Für den beklagenswerten Zustand der europäischen Christenheit werden mancherlei Gründe genannt. Man verweist auf die Konsumversessenheit der Menschen; sie wollen genießen. Aber das ist keine ausreichende Erklärung. Man kann sich satt essen und trotzdem fromm sein. Andere meinen, die Verkündigung der Kirche müsse modern, zeitangepasster sein. Aber die Menschen lehnen unsere Verkündigung nicht deswegen ab, weil sie nicht modern ist, sondern weil sie dadurch in ihren Vergnügungen gestört werden. Der tiefste und allgemeinste Grund für die Religionsverdrossenheit so vieler heutiger Menschen ist der Verlust des Glaubens. Viele, wahrscheinlich die meisten von denen, die die Einladung ablehnen, haben keinen lebendigen, keinen festen Glauben an Gott. Und wer Gott nicht kennt, wie soll der seine Gaben schätzen? Im Christentum hängt buchstäblich alles am Glauben. Im Brief an die Hebräer steht geschrieben: „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen.“ Aus dem mangelnden Glauben ergeben sich auch die anderen Verhaltensweisen der Menschen. Warum erscheinen sie nicht, um die Einladung Gottes anzunehmen? Sie folgen der Einladung nicht, weil sie religiös gleichgültig sind, die Religion interessiert sie nicht. Sie sind mit Beruf und Erwerb, mit Sport und Politik beschäftigt, das reicht, nach ihrer Meinung. Das Heer der Gleichgültigen ist unermesslich groß und wächst noch immer. Vor einigen Jahrzehnten hat der Großstadtpapst von Berlin, Karl Sonnenschein, gefragt: „Was ist größere Gefahr: Sekte, Freimaurertum, Apathie? Die Apathie ist es, wahnsinnige Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge.“ Wer gleichgültig ist gegen Gott, beleidigt Gott, er setzt ihn herab, er kränkt seine Majestät. Die Gleichgültigen vergessen, dass wir Gott etwas schuldig sind. Die zweite Frage im Katholischen Katechismus für Mainz von 1926 lautete: „Was will Gott von uns?“ Die Antwort hieß: „Gott will, daß wir seine Lehre glauben, seine Gebote halten, seine Gnadenmittel gebrauchen.“ Kurz und bündig wurde hier beschrieben, wie die Einladung Gottes aussieht.

Gottes Einladung steht, aber die Geladenen folgen ihr nicht. Warum nicht? Weil viele leichtfertig sind. Sie haben den Ernst des Lebens nicht begriffen, sie wollen vom Ernst des Lebens nichts wissen. Ich will Spaß haben, sagte ein sehr bekannter deutscher Fußballer, als er wieder einmal seine Frau wechselte: Ich will Spaß haben. Wir haben nur ein Leben. Es gibt kein zweites, es gibt keine Wiederholung, es gibt auch keine Nachbesserung. Was beim ersten Mal nicht gelingt, ist für immer verloren. „Ein jeder ist so viel wert, als die Dinge wert sind, um die es ihm ernst ist“, hat der heidnische Kaiser Marc Aurel einmal gesagt. Ein jeder ist so viel wert, als die Dinge wert sind, um die es ihm ernst ist. Und ein Apostel unserer Tage mahnt: „Spiel nicht mit dem Leben, du verfügst nicht über das Leben! Spiel nicht mit dem Eigentum, du trägst es zu Lehen! Spiel nicht mit dem Kinde, es ist keine Puppe für deinen Salon! Spiel nicht mit dem Körper, er dient ewigen Zielen! Spiel nicht mit der Ehe, sie ist nicht Genuss, sondern Pflicht, Menschheitsberuf!“ Es ist eine Täuschung, wenn man meint, dass die gegenwärtige Stunde nicht die entscheidende Stunde sei. Jeder Tag, meine lieben Freunde, ist der beste Tag des Jahres. Niemand hat vom Leben etwas Ordentliches gelernt, solange er nicht weiß, dass jeder Tag Gerichtstag ist. Immer die gegenwärtige Stunde ist die Stunde Gottes. Was man von der Minute ausgeschlagen hat, das gibt einem keine Ewigkeit zurück.

Gott lädt ein in das Reich seiner Gnade, aber die Eingeladenen gehen ihrer Wege. Sie missachten die Einladung, weil sie nicht in der gehörigen Verfassung sind, in der gehörigen inneren Verfassung. Aber sie tun auch nichts, um diese Verfassung zu erwerben. Sie schieben die Wende, die große religiöse und sittliche Wende ihres Lebens auf. Das ist gefährlich, meine lieben Freunde, es ist gefährlich, die Bekehrung zu verschieben, denn die Neigung, sich zu bekehren, kann abnehmen oder

erlöschen. Die Zeit zur Bekehrung kann verrinnen. Gott hat uns weder ein langes Leben noch den morgigen Tag versprochen. „Der Himmel tut sich auf, der Bräutigam kommt gegangen. O Braut, wie willst du ihn ohn's Hochzeitskleid empfangen?“, so hat unser schlesischer Dichter Angelus Silesius geschrieben. Der Himmel tut sich auf, der Bräutigam kommt gegangen. O Braut, wie willst du ihn ohn's Hochzeitskleid empfangen? Wir dürfen unsere Lebenszeit nicht im Zustand der Todsünde verbringen. Wir müssen Gott im Gnadenstand begegnen, und zwar nicht in ferner Zukunft, sondern hier und jetzt. Gott hat Anspruch auf unser tadelfreies Leben, nicht bloß im Alter, sondern auch in der Jugend und in der Zeit der Reife. Wir dürfen ihn nicht um unseren Dienst betrügen.

Von dem Herrn, der sich müde gearbeitet hat, geht die Einladung aus, in seine Arbeit einzutreten. Was können, was müssen wir tun, um der Einladung Gottes folgen zu können? An erster Stelle müssen wir wachen. Wer wachsam ist, vernimmt die Einladung des Herrn. Er hört, wenn der Herr anklopft und seine Forderungen an uns stellt. Die Wachsamkeit richtet sich gegen den Satan und sie gilt den Schätzen, die uns zuteil geworden sind, also der Freundschaft Gottes, der heiligmachenden Gnade, der Anwesenheit des Heiligen Geistes, der Gotteskindschaft. Und wer sind diejenigen, die den Ruf Gottes annehmen, die ihm folgen? Es sind diejenigen, zweitens, die arbeitsam sind. Es sind die, welche die Arbeit sehen und sich nicht vor ihr drücken. Das Reich Gottes wird nicht den Schlafenden gegeben, sondern denen, die arbeiten im Dienste des Herrn und wachsam sind. Wer in der Nachfolge Christi steht, ist gehalten, ihm in seinem Arbeitseifer zu folgen. Die Heiligen haben ohne Ausnahme ein strenges Arbeitsleben geführt. Es gibt keinen einzigen Heiligen, der es sich bequem gemacht hätte. Die Kirche lebt nicht vom Mindestmaß, auch nicht vom Durchschnitt, die Kirche lebt vom Übermaß, die Kirche lebt von der Heiligkeit, die Kirche lebt vom Vollmaß. Der Herr kannte keinen Ruhestand. Auch seine Apostel sind nicht mit 65 Jahren aus dem Arbeitsleben ausgeschieden. Sie haben gearbeitet, solange sie es vermochten. Ich verstehe nicht, wie Priester, die noch arbeitsfähig sind, sich auf eine bestimmte Altersgrenze berufen und aus dem tätigen Leben der Seelsorge ausscheiden. Mahnt sie nicht ihr priesterlicher Charakter, das unauslöschliche Siegel, zur Arbeit, zum Dienst an den Seelen? Ich erlebte einen Priester, der mit 65 Jahren in den Ruhestand ging. Ich fragte ihn, was er jetzt machen wolle. Er antwortete, er wolle reisen. Ja, sind wir zum Reisen bestellt oder zum Dienst an den Seelen? Viele Bischöfe gehen ihnen mit schlechtem Beispiel voran. Ich verstehe nicht, wie Bischöfe sich zur Ruhe setzen, die ohne Weiteres weiter arbeiten könnten. Ich kenne Bischöfe, die mit 60 Jahren in den Ruhestand gegangen sind und danach mehrere Jahrzehnte frisch und munter gelebt haben. Ich finde, dass die Festsetzung der Altersgrenze für Pfarrer und Bischöfe eine Fehlentscheidung ist. Die Priester sollen wirken, solange sie es vermögen, solange sie es können. Und die Bischöfe sollen wirken, solange sie fähig sind. Ich wurde im Jahre 1940 gefirmt. Der Firmspender war der 81-jährige Bischof von Breslau, Kardinal Bertram.

Es gibt Bischöfe und Priester, die durch ihr beispielhaftes Leben zeigen, was Gott von seinen Dienern und Verwaltern seiner Geheimnisse erwartet. Karl Sonnenschein, der unvergessliche Apostel von Berlin, hat sein Leben in 52 Jahren verzehrt. Er hat gewiss nicht hausgehalten mit seinen Kräften, sondern sie in Tag- und Nachtarbeit verströmt. Aber er hat in seinem Leben und Wirken eine Weltstadt erhellt. Als er zu Grabe getragen wurde, da folgten ihm Zehntausende Berliner. Und die kommunistische Zeitung neigte sich in Ehrfurcht vor ihm. Johannes Dyba war nur 17 Jahre Bischof von Fulda. Aber in dieser Zeit hat er eine beispiellose Aktivität entfaltet, mutig und rastlos gewirkt, den zahlreichen Feinden zum Trotz. So hat er sein Leben zerschossen. Es gibt Menschen, die sagen: Ich tue nichts Böses; aber sie tun auch nichts Gutes. Wir sollen Frucht bringen. Wer nichts Gutes tut, tut schon Böses genug. Der heidnische Kaiser Titus war bekannt wegen seines Edelsinnes und seiner Güte. Man erzählt von ihm, er habe, wenn er einmal niemand an einem Tage Gutes tun konnte, am Abend ausgerufen: Diem perdidit!, den Tag habe ich verloren. Lasst uns, meine lieben Freunde, heute Abend, wenn in unseren Häusern alles schläft, im Geiste durch die Zimmer gehen und denken: Die da schlafen, seien tot. Welche Vorwürfe hätten wir uns dann zu machen? Vorwürfe über ungeschehene Taten, unerwiesene Dienste, unausgesprochene Worte, nicht betätigte Liebe. Der große französische Dominikaner Lacordaire hat einmal den Ausspruch getan: „Jene Menschen werden selten sein, die beim Gericht vor Gott hintreten können, ohne jemand verloren zu haben, für dessen Seele sie Verantwortung trugen.“ Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird umgehauen und ins Feuer

geworfen. Ich sagte, dass der Herr das Heil anbietet, dass aber das Angebot verbindlich ist. Jeder Mensch ist gehalten, es anzunehmen. Wer das Angebot des Herrn ausschlägt, wer seine Einladung verschmäht, hat Grund, sich zu fürchten. Am Schluss des Gleichnisses vom Abendmahl, wie es uns der Evangelist Lukas berichtet, heißt es: „Keiner von den Männern, die geladen waren, wird von meinem Mahle kosten.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die lateinische Kultsprache (1)

22.10.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die katholische Kirche war bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil erkennbar an der lateinischen Kultsprache. Gegen die Glaubensneuerer des 16. Jahrhunderts hatte das Konzil von Trient entschieden: „Wer sagt, man dürfe die Messe nur in der Volkssprache feiern, der sei ausgeschlossen.“ In den folgenden Jahrhunderten war die lateinische Liturgiesprache im Wesentlichen unangefochten. Die Päpste wiesen immer wieder auf ihren unersetzlichen Wert hin. Papst Pius XII. erklärte am 22. September 1956, dass die Kirche aus schwerwiegenden Gründen an der unbedingten Verpflichtung des Zelebranten zum Gebrauch des Lateinischen unbeirrbar festhält. Papst Johannes XXIII. – also der Vater des Konzils – erklärte am 8. Dezember 1961, die lateinische Sprache sei die Muttersprache für die Söhne der Kirche und müsse auch in Zukunft den ersten Platz einnehmen. Die Gläubigen standen einmütig zu der lateinischen Kultsprache. Sie waren stolz darauf, denn sie begriffen ihre Notwendigkeit und ihre Nützlichkeit und vollzogen auch mit der lateinischen Kultsprache ihren Gottesdienst in innerer und äußerer Beteiligung, wie wir es ja in unserem Hochamt heute noch tun. Die Bekämpfung der lateinischen Sprache begann mit dem Konzil. Aber die Feinde dieser Sprache drangen nicht durch. Das Zweite Vatikanische Konzil legte fest: „Der Gebrauch der lateinischen Sprache ist zu erhalten.“ Ich wiederhole noch einmal diesen Satz aus dem Konzil: Der Gebrauch – nicht bloß das Andenken – der lateinischen Sprache ist zu erhalten. Das Konzil hat nichts davon verlauten lassen, dass diese Sprache verschwinden soll. Gleichzeitig forderte es auf, dass die Gläubigen die ihnen zukommenden Teile des Messordinariums auch lateinisch miteinander sprechen und singen können. Das waren die gesetzlichen Bestimmungen. Sie alle wissen, dass die Entwicklung nach dem Konzil sich gegen das Konzil für den ausschließlichen Gebrauch der Volkssprache im Gottesdienst entschieden hat. Der Unterschied der alten und der neuen Messe liegt nicht darin, dass die alte Messe lateinisch und die neue in der Volkssprache gefeiert wird, nein, nein, die neue Messe kann ebenso in der lateinischen Sprache gefeiert werden wie die alte Messe. Die vorbildliche neue Messe ist lateinisch konzipiert. Die Bücher, nach denen die Übersetzungen angefertigt sind, sind lateinisch. Dennoch, der gesamte oder fast der gesamte Klerus hat die lateinische Sprache verabschiedet und zelebriert lediglich in der Volkssprache. Der Widerspruch zum Konzil ist offensichtlich. Wir, wir sitzen im Konzil, nicht diejenigen, die die lateinische Sprache abgeschafft haben.

Die Kirche hat ihre Gründe, weshalb sie fast 2000 Jahre lang ihren Gottesdienst in lateinischer Sprache vollzogen hat. Die lateinische Sprache hat ihre Eigenschaften und ihre Vorzüge, die sie vor der Volkssprache auszeichnen. Ich will sie Ihnen nennen. Erstens: Die lateinische Sprache ist ehrwürdig durch ihren Ursprung und durch ihr Alter. Der Titel auf dem Kreuze, der die Schuld Jesu angab, war auch in lateinischer Sprache gehalten. Die lateinische Sprache war die Sprache des römischen Weltreiches, in dem das Christentum entstand. Sie ist die Sprache des antiken Rom. Die lateinische Sprache verbindet also unser Gotteslob mit den Gebeten der Martyrer in den Christenverfolgungen des Altertums und vermittelt uns dadurch die Gewissheit der Kontinuität, der bleibenden Verbindung mit ihnen. Die lateinische Sprache ist die Muttersprache aller romanischen Sprachen: des Italienischen,

des Spanischen, des Französischen, ja sogar des Rumänischen. Alle diese Sprachen gehen auf das Lateinische zurück. Und auch die englische Sprache hat viele lateinische Ausdrücke übernommen. Zweitens: Gottesdienst ist etwas anderes als Berufsarbeit oder Unterhaltung. Gottesdienst ist Verbindung mit Gott, Anbetung Gottes, Darbringung des Opfers, Vereinigung mit Christus. Die Andersartigkeit und die Erhabenheit dieses Geschehens verlangen nach einem äußeren Ausdruck. Es geziemt sich, dass die Sprache, welche das Höchste des menschlichen Geistes auszudrücken sucht, eine ausgewählte, nicht die gewöhnliche, nicht die Alltagssprache ist. Dem Alltagsgeschehen entrückt, unterstützt die lateinische Sprache den sakralen Charakter der Liturgie. Gottesdienstraum und eigene gottesdienstliche Gewandung zeigen an, dass hier etwas anderes vor sich geht als im Alltag. Und die lateinische Kultsprache trägt zu ihrem Teil dazu bei, die Gottesdienstbesucher innerlich und äußerlich für den Eintritt und den Vollzug des Mysteriums zu bereiten. Die eigene Kultsprache ist Symbol für das Mysterium der Religion. Hier geht etwas vor sich, was menschliches Begreifen übersteigt. Hier geschieht etwas, was im Alltag nicht zu erkennen ist. Die Sakralsprache Latein ist Symbol der unsichtbaren, aber realen Gegenwart Gottes im heiligen Messopfer. Sie macht das Messopfer transparent, durchsichtig für das innerliche und innere Geschehen. Drittens: Die lateinische Sprache ist eine geheimnisvolle Sprache. Es ist wahr: Die große Mehrheit der Bevölkerung versteht sie nicht; sie hat sie nicht gelernt in der Schule wie wir. Durch ihren Gebrauch wird den Menschen zu verstehen gegeben: Hier am Altar geschieht etwas nicht Alltägliches, etwas Geheimnisvolles, was man nicht begreifen kann. Wir sind, wenn wir die lateinische Sprache gebrauchen, in guter Gesellschaft. Sowohl Juden wie Heiden bedienen sich beim gottesdienstlichen Geschehen einer Sprache, die nicht die Alltagssprache ist. Wenn Jesus in der Synagoge oder im Tempel war, hat er nicht das Aramäische, die Umgangssprache, gehört, sondern das Althebräische. Christus und die Apostel wohnten dem Gottesdienst in der althebräischen Sprache bei. So ist es noch heute überall im Osten. Die Griechen haben bis heute beim Gottesdienst die altgriechische Sprache, nicht die Umgangssprache, das Neugriechisch. In der russischen Kirche ist es ebenso. Die orientalischen Riten benutzen ältere Sprachformen im Gottesdienst, die nicht mehr gesprochen werden. Die Syrer, die Ägypter, die Georgier, die Armenier; sie alle benutzen eine Sprache, die nicht die Umgangssprache ist, und denken nicht daran, diese alten Sprachen aufzugeben.

Viertens: Die Kirche ist eine Einrichtung, die nicht nur in der Zeit, sondern auch über der Zeit steht. Sie benötigt eine Sprache, die ihrer zeitüberhobenen Beschaffenheit entspricht. Diesem Bedürfnis kommt die lateinische Sprache entgegen. Sie ist keiner Entwicklung aus sich selbst heraus unterworfen und darum besonders geeignet, die ewigen und unveränderlichen göttlichen Wahrheiten mit menschlichen Mitteln auszudrücken. Sie ist dem Wandel der Zeit enthoben und wahrt so das ehrwürdige Alter und den ewig gültigen Gehalt der liturgischen Texte. Sie ist, weil sie keiner Veränderung unterworfen ist, auch ein Schutz gegen jede Entstellung und Verfälschung. Der Sinn der Worte bleibt sich durch die Jahrhunderte gleich. Das ist bei den Nationalsprachen nicht der Fall. Viele Worte ändern ihre Bedeutung. Denken Sie etwa an die Worte Kerl, Weib, Dirne; das waren früher ganz normale Ausdrücke. Heute haben bei uns einen pejorativen, also ins Schlechte gewendeten Sinn. Oder denken Sie an das Wort Leichnam; Fronleichnam, Leib des Herrn. Leichnam bedeutete früher Leib, heute ist es der tote Leib. Fünftens: Die lateinische Sprache ist Sinnbild und Schutz der Einheit im Glauben. Ihr allgemeiner Gebrauch in allen Regionen der Erde garantiert zu ihrem Teil die allgemeine Übereinstimmung im Bekenntnis der christlichen Wahrheit. Man kann nicht vom Inhalt der katholischen Religion abgehen, wenn überall in derselben Sprachgewalt gebetet und verkündet wird. Die lateinische Sprache gestattet auch die leichtere Überwachung der Liturgie und der darin zum Ausdruck kommender Lehre der Kirche vor Verderbnis. Sie schützt die heiligen Handlungen und Gebete auf ihre Weise vor Entweihung. Die Einheit und Reinheit des Glaubens kann durch die Verschiedenheit der Volkssprachen gefährdet werden. In der Abschaffung der lateinischen Sprache ist eine die Einheit des Glaubens sichernde Regel zerbrochen. Wenn Landessprachen gottesdienstliche Sprachen werden, können sich leicht Irrlehren einschleichen. Die vorliegende Übersetzung des lateinischen Messbuches ins Deutsche ist keine reine Übersetzung, sie ist eine Anpassung an die Denkstruktur und Sprachgestalt des Deutschen. Es ist eine Zumutung, meine lieben Freunde, es ist eine Zumutung, die lateinischen Wandlungsworte „pro multis“ mit „für alle“ zu übersetzen; das ist eine Zumutung. Die

lateinische Sprache verbindet die einzelnen Kirchen miteinander und mit der Kirche von Rom. Sie gestattet keine Absonderung und keine Trennung. Der Primas der polnischen Kirche hat in der 1. Sitzung des Vatikanischen Konzils gesagt: „Die lateinische Sprache ist das stärkste Band der Einheit der Kirche.“ Durch ihre übernationale Gestalt vermag die Kirche auch die Gegensätze zwischen den Nationen auszugleichen. Was machen denn die Katalanen jetzt, die sich von Spanien loslösen wollen? Sie erheben das Katalanische zur Waffe gegen die Einheit in Spanien. Und die Kirche hilft ihnen dabei, indem sie die katalanische Sprache im Gottesdienst zugelassen hat. Die Sprache wird zum Kampfmittel für Separatisten. Durch die lateinische Sprache fühlten sich die katholischen Christen aller Nationen miteinander verbunden und geeint. In der Fremde hörte der katholische Christ im Gottesdienst die heimatlichen Töne seines Glaubens. Der unvergessliche Kardinal Faulhaber hat einmal ausgeführt: Die Auswanderer aus Deutschland sagen uns, wenn sie in der Fremde fremde Laute hören und fremde Menschen um sich sehen, da fühlen sie sich heimatlos. Aber wenn sie in der Kirche das *Dominus vobiscum* hören, da fühlen sie sich wieder beheimatet. Der vorkonziliare katholische Christ war glücklich und stolz überall, in der Heimat und in der Fremde, die gleiche heilige Messe in der gleichen lateinischen Sprache zu finden. Diese Empfindung war richtig. Die Botschaft Jesu sucht eine Sprache, die am Sambesi, am Amazonas und am Jangtsekiang verstanden wird. Im Konzentrationslager Dachau beteten Geistliche aus 21 Nationen die lateinische Messe. Ich selbst habe diese Form der Messfeier mit Überzeugung angenommen und immer beibehalten. Von Papst Johannes XXIII. stammt die Aussage: „Die lateinische Sprache ist in hohem Maße dazu geeignet, bei allen Völkern die Kultur der Menschlichkeit zu fördern. Sie erregt nämlich keine Eifersucht, bietet sich den einzelnen Nationen unterschiedslos an und bevorzugt keine Seite.“ Ganz anders ist es seit Einführung der Nationalsprachen. Im Zeitalter des Nationalismus, der Vertreibungen und der Umsiedlungen wäre gerade eine einheitliche Liturgie dringend notwendig. Die Tschechen, die sich ja vom österreichischen Reich lösen wollten und gelöst haben, haben die tschechische Kultsprache zu ihrer Forderung erhoben, auf ihre Fahnen geschrieben. Als sie nach 1918 ihr Ziel erreicht hatten, da zeigte sich, dass sie mit der lateinischen Kultsprache auch die katholische Religion aufgegeben haben; sie wandten sich nämlich dem Hussitismus zu. Und ich sage noch einmal: Der Gebrauch der Volkssprache im Gottesdienst verschärft die nationalen und regionalen Gegensätze. In Katalonien werden die übrigen Spanier dazu gezwungen, eine Sprache im Gottesdienst anzuhören, die sie gar nicht verstehen; und in Katalonien leben Hunderttausende, wenn nicht Millionen nicht katalanischer Spanier.

Der polnische Kardinal Wyszyński – und das ist der sechste Punkt, den ich vorführen möchte – erklärte einmal: „Die lateinische Liturgiesprache ist ein Teil unserer Kultur.“ Kultur ist die geistige Verfasstheit eines Volkes; und die lateinische Sprache war eben in diese Kultur eingegangen. Der Klerus betete sein Brevier in lateinischer Sprache, er feierte die Messe in dieser Sprache, er spendete die Sakramente auf Latein, und so war er gehalten, sich gute Kenntnisse in dieser Sprache zu verschaffen. Die lateinische Sprache befähigte die vorkonziliaren Priester, die großen Kirchenlehrer in ihrem Urtext zu lesen: Augustinus, Thomas von Aquin. Im Priesterseminar lernten sie Hymnen und Gebete auf lateinisch auswendig. Die Verständigung mit Geistlichen fremder Länder geschah auf Latein. Als ich das erste Mal in Rom war, verstand ich noch kein Italienisch. Ich habe mich mit den italienischen Geistlichen auf Latein unterhalten. Und das gläubige Volk hatte Anteil an der Kultur des Lateinischen. Die Messdiener eigneten sich die Antworten in lateinischer Sprache an. Sie waren stolz darauf, dass sie diese lateinischen Texte auswendig konnten. Viele lateinische Worte und Begriffe sind vom Volke aufgegriffen worden. Jedermann weiß, was *Dominus vobiscum* heißt, was *Ite, Missa est* heißt. Jedermann weiß, was *Pax* ist, was *Agnus dei* heißt. Die lateinische Kultsprache hat zu ihrem Teil dafür gesorgt, dass das Lateinische im Bildungskanon der Völker erhalten blieb, auf den Universitäten gelehrt wurde und wird und in den Gymnasien unterrichtet wurde und wird, freilich immer mehr im Rückgang. Die Gebildeten lernten in der höheren Schule die lateinische Sprache und sie war ihnen in vielerlei Hinsicht nützlich oder gar notwendig. Wer Latein gelernt hat, der tut sich beim Erlernen der romanischen Sprachen viel leichter als derjenige, dem Lateinkenntnisse abgehen. Für den Lateinkundigen ist Italienisch zu lernen ein Kinderspiel. In Ungarn war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Latein die Amts- und Unterrichtssprache. So wurden die verschiedenen Völkerschaften in Ungarn geeint durch diese Sprache. Noch im 19. Jahrhundert unterhielten sich der Chefarzt einer Klinik und seine

Assistenten am Krankenbett in lateinischer Sprache. Die lateinische Kultsprache ist restlos der räsionierenden Alltagssprache erlegen. Mit der lateinischen Sprache ist auch die lateinisch konzipierte Kirchenmusik von der Gregorianik über Palestrina bis hin zu Anton Bruckner beerdigt worden. Ich kann nicht finden, meine lieben Freunde, dass die Abschaffung der lateinischen Sprache ein Gewinn für die Kirche war.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die lateinische Kultsprache (2)

29.10.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zum Königsfest unseres Heilandes Versammelt!

Am vergangenen Sonntag habe ich versucht, Ihnen die Gründe zu unterbreiten, weshalb unsere Kirche bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil auf der lateinischen Liturgiesprache bestanden hat. Ja, auch das Konzil hat daran festgehalten und angeordnet, dass der Gebrauch, nicht das Andenken, dass der Gebrauch der lateinischen Sprache erhalten bleiben muss. Gegen die lateinische Liturgiesprache wurden und werden Einwände vorgebracht, die sich zu offener Ablehnung und Abwehr versteiften, und ihre Feinde haben Erfolg gehabt. Der Gebrauch dieser Sprache ist fast überall verschwunden. Es sind zwei Einwände, die gegen die lateinische Kultsprache vorgebracht werden. Erstens: Der Gottesdienst in lateinischer Sprache ist den meisten Gottesdienstteilnehmern unverständlich. Richtig, zugegeben. Die Tatsache ist unbestreitbar, dass die meisten Gottesdienstbesucher die lateinische Sprache nicht gelernt haben. Zu bestreiten sind die Folgerungen, die daraus gezogen werden. Es ist nämlich gar nicht erforderlich, dass die gläubigen Gottesdienstbesucher die Sprache der Liturgie verstehen, es ist notwendig, dass sie den Inhalt dessen, was in der heiligen Messe geschieht, begreifen, dass sie ein Verständnis für das Wesen des Messopfers haben, und das muss ihnen der Unterricht, das muss ihnen die Predigt vermitteln. Im Mittelpunkt des gottesdienstlichen Lebens der katholischen Kirche steht nicht das Wort, sondern das Geheimnis, die Anbetung, das Gebet, das gemeinsame ebenso wie das persönliche Gebet des Einzelnen. Der Hauptzweck der Liturgie ist nicht die Belehrung des Volkes, sondern der Dienst Gottes, die Anbetung Gottes, die Verherrlichung des Vaters durch Christus im Heiligen Geist. Der Altar ist keine Kanzel und kein Ambo. Die Darbringung des Messopfers geschieht mehr in Handlungen als in Worten. Die Handlungen reden für sich, sie reden eine laute und verständliche Sprache. Jedermann weiß, was die Kniebeuge bedeutet, nämlich Anbetung. Allen ist klar, wozu die Gestalten in der heiligen Messe nach der Wandlung emporgehoben werden: zur Anbetung. Die gläubigen Christen verstehen die Kreuzzeichen, die der Priester ja so oft in der Messe macht. Sie bedeuten, dass man sich unter den Segen des gekreuzigten Heilandes stellt. Wer an Inhalt und Bedeutung des liturgischen Geschehens teilnimmt, wer davon unterrichtet ist, der kann fruchtbar die Messe mitfeiern, auch wenn er die gebrauchte Sprache nicht versteht. Er gliedert sich einfach in die Opfergemeinde ein, indem er sich an ihrem Vollzug beteiligt.

Umgekehrt ist zu fordern: Ist denn der Gebrauch der Landessprache ein durchschlagendes Heilmittel gegen die Unverständlichkeit der heiligen Worte? Ich behaupte: Die Unverständlichkeit der lateinischen Liturgiesprache steigert sich für alle, die der heute üblichen Volkssprache unkundig sind. Die Anwesenheit zahlreicher Personen, die die Landessprache nicht oder nur unzulänglich beherrschen, ist eine Tatsache. Wir haben in Deutschland 10 Millionen Menschen, die deutsch entweder überhaupt nicht kennen oder nur in Bruchstücken. Angesichts der heutigen Durchmischung der Bevölkerung kann der Gebrauch der Nationalsprache nur für deren Angehörige verständlich sein; Personen anderer Nationalität gehen leer aus. Der Priestermangel macht es unmöglich, allen unterschiedlichen Sprachgruppen je einen Priester ihrer Sprache beizugesellen; das ist ausgeschlossen. Das Problem verschärft sich in Regionen, die dauerhaft verschiedene Ethnien in sich bergen. In Obervolta,

einem afrikanischen Land, werden 60 verschiedene Sprachen gesprochen; aus diesen hat der Episkopat 17 als liturgische Sprachen ausgewählt. Der Erzbischof von Dakar, im Senegal, erklärte, für ihn sei das Latein im Gottesdienst unentbehrlich, denn in seiner Diözese würden 40 verschiedene Dialekte gesprochen. Die Verwendung der lateinischen Sprache im Gottesdienst hat ihren großen Wert und ihren Nutzen, weil sie die Menschen verschiedener Zunge zusammenbindet. Es wird keine Sprache begünstigt und keine zurückgesetzt.

Die Mobilität, also die Beweglichkeit der Menschen hat seit Jahrzehnten zugenommen. Ein relativ neues Phänomen ist das allgemeine Verreisen und das Verbringen des Urlaubs in anderen Ländern. Der Massentourismus ist eine offenkundige Tatsache. Er führt Millionen Menschen in Länder, deren Sprache sie nicht verstehen. Sie treffen dort aber im Gottesdienst nicht auf die lateinische, sondern auf die Landessprache. Sie ist ihnen genau so unverständlich oder noch unverständlicher als das Lateinische. Die deutschen Katholiken, die nach Spanien fahren, verstehen die spanische Sprache nicht, aber sie sollen, vom Kirchengebot gehalten, in die heilige Messe gehen. Also was bleibt ihnen übrig, als in eine Messe mit spanischer Sprache zu gehen. Das bedeutet, dass zahlreiche Menschen dem Wortlaut der Sprache, die im Gottesdienst verwendet wird, nicht folgen können. Deswegen muss man fragen: Ist diesen Menschen der Gottesdienst in lateinischer Sprache weniger zuzumuten als in spanischer oder katalanischer?

Auf dem Konzil traten Bischöfe auf, die erklärten, die Abschaffung der lateinischen Sprache und der Gebrauch der Volkssprache im Gottesdienst sei eine Frage auf Leben und Tod, d.h. das Leben wurde in der Verwendung der Landessprache gesehen, der Tod in dem Gebrauch der lateinischen Sprache. Nach ihrer Ansicht würde die Kirche sterben, wenn sie weiter Latein sprechen würde, und leben, wenn sie in der Landessprache reden würde. Dass die katholischen Christen nicht allgemein am Gottesdienst teilnahmen, das lastete man der lateinischen Sprache an, statt ihrer Trägheit, ihrer Gleichgültigkeit, ihrer Gottvergessenheit. Das würde sich augenblicklich ändern, wenn die Volkssprache gebraucht würde, dann würden die Menschen in die Kirche strömen. Die Vertreter dieser Ansicht haben sich durchgesetzt. Aber ist die Vorhersage eingetroffen? Die von der Abschaffung der lateinischen Kultsprache erwarteten Erfolge sind in keiner Weise eingetreten. Das Gegenteil: Die Liturgiereform hat die Gottesdienste nicht gefüllt, sondern geleert. Ihre Durchführung ist verantwortlich für die rapide Abnahme der Besucher des sonntäglichen Gottesdienstes. Dieser Auszug hat mehrere Ursachen. Die praktizierenden Christen vermissen die Feierlichkeit und Würde des vorkonzi-liaren Gottesdienstes. Eine fromme gebildete Dame sagte einmal zu mir: „Es sträubt sich etwas in mir, diesen Gottesdienst heilige Messe zu nennen; das ist es ja gar nicht mehr.“ Sie haben den Eindruck gewonnen, dass die Anbetung des dreieinigen Gottes durch die Gegenwärtigsetzung des Opfers Christi der zwischenmenschlichen Begegnung gewichen ist; ein Dialog von vorn nach hinten und von hinten nach vorn. Die Verdrängung der lateinischen Sprache hat vielen Menschen ein neues Motiv verschafft, vom Gottesdienst fernzubleiben. Sie gehen nämlich nur noch in den Gottesdienst, wenn er in ihrer Landessprache gehalten wird, und sie bleiben fort, wenn das nicht geschieht.

Der zweite Einwand gegen die lateinische Kultsprache wird von dem Postulat der tätigen Teilnahme hergenommen. Damit ist die Mitfeier der Gläubigen an der Liturgie gemeint. Das Zweite Vatikanische Konzil hat stark auf die tätige Teilnahme der Gläubigen am Gottesdienst der Kirche gedrungen. Mit Recht, diese Forderung ist berechtigt, aber sie ist nicht neu, ihr ist immer Genüge geschehen. Wer zuerst von der tätigen Teilnahme gesprochen hat, das ist Papst Pius X. gewesen. Die Sache ist so alt wie die Kirche. Es ist geradezu grotesk, zu behaupten, dass die Generationen vor uns nicht tätig am Gottesdienst teilgenommen hätten, sie haben auf ihre Weise teilgenommen. Die wissende, aktive und fruchtbare Teilnahme der Gläubigen am Geschehen der Messe hat es immer gegeben. Sie ist nicht an die Verwendung der Umgangssprache gebunden, denn die tätige Teilnahme ist zuerst und zuoberst und über allem eine innere, eine innerliche. Entscheidend für die Beteiligung am Opfer Christi ist die Vereinigung des Herzens mit dem sich opfernden Christus. Die Gottesdienstbesucher können und sollen sich am Vollzug des Messopfers beteiligen, indem sie ihren Geist und Sinn zu Gott erheben, indem sie sich dem sich opfernden Christus in Opfergesinnung anschließen. „Mein Heiland, du gehst durch dein Kreuz und Leid zum Vater. Nimm mich mit!“ Das ist der Sinn des Messopfers. Und wer diese Gesinnung hat, hat es gut mitgefeiert. Diese Weise der Teilnahme ist

unerlässlich. Ohne sie nützt alles äußere Getue, von Lektoren bis Kommunionhelfern, nichts. Und diese Teilnahme haben unsere Vorfahren immer geübt. Die tätige Teilnahme ist dann auch eine äußere, gewiss, also eine mit dem Körper vollzogene. Schon das Erscheinen zum Gottesdienst ist ja Ausdruck der äußeren Teilnahme. Sie tritt weiter zutage in den verschiedenen Körperhaltungen: im Stehen, im Knien, im Sitzen, im Gehen. Sie sind dem jeweiligen Geschehen am Altar angepasst. Auch das Sehen und das Schweigen und das Hören sind Weisen der tätigen Teilnahme. Es wird niemand gezwungen, in der Messe laut mitzubeten, auch die schweigende Teilnahme ist eine gültige Weise, sich am Messopfer zu beteiligen. Die äußere Teilnahme wird sodann geübt durch Mitbeten und Mitsingen. Der Anruf *Dominus vobiscum* (der Herr mit euch) und die Antwort *Et cum spiritu tuo* (und mit deinem Geiste), dieser Anruf und diese Antwort stellen mehrmals während der heiligen Messe die Verbindung zwischen Priester und Volk her. Die Gottesdienstbesucher kennen die ihnen zukommenden Teile, ja, sie verstehen den Sinn, denn sie haben ja die deutsche Übersetzung daneben stehen. Die äußere Teilnahme war den Besuchern der heiligen Messe immer und jederzeit möglich. Gewiss, die lateinische Sprache ist den meisten nicht bekannt, aber sie ist ihnen vertraut, sie haben sie im Ohr. Viele Begriffe und Formeln waren den Gläubigen schon lange, lange, bevor die Volkssprache eingeführt wurde, durch lange währenden Gebrauch bekannt. Das christliche Volk kannte und erkannte die hervorstechenden und die laut gesprochenen Worte des Priesters beim Gottesdienst. Es wusste, was *Gloria* bedeutet, was *Credo* bedeutet. Die Menschen waren vertraut mit dem *Sanctus*, mit dem „Vaterunser“. Und so viele lateinische Worte sind ja ins Deutsche übergegangen. Wenn es im Vaterunser heißt: „Geheiligt werde dein Name“, das Wort Name kommt vom lateinischen Nomen; da sieht man die Verwandtschaft. Wenn wir vom Kreuz sprechen, dann müssen wir an das lateinische *Crux* denken, die *Crux* im Lateinischen ist zum Kreuz im Deutschen geworden. Unsere Gottesdienstbesucher können lesen, sie besitzen ein Gebetbuch. Anhand des lateinisch-deutschen Gebetbuches können sie die lateinischen Texte verfolgen und ihre Übersetzung auf der anderen Seite des Buches nachlesen. Lateinische Messbücher mit nebenstehenden Texten der Volkssprache gibt es seit dem 18. Jahrhundert. Der Benediktiner Anselm Schott hat im Jahre 1883 ein lateinisch-deutsches Messbuch herausgegeben. Es hatte großen Erfolg. Im Jahre 1964 erschien die 67. Auflage. Die Gläubigen, die den Schott in der Hand haben, vermögen den lateinischen Text der priesterlichen Gebete, aber auch die ihnen zukommenden Gebete mit Leichtigkeit mit dem nebenstehenden deutschen Text zu verbinden. Es ist übrigens weder nötig noch empfehlenswert, dass die Gottesdienstbesucher alle Messgebete, die der Priester als erster Vollzieher des Messopfers spricht, mitsprechen. Entscheidend ist der innere Anschluss an das Messgeschehen, der Anschluss an den Opfergang Jesu Christi zum Vater. „Mein Heiland, du gehst durch Tod und Auferstehung zum Vater. Nimm mich mit!“ Das ist der Sinn der heiligen Messe.

Dazu kommen die Unzulänglichkeiten und Mängel der neuen Liturgie und der Art ihrer Verwendung. Ich kann hier nicht in eine Prüfung der neuen Liturgie eintreten; sie ist von vielen Fachleuten vorgenommen worden. Ihr Ergebnis lautet: Die neue Liturgie bleibt in ihrer Aussagekraft für den Glauben und in ihrer Segenskraft für den Teilnehmer hinter der alten Messe zurück. Anders ausgedrückt: Sie nährt den Glauben und sie befördert die Frömmigkeit weniger als die alte, die tridentinische Messe. Ich habe darüber ein Buch geschrieben, weswegen ich heftig angefeindet wurde, aber die Wahrheit hat den Vorrang vor dem ruhigen Leben. Der alleinige Gebrauch der Landessprache bringt dauerhafte Schäden für den Priester und die Gemeinde mit sich. Der Gebrauch der Landessprache mindert einmal die Intensität, mit welcher der Priester das heilige Geschehen am Altar vollzieht. Die Kraft und die Präzision, die Echtheit und die Fülle der lateinischen Texte gehen in der Umgangssprache verloren. Wenn alle Texte laut und zur Gemeinde gewendet gesprochen werden, bleibt die Innerlichkeit und Gottbezogenheit des Priesters leicht auf der Strecke. Der Priester, der zum Volk schaut, ist nicht so gesammelt wie der Priester, der auf das Kreuz schaut. Der Gebrauch der Landessprache verführt sodann den Priester zur Redseligkeit und zum Plappern. Die in den Rubriken vorgesehene Gelegenheit zum freien Sprechen – vor allem zum Beginn und am Ende der Messe – provozieren geradezu das Plaudern. Das überbordende Gerede zerstört Andacht und Würde des Gottesdienstes. Der Verlust setzt sich fort bei den Messbesuchern. Der Gebrauch, der unaufhörliche Gebrauch der Landessprache stört die Sammlung und die Konzentration der Gottesdienstteilnehmer.

In den heute üblichen Eucharistiefiern werden sie pausenlos berieselt, die Kanonstille fällt aus. Wer ständig das Hochgebet auf Deutsch vorträgt, bringt den inneren Mitvollzug des Volkes zum Erlahmen und schließlich zum Erliegen. Das fortwährende laute Gebet des Priesters ermüdet die Messbesucher und stumpft sie ab. Ein alter Pfarrer erklärte vor einiger Zeit: „Bevor das“ – ich zitiere wörtlich, was er gesagt hat – „Bevor das mit der Liturgie angefangen hat, haben die Leute beten können. Jetzt wird geredet und herumgelaufen.“ Die Kirche besaß bis vor einigen Jahrzehnten eine gemeinsame Liturgiesprache, die in den Eiswüsten Kanadas genauso verstanden wurde wie im Petersdom zu Rom. Seit 1979 gibt es 342 verschiedene Sprachen zum Gebrauch im Gottesdienst – 342 Sprachen zum Gebrauch im Gottesdienst. Es glaubt doch wohl niemand, dass die Übersetzungen in diese Sprachen sorgfältig auf ihre Übereinstimmung mit dem lateinischen Urtext geprüft worden sind; das glaubt doch wohl niemand. Und lebende Sprache verändert sich laufend. Bereits 25 Jahre nach dem Konzil zeigt sich in mehreren Sprachgebieten die Notwendigkeit, die sprachliche Überarbeitung der volkssprachlichen Bücher vorzunehmen. Die lateinische Liturgie garantierte die Einheitlichkeit des Gottesdienstes. Heute können Sie in manchen Kirchen, auch in unserer Diözese, selbstgebastelte Texte hören und erleben.

Kirchensprachen, meine lieben Freunde, wirken abgrenzend nach außen, integrierend nach innen, anbindend an die Tradition. Die einheitliche Kirchensprache wirkt abgrenzend nach außen; sie wahrt das Eigene und setzt sich vom Fremden ab. Diese Funktion ist heute viel notwendiger als früher, denn die meisten so genannten Katholiken sind protestantisiert. Die einheitliche Kirchensprache wirkt integrierend, d.h. sie verbindet, sie fügt in ein übergeordnetes Ganzes ein. Und die Kirche bedarf dieser harmonischen Zueinanderordnung der Gemeinden, der Länder, der Völker. Und sie wirkt auch schließlich anbindend an die Tradition. Nicht die Verwendung der Landessprache, wohl aber die Anbindung an die Tradition ist für die Kirche eine Frage auf Leben und Tod. Die katholische Kirche ist nur die Kirche Gottes und Jesu Christi, wenn sie die apostolische Kirche bleibt. Die Verbindung nach rückwärts darf niemals abreißen. Und das Latein stellt die Verbindung nach rückwärts her. Der gegenwärtige Papst erklärte vor Kurzem, die Liturgiereform sei unumkehrbar. Mit diesem Wort sollte man vorsichtig umgehen. Auch die vorkonziliare Liturgie war als endgültig und unantastbar ausgegeben worden, und doch wurde sie umgestürzt. Wenn sich einmal die Überzeugung durchsetzt, dass die Liturgiereform nicht zum Nutzen und Wohlbefinden der Kirche beigetragen hat, dann kann deren Reform in Angriff genommen werden. Benedikt XVI. spricht nicht umsonst von der Notwendigkeit der Reform der Reform. Ich lasse mir die Hoffnung nicht nehmen, dass auch die lateinische Kultsprache eines Tages in unsere Kirche zurückkehren wird.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Verehrung der Heiligen

01.11.2017 (Allerheiligen)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zum Fest Allerheiligen Versammelte!

Wir begehen heute das große Fest Allerheiligen. An den übrigen Tagen des Jahres wird jener oder dieser Heilige verehrt, heute verehren wir den gesamten Heiligenhimmel in einem Zuge. Die Verehrung der Heiligen ist ein unaufgebbarer Bestandteil des katholischen Glaubens. Das Konzil von Trient stellte fest gegen die Neuerer des 16. Jahrhunderts: „Es ist gut und nutzbringend, die Heiligen, die im Himmel mit Christus herrschen, um ihre Fürsprache anzurufen, um von Gott durch seinen Sohn Jesus Christus, der allein unser Erlöser und Retter ist, Wohltaten zu erlangen.“ Diese Aussage ist ein Dogma des katholischen Glaubens. Der Protestantismus lehnt seit Luther die Heiligenverehrung heftig ab. Als 1524 der Bischof Benno von Meißen heiliggesprochen wurde, da ließ Luther eine Schrift ausgehen mit dem Titel: „Wider dem neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden.“ Mit Abgötterei ist die Götzenverehrung, der Götzendienst gemeint. Was Luther uns also vorwirft, ist Götzendienst; der Mann, den man gestern von seiten des Staates geehrt hat. „Die leugnen, dass die Heiligen anzurufen sind, oder die behaupten, dass die Anrufung der Heiligen Abgötterei sei, die denken gottlos“, sagt das Konzil von Trient. Es ist nützlich, es ist heilsam, die Heiligen anzurufen. Wir wissen dies sehr genau zu unterscheiden von der Anbetung Gottes. Die Verehrung der Heiligen ist wesentlich verschieden von der Anbetung Gottes. Die Verehrung und Anrufung der Heiligen ist nämlich kein notwendiges Heilmittel, wie die Fürbitte Christi notwendig für unser Heil ist, sie ist ein förderliches Element der katholischen Frömmigkeit. Die Verehrung der Heiligen ist wesentlich verschieden von der Anbetung Gottes. Anbetung ist nämlich jener religiöse Kultakt, durch den das vernunftbegabte Geschöpf Gottes Oberherrlichkeit und die eigene vollständige Abhängigkeit von ihm erkennt. Sie gebührt nur Gott, dem einen und dreieinen, der Person Jesu Christi als dem menschengewordenen Gottessohn und allem, was durch die hypostatische Union zum substantiellen Besitz des LOGOS gehört, also auch seine heilige Menschheit, weil mit Gott verbunden, sein heiliges Herz, sein heiliges Blut, das heiligste Altarsakrament, weil da wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig ist, der unser Gott und Heiland ist. Ich habe Ihnen schon wiederholt Namen vorgeführt und gezeigt, wie viele protestantische Theologen die Gottheit Christi leugnen. Wer die Gottheit Christi leugnet, der muss uns Götzendienst vorwerfen, weil wir einen Menschen anbeten. Irreführend ist die Vorstellung, es handele sich bei der Heiligenverehrung um eine Art Instanzenweg. Wir müssen nicht zu Gott den Weg über die Heiligen nehmen, aber wir dürfen sie um ihre Fürbitte anrufen. Es geht auch nicht um eine indirekte Beeinflussung Gottes, denn die Heiligen wollen nichts anderes, als was Gott will. Es handelt sich auch nicht um eine Umstimmung des strengen Richters Christus durch die Milde Mariens und der übrigen Heiligen. Gott braucht nicht umgestimmt zu werden, und er lässt sich nicht umstimmen. Die Heiligenverehrung zielt auf Gott selbst, der die Heiligen und sich in ihnen ehrt. Die den Heiligen geltende Verehrung steht nicht isoliert und konkurrierend neben der Gott zustehenden Anbetung, sondern kommt letztlich Gott selbst zu. Gott ist wunderbar in seinen Heiligen. Die Heiligenverehrung ist keine Beeinträchtigung der Gottesverehrung, vielmehr eine Blüte derselben. Durch sie wird die Verherrlichung des dreieinigen Gottes gemehrt. Denn die Heiligkeit, deretwegen die

Heiligen geehrt werden, ist eine Gabe Gottes, eine Frucht der Erlösung, somit ein steter Lobpreis Gottes. Das Mittleramt Christi, seine heilskonstitutive Fürbitte als Hoherpriester wird durch die Fürbitte der Heiligen nicht eingeschränkt, im Gegenteil, es erweist sich gerade als Prinzip ihrer Solidarität. Die Anrufung der Heiligen verherrlicht das Erlösungswerk Christi und zeigt es dadurch im hellsten Licht; sie weckt die Ehrfurcht vor Gott. Im Bewusstsein seiner Sündhaftigkeit tritt der Mensch mit dem Beistand der Vollendeten vor Gott und bedient sich ihrer Fürbitte. Da kann man fragen: Woher wissen denn die Heiligen um unsere Anliegen? Sie wissen sie aus Gott, weil sie von Gott erfüllt oder durchleuchtet sind, weil Gott ihnen das Wissen mitteilt; deswegen wissen sie, wenn wir sie anrufen und worum wir sie bitten.

Es ist die private und die öffentliche Verehrung der Heiligen zu unterscheiden. Für die Diener Gottes, die im Dienste Gottes und im Ruf der Heiligkeit gestorben sind, kommt vor der Seligsprechung nur eine private Verehrung in Frage. Die öffentliche Verehrung kann nur mit Billigung des Apostolischen Stuhles stattfinden. Sie geschieht durch Seligsprechung und Heiligsprechung. Seligsprechung hat nur eine begrenzte päpstliche Kultgenehmigung zum Gegenstand. Wer seliggesprochen ist, der darf an bestimmten Orten, in bestimmter Weise verehrt werden, aber nicht allgemein und öffentlich wie die Heiligen. Heiligsprechung ist die Aufnahme der Verstorbenen in das Verzeichnis der Heiligen, Kanon genannt – deswegen spricht man von Kanonisation. Heiligsprechung ist das feierliche Urteil des Papstes – und nur des Papstes – über das geglückte Leben von Dienern und Dienerinnen Gottes, die dem Vorbild Christi besonders gefolgt sind und durch Vergießen ihres Blutes oder durch ihr heroisches Tugendleben ein hervorragendes Beispiel und Zeugnis für das Himmelreich abgelegt haben. Indem die Kirche durch Heiligsprechung einigen Gläubigen amtlich bestätigt, dass sie Tugenden heldenhaft geübt haben, dass sie Treue zur Gnade bewiesen haben, erkennt sie zugleich die Macht des Geistes der Heiligkeit, denn die Heiligen sind, was sie sind, durch die Kraft des Heiligen Geistes geworden, der sie freilich zugestimmt und der sie gefolgt sind. Diese amtliche Gewissheit rechtfertigt die öffentliche Verehrung der Heiligen. Die Kirche bürgt dafür, dass die, die wir hier verehren, tatsächlich angekommen sind bei Gott. Kanonisierte Heilige sind die schöpferischen Vorbilder der einer bestimmten Periode aufgegebenen Heiligkeit. Durch den Stil ihres heiligen Lebens, durch ihr konkretes Vorbild schaffen sie eine Möglichkeit für uns, ihnen zu folgen. Die Vorbildlichkeit der Heiligen besteht in der als gnadenhaft und nachahmenswert anerkannten Qualität eines vollendeten, eines endgültig geglückten Lebens.

Heilige hat es zu allen Zeiten in der Kirche gegeben, gibt es auch heute. Aus der unmessbaren Zahl der anonymen Heiligen, also der Gerechtfertigten – jeder, der in der heiligmachenden Gnade ist, ist ja ein Heiliger, wenn auch nicht im kanonisierten Sinne –, heben sich jene hervor, die von der Kirche als solche feierlich anerkannt sind. Die Heiligenverehrung gibt es schon im Alten Bunde. Da wurde besonders begnadeten Personen Verehrung erwiesen; man denke an die Propheten Elias und Elisäus. Die Engelverehrung wird in der Schrift gebilligt, und das lässt den Schluss zu, dass auch die seligen Menschen verehrt werden dürfen, die in ihrer Vollendung mit den Engeln auf gleicher Stufe stehen. Gott selbst ehrt seine Heiligen, und die Apostel und Christus reden mit Verehrung von den Vorvätern wie Moses, Abraham, von den Patriarchen, von Noe. In der Tradition hat die Heiligenverehrung begonnen mit der Verehrung der Martyrer. Schon im 2. Jahrhundert ist sie für uns greifbar. Im Mittelalter kam die Anrufung bestimmter Heiliger in bestimmten Anliegen in Übung. Sie hat ihren theologischen Grund in der Fortdauer der besonderen Liebe der Heiligen zu bestimmten Personen, bestimmten Orten, bestimmten Berufen. Die Heiligenverehrung äußert sich in den Heiligenfesten, in Kirchen, Kapellen, Altären, die ihren Namen tragen, in Gebeten und Gesängen zu Ehren der Heiligen, in der Verehrung ihrer Reliquien und Bilder. Heiligenfeste sind Manifestationen der liturgischen Heiligenverehrung. Messe und Stundengebet sind an diesem Tage dem Gedächtnis der Heiligen gewidmet. „Die Feste der Heiligen künden die Wunder Christi in seinen Dienern“, sagt das Zweite Vatikanische Konzil – die Feste der Heiligen künden die Wunder Christi in seinen Dienern. Termin für die Heiligenfeste sind, wenn es möglich ist, die Todestage, denn die Todestage sind ihre Geburtstage für den Himmel. Besondere Bedeutung und Wirklichkeitsnähe gewinnt die Heiligenverehrung durch ihre Bestellung und Anrufung als Patrone. Patron ist ein Schutzheiliger, ein Heiliger, der aufgrund des Glaubenssatzes von der Gemeinschaft der Heiligen als Schützer von Kirchen, Personen,

Ständen, Berufen, Städten, Ländern, Diözesen oder auch in bestimmten Anliegen, Lebenslagen und Krankheiten angerufen und verehrt wird. Im Alten Testament erscheinen schon Michael und Gabriel (die Engel) als Schutzheilige von Ländern. In den ersten drei Jahrhunderten war die Erwählung von Patronen fast ausschließlich auf die heiligen Martyrer beschränkt, und zwar auf die Orte, wo sie gemartert worden waren. Später dehnte sich die Verehrung aus, und es wurden auch Nichtmartyrer, also Bekenner, zu Patronen gewählt als Schutzherrn für Kirchen, für Länder. Eine der ältesten und am weitesten verbreiteten Verehrungen – sogar bei den Mohammedanern – gilt dem Soldatenheiligen Georg. Der heilige Georg ist schon im 5. Jahrhundert vielfach als Kirchenpatron bezeugt. Dann wurde er vornehmlich Patron der Ritter. Über das Bürgertum wechselte er schließlich zur bäuerlichen Volksschicht, denn das griechische Wort Georg bedeutet Bauer; deswegen ist er auch der Patron der Bauern. Nach mittelalterlicher Ansicht war der Kirchenpatron Rechtssubjekt, an das die zahlreichen Schenkungen gingen. Man schenkte nicht dem Kloster an einem bestimmten Ort, man schenkte dem Heiligen, dem dieses Kloster unterstellt war. Seit dem 3. Jahrhundert werden Heilige als Namenspatrone erwählt. Man erwartet von ihnen Schutz und Fürsprache. Gewöhnlich legt man den Namen bei der Taufe fest. Die Kirche warnte wiederholt davor, den Kindern den Namen von Heiden zuzulegen. Der frühere Kodex des kanonischen Rechtes sah vor, dass, wenn die Eltern einen ungehörigen Namen gaben, der Priester einen christlichen Namen dazufügte und im Taufbuch vermerkte. Das steht im neuen Gesetzbuch nicht mehr. Sie kennen alle den amerikanischen Vorkämpfer gegen die Diskriminierung der Schwarzen: King. Dieser King trug den Namen Martin Luther. Also er wollte nicht den heiligen Martin zum Patron haben, sondern den Herrn, der gestern gefeiert wurde. Zu Standes- und Berufspatronen wählte man, besonders im Mittelalter, also in der Blütezeit der Zünfte und Gilden, solche Heilige, die im Leben wirklich oder vermeintlich einem bestimmten Stande oder Berufe angehört hatten. Der heilige Veit wurde in einem Kessel gesotten zu Tode gebracht. So hat man ihn zum Patron der Kesselschmiede ernannt. Der heilige Bernhard wurde wegen seiner Beredsamkeit und seiner emsigen Tätigkeit mit dem Bienenkorb dargestellt. Wie eine Biene hat er fleißig gearbeitet im Weinberg Gottes; er ist der Patron der Bienenzüchter. Von manchen Heiligen ergab sich die Wahl zum Patron aus volksetymologischen Beziehungen. Der heilige Valentin (Kiedrich) wurde gegen die Fallsucht (Epilepsie) angerufen. Warum? Wegen des Gleichklangs des Wortes Valentin mit fallender Krankheit. Die Päpste haben häufig universelle Patrone aufgestellt. Der heilige Josef ist der Patron der Kirche. Der heilige Aloisius ist der Patron der studierenden Jugend. Der heilige Kamillus für Kranke und Krankenpfleger. Der heilige Johannes Vianney ist der Patron der Pfarrer. Johannes Chrysostomos ist der Patron der Prediger, weil er selber – Chrysostomos heißt Goldmund – ein begnadeter Prediger war. Franz von Sales ist für die Presse zuständig, für die Journalisten – diese Problemgruppe, wie ich sie nenne. Theresia von Lisieux ist zuständig für die Weltmissionen. Die Leiden, die Liebe dieser Frau sind so enorm, so exzessiv, dass sie geeignet ist, die Mission zu befruchten. Christophorus ist der Patron der Autofahrer. Besonders beliebt sind die Nothelfer. Das ist eine Gruppe von Heiligen, gewöhnlich 14, und wer dazu zählt, ist nach Ort und Landschaft verschieden. Sie können in Bayern andere Nothelfer antreffen als bei uns. Wir haben ja eine Nothelferkappelle in Gonsenheim. Die Verehrung hat sich über das ganze deutsche Sprachgebiet ausgedehnt. Die Messbücher weisen eigene Formulare für die 14-Nothelfer-Messe auf. Ein eigenes Messformular wurde auch für die Kirche Vierzehnheiligen in Franken bewilligt. Vierzehnheiligen, da sind die 14 Nothelfer gemeint, ein großer und bedeutender Wallfahrtsort im nördlichen Bayern. Vielfach werden den Heiligen bestimmte Tiere, Pflanzen oder Gegenstände zur Kennzeichnung beigegeben; das sind die Heiligenattribute. Der heilige Judas Thaddäus wird dargestellt mit einer Keule; mit einer Keule wurde er erschlagen. Der heilige Simon wird dargestellt mit einer Säge; er wurde mit einer Säge zu Tode gebracht. In der römischen Grabeskunst erhält Petrus, der Apostel, aufgrund der Verleumdungsszene einen Hahn. Wir sind gewöhnt, ihn anders dargestellt zu sehen, nämlich mit dem Schlüssel und mit dem Bart. Der heilige Paulus wird mit dem Schwert abgebildet, denn durch das Schwert wurde er getötet. Der heilige Hieronymus erhält einen Totenkopf, weil er ein strenges, ein asketisches Leben geführt hat. Der heilige Augustinus erhält ein Herz beigegeben; damit soll seine Unruhe zu Gott dargestellt werden.

Wir bekennen unsere Kirche als die heilige katholische Kirche. Sie besitzt die Gaben, zur Heiligkeit zu führen. Christus setzt in ihr sein erlöserisches Wirken fort und führt dadurch die Menschen zur

Heiligkeit. Die Heiligkeit der Kirche zeigt sich auch in ihren heiligen Gliedern. Sie bezeugen die eschatologische Sieghaftigkeit der Gnade in historischen Persönlichkeiten. Die Heiligen besitzen eine besondere Strahlungskraft. Sie wirken normbildend, man kann sich nach ihnen richten. Die Beziehung zu bestimmten Heiligen dient als Beispiel, die eigene Berufung anzunehmen und sie in der konkreten Lage schöpferisch umzusetzen. Es ist zutiefst menschlich und christlich, die Heiligen anzurufen, auf dass sie bei Gott für uns eintreten. Sie lieben uns, und es liegt ihnen an uns. Sie sind also geeignet, von uns gebeten zu werden. Die Theologin Gabriele Miller behauptet im Lexikon für Theologie und Kirche, dass man sich an die Heiligen um ihre Fürbitte wendet, sei heute kaum noch ein Thema – sei heute kaum noch ein Thema. Das mag für die randständigen, für die nach Wittenberg pilgernden katholischen Christen gelten, für das gläubige katholische Volk gilt das nicht. Dieses wendet sich nach wie vor vertrauensvoll an die Vollendeten des Himmels, fleht um ihre Fürbitte, sucht ihr Beispiel nachzuahmen. Auch dank ihrer Hilfe, meine lieben Freunde, auch dank ihrer Hilfe hoffen wir, zur ewigen Seligkeit zu gelangen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Schrift und Überlieferung

05.11.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Finden sich die beiden Dogmen von der Mutter Gottes, nämlich von der unbefleckten Empfängnis und ihrer Aufnahme in den Himmel, finden sich diese Dogmen in der Heiligen Schrift? Nein, kein Wort davon. Aber wie können sie dann zum Glaubensgut der Kirche gehören? Wie können sie uns verbindlich gemacht werden? Wieso sind sie dann Dogmen? Mit diesen und ähnlichen Worten suchen die Feinde unseres Glaubens, uns in die Enge zu treiben. Sind wir diesen Angriffen gewachsen oder bleiben wir sprachlos? Die katholische Lehre über die Quellen des Glaubens lautet so, wie sie das Tridentinische Konzil und das Erste Vatikanische Konzil ausgesprochen haben. Das Konzil von Trient hat den Satz zum feierlichen Dogma erklärt: „Die gesamte Offenbarungswahrheit ist enthalten in den Büchern der Heiligen Schrift und in der ungeschriebenen Überlieferung, welche die Apostel aus Christi Mund empfangen haben oder welche von den Aposteln selbst auf Eingebung des Heiligen Geistes gleichsam von Hand zu Hand weitergegeben wurde und so bis auf uns gekommen ist.“ Das Erste Vatikanische Konzil sagt seinerseits: „Mit göttlichem und katholischem Glauben ist all das gläubig zu umfassen, was in Gottes Offenbarungswort enthalten ist, sei es geschrieben oder mündlich überliefert.“ Die Kirche entnimmt also den Inhalt ihres Glaubens zwei Quellen: der Schrift und der Überlieferung. Wenn wir eine kirchliche Lehre nicht in der Heiligen Schrift finden, sind wir nicht verlegen, wir finden sie in der Überlieferung. Schrift und Überlieferung sind selbständige Glaubensquellen. Jede enthält die Selbsterschließung Gottes in größtmöglichem Umfang. Beide gehen auf die Verkündigung der Apostel zurück. In der Schrift ist das Zeugnis der Apostel aufbewahrt, in der Überlieferung geht der Offenbarungs- und Glaubensgeist durch die Jahrhunderte bis in unsere Gegenwart. Also: Die Wahrheit fließt uns zu in zwei Strängen: in Schrift und Überlieferung. Jesus selbst hat nichts Schriftliches hinterlassen, weder eine Zusammenstellung seiner Offenbarung noch eine Anweisung für den Dienst der Apostel. Er hat das Evangelium nur mündlich verkündet. Die Apostel erhielten von Christus den Befehl, alles zu predigen, nicht, es niederzuschreiben. Die Apostel haben dieses Gebot so gut verstanden und erfüllt, dass sie gerade die göttliche Sendung zur mündlichen Verkündigung als die Grundbedingung des christlichen Glaubens und Lebens betrachteten. Die mündliche Überlieferung ist einmal die einzige Quelle der Wahrheit gewesen, nämlich bevor die Schrift geschrieben wurde. Die Kirche lebte am Anfang ohne die Schrift. Überlieferung bestand, bevor nur eine einzige Zeile der Schrift geschrieben wurde und hielt das Wesentliche der christlichen Glaubenslehren fest. Es gab die katholische Kirche, bevor es eine Heilige Schrift gab. Das in die früheste Zeit hinaufreichende apostolische Glaubensbekenntnis wurde nur mündlich überliefert. Und das ist ein Beweis dafür, dass der Glaube durch die Predigt und die Überlieferung eingepflanzt wurde. Die heiligen Schriften sind jünger als die mündliche Überlieferung. Das Christentum ist nicht durch die Schrift, sondern durch das lebendige Wort der Verkündigung gegründet worden. Darin hat Gott hold Ephraim Lessing richtig gesehen in seinem berühmten Streit mit dem Hauptpastor Goeze von Hamburg. Lessing hat nämlich gegen die lutherische Ansicht gelehrt, dass die Religion gewesen ist auch ohne die Bibel und vor der Bibel. Richtig, Lessing hat recht gesehen.

Die Überlieferung, also die Glaubensweitergabe außerhalb der Schrift und ohne die Schrift, hat freilich ihrerseits vielfältigen schriftlichen Niederschlag gefunden. Als Quellen der Tradition kommen in Betracht: die Glaubensbekenntnisse – von denen es ja eine große Zahl gibt –, die Entscheidungen der Päpste und der Konzilien, sonstige kirchliche Lehrentscheidungen, die Werke der Kirchenväter und der Theologen, Katechismen, die Liturgie, liturgische Bücher, die künstlerische Ausstattung der Kulträume; alles das ist Überlieferung. Diese Quellen besitzen in dem Maße Zeugniswert für die apostolische Tradition, in dem sie der Ausdruck des ständigen und einmütigen Glaubens der Gesamtkirche an eine Offenbarungswahrheit sind. Die Überlieferung wird getragen von der ganzen Kirche. Die Mutter, die ihrem Kind die ersten Gebete beibringt, ist ein solcher Träger der Überlieferung. Freilich die Hauptrolle bei der Überlieferung spielt das kirchliche Lehramt. Dieses gibt die Gewähr dafür, dass die Überlieferung nicht durch fremde Zutaten überwuchert wird. Das Kirchenvolk kann seine überliefernde Tätigkeit nur im Einklang mit dem Lehramt wahrnehmen. Praktisch fällt die Überlieferungstätigkeit des Lehramtes mit seiner Glaubensverkündigung und mit seinen Glaubensurteilen zusammen. Das kirchliche Lehramt ist das Erkenntnisprinzip der echten Tradition. In dem Sinne kann man das Wort von Pius IX. richtig verstehen: Die Tradition bin ich – das kann richtig verstanden werden. Der Inhalt der Tradition lässt sich zuverlässig und eindeutig nur aus der Vorlage des kirchlichen Lehramtes erfassen.

Diese Überlieferung steht gleichwertig neben der Schrift. Der Inhalt des Glaubens, den uns die Überlieferung gibt, ist nicht weniger wahr als das Zeugnis der Heiligen Schrift. Manches Dogma und manche sichere katholische Wahrheit kann nur als Inhalt der Tradition nachgewiesen werden. Das war von Anfang an so. Der heilige Augustinus schreibt einmal: „Es gibt vieles, was die allgemeine Kirche festhält und was deshalb mit Recht als von den Aposteln angeordnet angesehen werden muss, obgleich es nicht geschrieben ist.“ Nur durch Überlieferung ohne das Zeugnis der Schrift festgehaltene Lehren sind von Anfang an die Lehre von der Inspiration und vom Kanon der Heiligen Schrift. Die Heilige Schrift sagt an keiner Stelle, dass sie von Gott eingegeben ist. Die Heilige Schrift sagt an keiner Stelle, welche Bücher zu ihr gehören. Das sagt die Tradition, das sagt die Überlieferung. Dann sind weitere Wahrheiten, die nicht in der Schrift enthalten sind, die Lehre von der gültigen Taufformel. Wer sagt denn, dass man zur Taufe im dreifaltigen Gott taufen muss? Das sagt die Überlieferung. Die Abschaffung des Gesetzes der Enthaltung von Blut und von Ersticktem ist wiederum durch die Überlieferung uns zugetragen worden. Für die jüngere Zeit sind an die Dogmen zu erinnern, die im 19. und 20. Jahrhundert verkündet worden sind, also das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes und die beiden mariologischen Dogmen von der unbefleckten Empfängnis und von der Aufnahme Mariens in den Himmel. Am 18. Juli 1870 wurde feierlich als Dogma verkündet, dass der Papst unfehlbar ist, wenn er endgültig und für die ganze Kirche bestimmt eine Glaubenswahrheit definiert. Das findet sich nicht ausdrücklich in der Schrift. In der Schrift finden Sie kein Wort, keinen Buchstaben von Unfehlbarkeit. Aber in der Schrift finden sich Ansätze dafür, und die Wahrheiten konvergieren, kommen zusammen; und das Ergebnis dieser Konvergenz ist das Dogma vom 18. Juli 1870. Die mariologischen Dogmen sind ähnlich zu verstehen. Dass Maria Gottesgebärerin und allzeit Jungfrau gewesen ist, das hat die Christenheit von Anfang an festgehalten, obwohl in der Heiligen Schrift steht, dass es Brüder Jesu gegeben hat. Und die Protestanten lehnen fast einmütig die Jungfräulichkeit Mariens ab. Wir verstehen, geleitet vom Heiligen Geist, die in der Heiligen Schrift als Brüder bezeichneten Männer als Cousins, als Vettern Jesu, und dafür lassen sich gute Gründe anführen. Darüber hinaus ist der Kirche aufgegangen, welche Ausstattung Maria empfangen und welchen Lohn sie erhalten hat. Die Glaubenssätze über die Erwählung Mariens – unbefleckte Empfängnis – und ihre Aufnahme in den Himmel haben ihre Stütze und ihre Grundlage in der Schrift. Sie sind aber erst durch die Überlieferung herausgewickelt worden, sie sind entfaltet worden. Wir unterscheiden in der Theologie eine *fides explicita* und eine *fides implicita*. Ausdrücklich ist etwas geoffenbart, was formell und nach seinem Wortlaut in der Schrift steht. Eingewickelt ist etwas, was erst durch den Zusammenhang, durch den Vergleich, durch die Folgerungen als Wahrheit erkannt werden kann. Und das ist die Aufgabe der Überlieferung: Sie wickelt aus, was eingewickelt war.

Auch die Evangelien sind nicht in der Absicht geschrieben worden, eine möglichst vollständige und vollkommene Darstellung der Lehre und des Lebens Jesu zu bieten. Die Schrift folgt zeitlich der

Überlieferung. Erst wurde verkündigt, dann wurde geschrieben. Die einzelnen Bestandteile der Heiligen Schrift sind aus dem Bestreben entstanden, den Inhalt der apostolischen Predigt festzuhalten. Die Apostel schrieben Briefe, in denen sie ihre Lehren genauer auseinandersetzen, Missbräuche rügten, Ermahnungen gaben und Vorschriften für das sittliche Leben und den Gottesdienst erließen. Die Briefe bilden nicht den Anfang der Predigt, sie dienen nicht als ordentliche Mittel zur Ausübung des apostolischen Amtes, sondern sie treten nur ergänzend zu den Predigten hinzu. Sie sind Gelegenheitschriften und beschränken sich auf diejenigen Gegenstände, welche die unmittelbare Veranlassung zu den Schreiben waren. Die Evangelien geben keine vollkommene Darstellung der Lehre und des Lebens Jesu. Wir wüssten ja gern mehr aus seinem verborgenen Leben; wir wüssten gern mehr von Auseinandersetzungen mit seinen Gegnern; wir wüssten gern mehr von seinen Wundern. Man hatte nicht das Bedürfnis, solange Augen- und Ohrenzeugen lebten, alles minutiös niederzulegen. Für die Begründung des Glaubens genügte die apostolische Verkündigung. Das mündliche Wort galt überall als Mittel zur Verbreitung des Christentums. Es lag nicht in der Absicht der Verfasser der Evangelien, durch sie das mündliche Wort der Verkündigung zu verdrängen oder zu ersetzen, sie wollten vielmehr aus bestimmtem Anlass, zu bestimmten Zwecken das mündlich Überlieferte ergänzen, befestigen, vertiefen.

Schrift und Überlieferung gehören zusammen, brauchen einander, bedingen einander, ergänzen einander. Die Heilige Schrift ist nämlich, erstens, vielfach dunkel und schwer zu fassen. Wenn sie nicht dunkel wäre, warum gibt es dann so verschiedene Auslegungen? Der Protestantismus behauptet die Durchsichtigkeit, die Perspicuitas der Heiligen Schrift, aber das stimmt nicht. Die Schrift ist an vielen Stellen dunkel und schwer zu erfassen. Warum? Weil sie vom Geheimnis Gottes Zeugnis ablegt. Und Gott ist der Unsichtbare und Unbegreifbare. Melchior Kanus, der große Theologe des 16. Jahrhunderts, führt als nicht klar in der Schrift ausgesprochene Traditionen an: die beständige Jungfrauenschaft Mariens, die Höllenfahrt Christi, die Kindertaufe, die Transsubstantiation, das Filióque im Glaubensbekenntnis, die Gleichwesentlichkeit der drei göttlichen Personen. Denken Sie, meine lieben Freunde, an die Lehre von der Wesensverwandlung, die im heiligen Messopfer geschieht. In der Schrift stehen die Worte: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut.“ Wie sie zu verstehen sind, wie Leib und Blut zustande kommen, das sagt die Schrift nicht, das sagt aber die Lehre von der Transsubstantiation. Die Gegenwart von Leib und Blut Christi kommt zustande durch die Wesensverwandlung. Es braucht also die Erklärung durch die Überlieferung, damit man nicht in die Irre geht wie Luther, Calvin und Zwingli. Herr Zwingli rannte in Zürich durch die Bäckerläden und rief aus: Das ist mein Leib!, um die Katholiken zu verhöhnen. Die heilige Messe ist ein Opfer, ihr ist der Opfercharakter zu Eigen. In ihr wird dem himmlischen Vater das gegenwärtig gesetzte Opfer seines Sohnes durch die Kirche dargeboten. Wer durch die Überlieferung belehrt ist, wird diese Wahrheit in der Heiligen Schrift wiederfinden, etwa in den Wandlungsworten: „... das für euch vergossen wird“ – darin liegt ja der Opfergedanke. Aber wer sich von der Überlieferung löst, der irrt in der Auslegung der Schrift ab wie die drei sog. Reformatoren, die den Opfergedanken der heiligen Messe leugneten.

Die Kirche war sich stets bewusst, dass Schrift und Überlieferung zusammengehören, dass die eine die andere stützt und dass die eine die andere erklärt. Als Pius XII. 1950 das Dogma von der Aufnahme Mariens in den Himmel verkündete, da sagte er: „Diese Lehre stützt sich auf die Heilige Schrift“ – sie stützt sich auf sie, das heißt: es gibt Anhalte, es gibt Keime in der Heiligen Schrift, die durch die Überlieferung entfaltet wurden. Zweitens: Die Schrift ist unvollständig. Es ist unmöglich, den Beweis zu erbringen, dass alle Lehren des Herrn und der Apostel darin niedergelegt sind. Die Heilige Schrift legt sich eine solche Eigenschaft selbst nicht zu. Sie sagt an keiner Stelle, dass in ihr alles enthalten ist, was geglaubt werden muss. Zweck und Anlass ihrer Abfassung, Charakter und Darstellungsweise beweisen, dass die Schrift eine vollständige Darlegung der christlichen Offenbarung nicht geben will. Zur Niederschrift des Überlieferten veranlassten Gelegenheit, Nutzen, Notwendigkeit. Das schriftlich Niedergelegte war immer unvollständig. Kein Autor des Neuen Testaments sagt von seinen Briefen aus, dass aus ihnen allein der ganze Glaube zu schöpfen sei. Das tatenreiche Leben Jesu lässt jede schriftliche Darstellung weit hinter sich. Johannes schreibt ja am Ende seines Evangeliums: „Jesus hat noch viele andere Zeichen vor den Augen seiner Jünger getan, die nicht in diesem Buche aufgeschrieben sind.“ Melchior Kanus, der große Theologe des 16. Jahrhunderts, nennt als Lehren,

welche weder offen noch dunkel in der Heiligen Schrift ausgedrückt sind, die Konsekrationsformel der heiligen Messe. Wer sagt uns denn, dass mit dieser Formel die Verwandlung geschehen muss? Das sagt die Überlieferung. Dann nennt er die Fürbitte und Verehrung der Heiligen, die Nichtwiederholbarkeit der Firmung, der Priesterweihe; vor allem aber Kanon und Inspiration der Schrift werden nur durch die Überlieferung bezeugt. Welche Bücher zur Heiligen Schrift gehören, sagt nur die Überlieferung. Und dass diese Schrift vom Heiligen Geist eingegeben ist, sagt nur die Überlieferung. Sie bestätigt und erklärt nicht nur die Schrift, sie ergänzt sie auch, sei es, dass sie in der Schrift enthaltene Wahrheiten objektiv vervollständigt, sei es, dass sie Wahrheiten darbietet, die überhaupt nicht in der Schrift enthalten sind.

Also, meine lieben Freunde, wenn man gefragt wird: Wo steht das geschrieben?, dann ist das kein wirksames Argument gegen Wahrheiten, die von unserer Kirche gelehrt werden; es muss nicht geschrieben sein. Wir katholische Christen geraten nicht in Verlegenheit, wenn wir gefragt werden: Wo stehen die Dogmen von 1870, von 1854 und von 1950, wo stehen sie? Sie stehen nicht in der Schrift, sie werden verbürgt durch die Überlieferung. Sie widersprechen nicht der Schrift, sie werden durch die Wahrheiten, die in der Schrift enthalten sind, nahegelegt. Sie finden ihre Voraussetzung und Grundlagen in der Schrift, jawohl, und sie haben auch von der Schrift ihren Ausgang genommen. Aber sie sind durch das Beten und Denken der Kirche, ihrer Glieder – vor allem der frommen Theologen und Träger des Lehramtes – aus der Einwickelung in andere Wahrheiten herausgewickelt worden. Unsere Dogmen stehen auf biblischem Boden, ihre Erkenntnis ist der Überlieferung zu verdanken. Die Kirche, meine lieben Freunde, legt nicht Hirngespinnste vor, wenn sie Maria als die Erwählte und als die in den Himmel Aufgenommene uns vorstellt. Die Kirche legt uns Wirklichkeiten der göttlichen Offenbarung vor, deren Verständnis der Kirche selbst innerhalb langer Zeiträume aufgegangen ist. Gott wusste, dass die Offenbarung nur dann unverfälscht und recht verstanden weitergegeben wird, wenn neben der Schrift die Tradition, die Überlieferung steht. Dass wir wissen, welche Schriften zur inspirierten Heiligen Schrift gehören, verdanken wir der Überlieferung. Dass die Überlieferung nicht im Widerspruch zur Schrift gerät, verdanken wir der Wirksamkeit des Heiligen Geistes. Unser System, Gottes Offenbarung zu finden und zu behalten, ist historisch gesichert, logisch konsequent und übernatürlich bestätigt. Schrift und Überlieferung sind, wie das Konzil von Trient sagt, mit gleicher frommer Bereitschaft und Ehrfurcht anzuerkennen und zu bewahren.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Feinde des Kreuzes Christi

12.11.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Ich habe euch schon oft gesagt, was ich jetzt unter Tränen wiederhole. Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi. Ihr Ende ist Verderben, ihr Gott ist der Bauch, ihr Ruhm besteht in ihrer Schande, ihr Sinnen geht auf das Irdische.“ Was ist unter dem Kreuze Christi zu verstehen, von dem in diesem Text der Apostel Paulus spricht? Kreuz ist bei Paulus prägnanter Kurzausdruck für das im Tode Christi bewirkte Heil. Er lebt davon, dass er das volle Maß der von Christus erduldeten Schmach und Entäußerung und Erniedrigung hervorhebt, die bei den Gläubigen Heiligung, Gerechtigkeit und Versöhnung bewirkt hat. Das Kreuz Christi ist die Tatsache, dass der gottgesandte Messias und LOGOS Gottes den qualvollen und schändlichen Tod an einem Holzbalken gestorben ist und dadurch Genugtuung für die Schuld der Menschen geleistet hat. Die Predigt vom Kreuz, also die Heilspredigt, ist für die Heiden Narrheit, für die Juden lästerliche Herausforderung. Nur die Gläubigen vermögen, in der scheinbaren Torheit die heilschaffende Weisheit Gottes zu erkennen und in der scheinbaren Schwäche die gewaltige Macht Gottes. Er hat durch Christi Kreuz Gerechtigkeit, Heiligung und Versöhnung bewirkt. Die Botschaft vom Kreuz ist nur denen, die verloren gehen, Torheit, denen aber, die gerettet werden, ist sie Gottes Kraft. Und darum sagt Paulus: „Ich rühme mich im Kreuz.“

„Viele wandeln als Feinde des Kreuzes“, schreibt Paulus. Feinde sind Menschen, die gegen einen anderen oder viele andere und gegen eine Idee oder gegen eine Lehre auftreten, sie bekämpfen, ja, sie zu vernichten suchen. Es waren Feinde, die Christus ans Kreuz gebracht haben. Sie bekämpften seine Lehre und seinen Anspruch, der gottgesandte Messias, der einzigartige Sohn des himmlischen Vaters zu sein. Nun macht Paulus andere Feinde aus, Feinde des Kreuzes Christi, also des Heilswerkes Gottes im Leben und Sterben seines eingeborenen Sohnes, und zwar unter den Christen. Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi. Christen sollten freie Freunde Jesu, Liebhaber Jesu sein. „Er hat mich geliebt und sich für mich hingegeben“, schreibt Paulus im Brief an die Galater. Es gibt aber unter den Christen Feinde des Kreuzes Christi. Wer ist das? Es sind jene, die die Botschaft vom heilbringenden Kreuz verkehren. Christi Botschaft, Christi Kreuz verlangt von den Jüngern, ihr Fleisch mit seinen Begierden und Leidenschaften zu kreuzigen. Davon wollen die Genussmenschen in Korinth und Rom nichts wissen. Sie lassen ihre Begierden und ihre Leidenschaften sich ausleben, und der ist ein Feind Christi, wer den Begierden nachgibt, wer seine Leidenschaften auslebt. Christus starb, um uns vom Fluch der Sünde zu erlösen. Das Sündentreiben dulden, heißt, Christi Sterben Hohnsprechen. Paulus redet nicht von Ausnahmen, von seltenen Fällen, „viele“ sagt er, also zahlreiche wandeln als Feinde des Kreuzes; es sind die Genussmenschen in den christlichen Gemeinden. Er geht gegen jene Christen an, die das Recht des Sinnengenusses als etwas Ungefährliches zugestehen. Solche gab es in Korinth wie in Rom.

Die Genussmenschen haben einen Gegenstand, dem sie zugehören und den sie verehren. Sie haben einen Gott, aber dieser Gott ist der Bauch; damit ist der Unterleib angesprochen. Der Unterleib ist die Stätte der sinnlichen Genüsse, also der Esslust und der Geschlechtslust. Die Feinde des Kreuzes Christi dienen diesem Gott. Wodurch? Durch ihre Begierden. Ihr Kult ist die Befriedigung der

fleischlichen, sinnlichen, libidinösen Begierden, und deswegen denken sie nur an das Erdhafte. Sie sollten nach dem Himmel streben, sie sollten suchen, was droben ist, aber nein, ihr Trachten geht auf das Irdische. Der Bauch als Gott übt seine Herrschaft aus einmal durch den Missbrauch der Geschlechtskraft. Die Geschlechtskraft, der Geschlechtstrieb mit seiner Lust ist vom Schöpfer zu ernstem erhabenem Zweck in die Menschennatur gelegt worden. Die Art soll erhalten werden, die Kinder sollen in der Familie von den durch rechtmäßige Ehe verbundenen Eltern erzogen werden. Wer sich diesem Zweck entzieht, macht den Bauch zu seinem Gott. Die Sünde der Unkeuschheit besteht im ungeordneten Streben nach Geschlechtslust. Das Gebot Gottes ist eindeutig. Jede außerhalb der Ehe direkt gewollte geschlechtliche Lust ist Sünde. Und jede Handlung, die objektiv und subjektiv geeignet ist, heftige sexuelle Erregung und damit die nächste Gefahr der geschlechtlichen Lust herbeizuführen, ist Sünde. Der Bauch als Gott ist ein tyrannisches Wesen. Die ungeordnete Geschlechtslust wird der Vorherrschaft der Vernunft im Menschen am gefährlichsten. Der heilige Thomas schreibt: *absorbetur*, die Vernunft wird von dieser Lust verschlungen. Der heilige Augustinus sagt: *submersio*, die Vernunft wird untergetaucht von der Lust. Um den Trieb zu befriedigen, vergessen die Menschen Familie und Stellung, Ehre, Ansehen und Vermögen. Soeben muss sich ein französischer Minister rechtfertigen, weil er nach Thailand gefahren ist und sich dort mit Strichjungen abgegeben hat. Der Trieb ist mit der Befriedigung nicht gesättigt. Kaum eine Sünde, meine lieben Freunde, reizt so sehr zur Wiederholung und zur Abwechslung wie die Sünde der Unkeuschheit. Und vor allem: der Trieb verlangt immer stärkere Dosen; die Libido ist unersättlich. *Usu crescit, numquam satiatur*, schreibt der heilige Hieronymus: durch den Gebrauch wächst sie, sie wird niemals satt – *Usu crescit, numquam satiatur*.

Der Bauch übt sodann seine Herrschaft aus durch Unmäßigkeit, durch Missbrauch der Nahrungsaufnahme. Die Unmäßigkeit besteht im ungeordneten Begehren nach Speise und Trank, in der Maßlosigkeit, im epikureischen, im sybaritischen Genuss. Die ungeordnete Neigung nach Speise und Trank wird auch als Gaumenlust oder Schwelgerei bezeichnet. Die Gaumenlust ist sündhaft, weil sie das Ziel der Aufnahme von Speise und Trank in die Ergötzung verlegt. Sich zu ernähren, ist sittliche Pflicht. Wir müssen das leibliche Leben, die Gesundheit, die Arbeitskraft erhalten. Adolf Kolping, der Gesellenvater, hat einmal zu seinen Gesellen gesagt: „Man isst und trinkt zur Zeit und zur Notdurft, nicht zum Zeitvertreib, dazu sind Gottes Gaben zu kostbar, und der Mensch ist zu gut dazu.“ So Adolf Kolping. Wir sollen das zu uns nehmen, was das Bedürfnis der Natur verlangt, nicht aber was die Esslust uns eingibt. Die sittliche Tugend der Mäßigkeit verlangt die Beherrschung des inneren Begehrens. Das sinnliche, leibliche Leben muss sich dem Geiste unterordnen. Die Gaumenlust gehört zu den Haupt- und Wurzelsünden, d.h. sie zieht weitere Sünden nach sich. Sie nährt die anderen sinnlichen Lüste und wird zum Anlass zur mancherlei Sünde. Der Leiter des Priesterseminars in München sagte uns im Jahre 1948: „Man ist nicht nur auf einem Gebiete unenthaltlich“ – man ist nicht nur auf einem Gebiete unenthaltlich, d.h. die Unenthaltlichkeit breitet sich aus über die ganze Seele, ergreift auch andere Gebiete. Er hat damit nur wiederholt, was im Buch von der „Nachfolge Christi“ steht: „Zügele die Gaumenlust und du wirst jede andere fleischliche Neigung leichter bezwingen.“ Die Unmäßigkeit hat schlimme Folgen. Sie schädigt und zerrüttet die leibliche und geistige Kraft, sie steigert die Konkupiszenz, sie ertötet schließlich den Sinn für das Höhere. Unmäßiges Trinken verleitet zur Geschwätzigkeit, zu verwerflichen Unterhaltungen, zu ungehörigem Betragen. Durch Unmäßigkeit werden zweckwidrig Güter zerstört. Die Unmäßigkeit kann schweren Schaden für die Seele herbeiführen, die Vernachlässigung strenger Pflichten mit sich bringen, das Versinken ins Materielle einleiten. Tierisches Genießen verletzt die Menschenwürde und die sittliche Freiheit. Von Goethe stammt das Wort: „Genießen macht gemein.“ Der Kampf gegen die sinnliche Lust dient der wahren Befreiung der Seele. Die Verleugnung des alten sinnlichen Menschen führt zur Wiedergeburt des neuen gottförmigen Menschen.

Der Bauch übt seine Herrschaft der Unmäßigkeit aus vor allem auch durch Trunkenheit. Wir wissen, die Aufnahme von Flüssigkeit ist lebensnotwendig; man soll sogar viel trinken. Aber es kommt darauf an, welche Flüssigkeit man aufnimmt. Die Gefahren erheben sich bei Getränken, die Alkohol enthalten. Die Aufnahme alkoholischer Getränke wirkt in kleinen Mengen anregend, in größeren berauschend. Alkohol wirkt spezifisch auf das zentrale Nervensystem, besonders auf das Großhirn. So werden die Koordination der Muskelbewegungen gestört und die psychischen Abläufe nicht mehr

hinreichend kontrolliert. Alkohol enthemmt, die Selbstkritik geht verloren, der Gebrauch der Vernunft wird gestört, Organe können erkranken und Versuchungen zunehmen. Der Trunkenheit macht sich schuldig, wer das Recht des Genusses missbraucht und aus ungezügelter Begierde sich durch alkoholische Getränke oder Drogen freiwillig des Vernunftgebrauches beraubt, kraft dessen er gut und böse unterscheiden kann. Durch beständiges oder vermehrtes periodisches Trinken von Alkohol kann es zur Trunksucht kommen. Der Trunksüchtige wird zum Sklaven der Spirituosen. Diese Leidenschaft wirkt verheerend. Ich habe in meiner Jugend Männer und Frauen kennengelernt, die zur Trunksucht gekommen waren, die die Familie zerstörten, die den Beruf verloren, die den Frieden zerbrachen, die den Kindern ein abschreckendes Beispiel gaben, die das Eheleben verwüsteten. In den letzten Tagen ging die Nachricht durch die Presse: Die britische Sängerin Amy Winehouse ist mit 27 Jahren am Alkohol gestorben. Bei ihrem Tode fand man im Blut 4,16 Promille Alkohol; 4,16 Promille Alkohol im Blut von Amy Winehouse.

Von dem heidnischen Dichter Terenz stammt das Wort: *Sine Cerere et Baccho friget Venus*. Was bedeutet das? Ceres ist die heidnische Göttin der Fruchtbarkeit, Bacchus ist der heidnische Gott des Weines, Venus ist die heidnische Göttin der Liebeslust. Also: Ohne Ceres und Bacchus ist Venus kalt, d.h. die Begierde nach Geschlechtslust bedarf, um entflammt zu werden, des Essens und Trinken, und zwar regelmäßig des reichlichen Essens und Trinkens. Nach Gelagen kommt es häufig zu Orgien. Die Deutschen haben im letzten Weltkrieg fast 900 Tage die große Stadt St. Petersburg (damals Leningrad) belagert. Die Stadt wurde dem Hunger preisgegeben, es sind Hunderttausende hungers gestorben. Der Bericht, den ich gelesen habe, führt aus: Es gab in dieser Zeit fast überhaupt keine geschlechtliche Betätigung mehr. Ein Beweis dafür, wie sehr zu ihr notwendig ist das Essen und Trinken, und zwar das reichliche, genussvolle Essen und Trinken.

Man sollte meinen, meine lieben Freunde, dass Menschen, die sich gegen den geordneten Gebrauch der geschlechtlichen Ausstattung und gegen die Regeln der Beherrschung in der Aufnahme von Speise und Trank verfehlen, ihre Schwächen bedauern. Weit gefehlt. Die Feinde des Kreuzes Christi schämen sich nicht ihrer Schwäche, sie verwünschen nicht das Geschehene, sie rühmen sich ihrer vielmehr ihrer Begierden, ihrer Erfolge. In diesen Tagen ist der Gründer der Zeitschrift *PLAYBOY* gestorben, Hugh Hefner. Dieser Mann rühmte sich, er habe in seinem Leben 1000 Liebschaften unterhalten – 1000 unzüchtige Verhältnisse; er rühmte sich. Lebemänner brüsten sich mit den vielen Frauen, mit denen sie Unzucht getrieben haben. Aber der Ruhm, der auf dem Dienst am Bauche gründet, der Ruhm ist in Wahrheit eine Schande. Er erhebt den Menschen nicht, er erniedrigt ihn. Der Ruhm des Genussmenschen ist das, was ihn in Wahrheit nur schändet. „Viele, meine Brüder, wandeln als Feinde des Kreuzes Christi. Ihr Ende ist Verderben, ihr Gott ist der Bauch, ihr Ruhm besteht in ihrer Schande.“ Es kann nicht anders sein: „Täuschet euch nicht“, schreibt Paulus an die Galater, „weder Unzüchtige noch Götzendiener, weder Ehebrecher noch Weichlinge, weder Knabenschänder noch Diebe, weder Habsüchtige noch Trunkenbolde werden das Reich Gottes erben.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe

19.11.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir beten in der heiligen Messe des dreizehnten Sonntags nach Pfingsten: „Gib uns Wachstum im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe. Und damit wir zu erlangen verdienen, was du verheißest, lass uns lieben, was du befehlst.“ Hier ist die Rede von Glauben, Hoffnung und Liebe. In der Epistel des heutigen Sonntags bescheinigte der Apostel Paulus der Gemeinde in Saloniki werktätigen Glauben, opferwillige Liebe und beharrliche Hoffnung. Hier sind sie wieder, die drei: Glaube, Hoffnung, Liebe. Diese drei Begriffe drücken die so genannten göttlichen Tugenden aus. Was sind Tugenden? Tugenden sind bleibende Anlagen, Fertigkeiten zum Guten. Und die göttlichen Tugenden sind jene, die sich auf Gott richten, die mit Gott verbinden, die uns zu Gott hinziehen. Wir unterscheiden göttlichen Tugenden und sittliche Tugenden. Sittliche Tugenden werden durch Übung erlangt: die Treue, die Reinheit, die Freigebigkeit, die Wahrhaftigkeit. Die göttlichen Tugenden beziehen sich unmittelbar auf Gott. Sie befähigen die Christen, in Verbindung mit der heiligsten Dreifaltigkeit zu leben. Sie haben den dreieinigen Gott zum Ursprung; er gießt sie ein, man nennt sie eingegossenen Tugenden. Sie werden uns geschenkt. Sie haben Gott zum Beweggrund. Wir lieben Gott um seinetwillen, nicht um unseretwillen. Und sie haben Gott zum Gegenstand. Wir lieben ihn, ihn über alles und in allem. Die drei göttlichen Tugenden sind unsere göttlichen Lebenskräfte in Beziehung auf Gott. Sie dienen der christusförmigen Entfaltung des christlichen Lebens.

An der Spitze steht der Glaube. Der Glaube ist jene göttliche Tugend, durch die wir an Gott und an all das glauben, was er uns gesagt und geoffenbart hat und was die Kirche uns zu glauben vorlegt. Denn Gott ist die Wahrheit selbst. Der Glaube ist also eine Art geistiger Wahrheitserfassung, eine intellektuelle Annahme und Aufnahme von Offenbarungswahrheiten. Er stützt sich unmittelbar auf Gott als die ungeschaffene Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Es ist katholisches Dogma, dass zum Glauben, zum Akt des Glaubens, zur Annahme des Glaubens der freie Wille des Menschen und die Gnade Gottes zusammenwirken müssen. Der Glaube ist eine sittliche Handlung und Tugend, die von der Freiheit des Willens ausgeht und getragen wird, und er kommt durch eine übernatürliche Erleuchtung des Menschen zustande. Diese erschließt uns das Tor zur Gnade und Seligkeit. Der Glaube, meine lieben Freunde, ist notwendig zur Erlangung des Heils als Gebot und als Mittel. Im Brief an die Hebräer steht der fundamentale Satz: „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen.“ Der unerlässliche Heilsglaube schließt alle geoffenbarten Wahrheiten einschlussweise – implizite – ein. Man muss an alles glauben, denn wenn man nur einem einzigen Gegenstand des Glaubens die Zustimmung versagt, fällt der Glaube als Ganzes dahin. Also: Der unerlässliche Heilsglaube muss einschlussweise auf alle geoffenbarten Wahrheiten sich richten. Ausdrücklich braucht er nur zu umfassen, dass Gott ist und dass er denen, die ihn suchen, Vergelter wird. Das ist der ausdrückliche Glaube, der von jedem gefordert ist und der jedem möglich ist: dass Gott ist (existiert) und dass er denen, die ihn suchen, Vergelter wird. Der Dienst am Glauben und das Zeugnis für den Glauben sind heilsnotwendig. Wir müssen den Glauben annehmen, bewahren, aus ihm leben und ihn weitergeben. Aus ihm leben, das ist das Schwere, aus dem Glauben leben, also die Handlungen, Betätigungen ausrichten nach dem Glau-

ben, fragen: Gefällt das Gott? Ist das sein Wille? Wir leben aus dem Glauben, wenn unser Denken, Wollen und Tun vom Glauben geprägt und gestaltet ist. Wir müssen aber auch den Glauben bekennen. Wir bekennen den Glauben durch die Tat, sooft wir zeigen, dass wir katholische Christen sind, z.B. wenn wir andächtig das Kreuzzeichen machen oder wenn wir am katholischen Gottesdienst teilnehmen. Die heiligen Martyrer haben im Bekenntnis des Glaubens ihr Leben hingegeben, und deswegen heißen sie Blutzeugen. Wir sollen auch unseren Glauben schützen. Wir schützen ihn, wenn wir ein christliches Leben führen, wenn wir alles meiden, was eine Gefahr für den Glauben bedeutet. Dem Glauben bringen Gefahr glaubensfeindliche Schriften, glaubensfeindliche Fernsehsendungen, vertrauter Umgang mit glaubenslosen Menschen, mit Religionsspöttern und Irrgläubigen. Wir erwecken den Glauben mit dem Gebet, das wir wohl als Kinder alle gelernt haben: „O mein Gott, ich glaube alles, was du geoffenbart hast und durch deine heilige Kirche uns zu glauben vorstellst, weil du der unendlich wahrhaftige Gott bist.“ Der Glaube allein genügt nicht, um den Menschen zum Kinde Gottes und zum Erben des Himmels zu machen. Der Apostel Jakobus schreibt in seinem Briefe: „Du glaubst, dass ein einziger Gott ist. Du tust wohl. Aber auch die bösen Geister glauben und zittern.“ Der Glaube ohne Werke ist tot. Der Glaube verbindet den Menschen weder vollkommen mit Christus noch macht er ihn zum lebendigen Glied seines Leibes, wenn nicht Hoffnung und Liebe dazukommen. Das lehrt uns wiederum der Apostel Paulus in seinem Briefe an die Galater. „In Christus“, sagt er, „gilt weder Beschneidung noch Unbeschnittensein, ob man Jude ist oder Heide ist, sondern bei Christus gilt nur der Glaube, der durch die Liebe wirksam ist.“

Die Hoffnung ist jene göttliche Tugend, durch die wir uns nach dem Himmelreich und dem ewigen Leben sehnen, indem wir auf die Verheißungen Christi vertrauen und uns nicht auf unsere eigenen Kräfte, sondern auf die Gnadenhilfe des Heiligen Geistes verlassen. Die theologische Hoffnung ist eine übernatürliche Tugend, durch die wir den beseligenden Besitz Gottes mit Zuversicht von der Güte, Allmacht und Treue Gottes erwarten. Christlich hoffen heißt, vertrauensvoll erwarten, dass Gott uns helfen wird, die von ihm versprochenen Güter zu erlangen. Das Wesentliche der Hoffnung ist nicht das Verlangen, sondern das Vertrauen. Und was ist denn der Gegenstand der Hoffnung? Der Katechismus von Mainz aus dem Jahre 1920 – also zweifellos noch rechtgläubig – antwortet auf die Frage: Was müssen wir vor allem von Gott hoffen? Wir müssen von Gott vor allem die Verzeihung unserer Sünden, seine Gnade und die ewige Seligkeit hoffen – die Verzeihung unserer Sünden, seine Gnade und die ewige Seligkeit. Die wahre Hoffnung geht also auf Werte, die dem Menschen als Ebenbild Gottes gemäß sind und allein seine wahre Vollendung bewirken können. Sie stützt sich auf Gott und sein Werk und in diesem Rahmen auch auf eigene Wirkmöglichkeiten. Wir dürfen also die Herrlichkeit des Himmels erhoffen, die Gott denen verheißt hat, die ihn lieben und seinen Willen tun. In jeder Lage sollen wir hoffen, dass wir mit der Gnade Gottes ausharren bis zum Ende, ausharren im Guten, meine lieben Freunde. Voller Hoffnung betet die Kirche, dass alle Menschen gerettet werden. Ob es tatsächlich geschieht, ist unserer Erkenntnis entzogen. Die Kirche sehnt sich danach, in der Herrlichkeit des Himmels mit Christus vereint zu sein. Das entscheidende Motiv für die Hoffnung ist die Treue Gottes. Wir müssen die himmlischen Güter vertrauensvoll von Gott erwarten, weil der gütige und getreue Gott sie uns versprochen hat. Die Hoffnung äußert sich im Gebet und nährt sich vom Gebet, vor allem vom Vaterunser, wo ja die Hoffnungsgüter aufgezählt sind: dein Wille geschehe, dein Reich komme, dein Name werde verherrlicht. All das, was uns die Hoffnung ersehnen lässt, ist in diesem Gebet enthalten. Aus dem Vertrauen in der Hoffnung erwächst dem Christen Ruhe und Zuversicht des Herzens, Eifer und Tatkraft und Treue im Dienste Gottes, Gottergebenheit, Geduld und Standhaftigkeit in allen Mühen, Kämpfen und Leiden. Wir dürfen auch zeitliche Dinge von Gott erhoffen, soweit sie unserem ewigen Heil dienlich sind. Also wenn wir bitten: O lieber Gott, mach mich gesund, dürfen wir hoffen, dass Gott es tun wird, aber indem wir gleich hinzufügen: Mach mich gesund, damit ich dir dienen kann. Die zeitlichen Güter fallen also unter die Hoffnung, soweit man sie im Namen Jesu erfleht in Unterordnung unter das ewige, übernatürliche Heil und mit den übrigen Erfordernissen eines wirksamen Gebetes. Wir können die Hoffnung erwecken, wie wir es gelernt haben: „O mein Gott und Herr, ich hoffe von dir die Verzeihung meiner Sünden, deine Gnade und endlich die ewige Seligkeit, weil du, o gütiger und getreuer Gott, dieses alles versprochen hast. Stärke, o Gott, meine Hoffnung.“ Die Hoffnung verurteilt den Menschen nicht zur Passivität; wir

dürfen die Hände nicht in den Schoß legen, weil wir auf Gott hoffen. Sie fordert unsere Aktivität heraus, sie fordert, dass wir uns selbst ernstlich um den Himmel bemühen und beharrlich um die Hilfe Gottes bitten. Im 2. Petrusbrief steht ein Satz, der uns nicht entgehen sollte, nämlich: „Seid darauf bedacht, eure Berufung und Auserwählung durch eure guten Werke gewiss zu machen“ – die Berufung und Auserwählung durch die guten Werke gewiss, also sicher machen.

Die Liebe endlich ist jene göttliche Tugend, kraft der wir Gott um seiner selbst willen über alles lieben und aus Liebe zu Gott unseren Nächsten lieben wie uns selbst. Das Gebot der Gottesliebe lautet: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, mit deinem ganzen Gemüte und aus allen deinen Kräften.“ Wir müssen Gott über alles lieben, d.h. wir müssen ihn mehr lieben als alles andere. Wir müssen alles andere ihm nachstellen. Eher alles verlieren, als Gott durch eine Todsünde beleidigen. Wir müssen Gott über alles lieben, weil er uns erschaffen, erlöst und geheiligt hat. Wir müssen ihn über alles lieben, weil er, der unendliche Gott, aller Liebe würdig ist. Er ist der Schönste, der Herrlichste von allem, was existiert. Die Liebe zu Gott schließt auch die Selbstliebe und die Nächstenliebe ein. Christus lehrt das Hauptgebot der Liebe im innigen Zusammenhang mit der Selbst- und Nächstenliebe. Das zweite Gebot ist diesem gleich: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Als Voraussetzung der übernatürlichen Liebe behält auch die natürliche Selbstliebe ihren sittlichen Wert und ihre Verpflichtung im Leben des Christen. Sie mahnt uns, das irdische Leben hoch zu schätzen, die leiblichen und geistigen Anlagen zu entfalten, in der Wahl und Ausübung des Berufes gewissenhaft zu sein und die äußeren Kulturgüter nach ihrem Wert für das eigene Leben zu benutzen. Die christliche Selbstliebe hat zum Gegenstand die übernatürliche Würde und Bestimmung des Menschen als des Gotteskindes. Sie erstreckt sich auch auf den Leib, denn der gehört zur Persönlichkeit des Liebenden, er ist ein Tempel des Heiligen Geistes und ein Glied Christi und zur Teilnahme am ewigen Leben berufen. Der Gegenstand der Nächstenliebe ist jeder, welcher der ewigen Seligkeit fähig ist, also alle Menschen, auch die Todsünder und die Feinde, die Seelen im Fegefeuer. Die Liebe zu einer Gemeinschaft ist ebenso möglich und verpflichtend. Wir müssen unsere Familie lieben, unsere Heimat, unser Vaterland. Das Motiv der Nächstenliebe ist Gott. Grundlage ist die Beziehung des Nächsten zu Gott. Wir lieben ihn hier nicht wegen seiner eigenen Qualitäten, Vollkommenheiten, nicht wegen seiner menschlichen Vorzüge, nein, wir lieben ihn als Ebenbild Gottes, als Gotteskind, als Glied Christi und Tempel des Heiligen Geistes. Diese Liebe ist heilsnotwendig. Die Liebe ist heilsnotwendig einmal als Mittel und zum anderen als Gebot. Sie ist notwendig als Mittel, und das ergibt sich aus dem sittlichen Wesen der Liebe, denn sie verwirklicht den höchsten Zweck des sittlichen Lebens und des übernatürlichen Heilswerkes, die Ehre Gottes durch volle Hingabe der Seele an Gott, das höchste Gut. Die Heilsnotwendigkeit ist sodann auch eine des Gebotes, es ist uns geboten, die Liebe zu üben. Sie wird uns zur Pflicht gemacht. Wodurch? Durch die gleiche Natur und physische Abstammung aller, durch das allgemeine Bedürfnis gegenseitiger Hilfe und sozialer Einheit, durch die Pflicht der sittlichen Achtung und Förderung aller Menschen-seelen. Jesus macht die von ihm gebotene Liebe zum „neuen“ Gebot. Ja, ist sie nicht schon im Alten Testament geboten? Wieso ist sie dann ein neues Gebot? Christliche Nächstenliebe ist ein neues Gebot, denn sie stützt sich auf das Vorbild der Erlöserliebe Jesu Christi. Sie rückt zum Rang einer göttlichen Tugend empor, sofern sie zum unmittelbaren Gegenstand die übernatürliche Gottbestimmung und Gotteskindschaft aller Menschen hat. Sie wird innerlich bewirkt durch den Heiligen Geist, den Geist der Liebe zwischen Vater und Sohn, der in die Seelen einzieht und sie heiligt. Sie ist die mit dem neuen Leben Christi unzertrennlich verbundene neue Lebenskraft. Wir können jetzt, was früher unmöglich schien. Diese Verpflichtung folgt schließlich aus der neuen übernatürlichen Verbundenheit der Menschen in Christus. Dieser Tage erhielt ich einen Brief eines verzweifelten Menschen, der unendlich viel durchgemacht hat in seinem Leben, missbraucht worden ist. Er war zur Beichte, und der Beichtvater hat ihm gesagt: Sie müssen verzeihen. Das begreift er nur schwer – Sie müssen verzeihen, das fordert die Liebe. Die Nächstenliebe hat bestimmte Eigenschaften. Sie muss innerlich und aufrichtig sein, nicht nur nach außen gezeigt, sondern innerlich und aufrichtig. Sie muss lauter und uneigennützig sein, man soll nicht lieben, weil man wiedergeliebt wird. Sie muss werktätig sein, d.h. sie muss sich in Taten auszeugen, jede echte Liebe drängt zu Taten. Sie muss schließlich allgemein sein, d.h. sie darf niemanden ausschließen – und das ist vielleicht das Schwerste. Wir dürfen von unserer Liebe

niemanden ausschließen. Wir müssen für alle beten, auch für unsere Feinde, Widersacher, Gegner, Hetzer. Die Liebe ist die Frucht des Heiligen Geistes und die Vollendung des Gesetzes, und darum hält die Liebe auch die Gebote Gottes und Christi. Der heilige Johannes hat uns, wenn wir Schwierigkeiten haben, Gott zu lieben, weil er ja nicht ein Gegenstand der sinnlichen Erkenntnis ist, eine trostreiche Wahrheit vermittelt, wenn er sagt: „Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben“, also der liebt Gott, der seine Gebote hält. Damit ist die Liebe uns leicht gemacht, denn diese Gebote Gottes sind ja eine Wohltat, meine lieben Freunde. Wir erwecken die Liebe zu Gott, wenn wir beten: „O mein Gott und Herr, ich liebe dich von ganzen Herzen über alles, weil du der unendlich gute Gott bist. Aus Liebe zu dir liebe ich auch meinen Nächsten wie mich selbst. Entzünde, o Gott, meine Liebe.“ Es gibt drei göttliche Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe. Sie sind uns lebensnotwendig und sie sind uns heilsnotwendig. Glaube und Hoffnung entsprechen dem Stande der irdischen Pilgerschaft. Im Jenseits wird der Glaube ins Schauen verwandelt und die Hoffnung in den Besitz. Und jetzt, meine lieben Freunde, jetzt wollen wir mit der Kirche wie in der heiligen Messe des dreizehnten Sonntags nach Pfingsten beten: „O Gott, gib uns Wachstum im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe. Und damit wir zu erlangen verdienen, was du verheißest, lass uns lieben, was du befehlst.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Endgericht

26.11.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Glaubensbekenntnis der Kirche bekennen wir von Jesus Christus: Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. Der eingeborene Sohn Gottes tritt zweimal aus seiner Herrlichkeit hervor. Die erste Ankunft geschah in der Verborgenheit von Bethlehem, die zweite Ankunft wird sich vollziehen in aller Öffentlichkeit. Am Ende der Welt erscheint Christus nicht in Knechtsgestalt, sondern in Herrlichkeit. Die Wiederkunft Christi bedeutet daher die unverhüllte Offenbarung des Gottessohnes. So ist die Sehnsucht der Christenheit nach der zweiten Ankunft oder vielmehr nach dem unverhüllten Kommen des Herrn verständlich. Zu oft und zu lange schien er sich zu verbergen. Aber einmal ist das Verbergen zu Ende. Das endgültige Erscheinen Christi ist zugleich das Gericht; Christus kommt als Richter. Die Welt wird von ihm an ihrem Ende gerichtet werden. Er wird urteilen über gut und böse, über gerecht und ungerecht. Nun hat Gott ja im Tode über jeden Menschen schon sein Urteil gesprochen. Dem Endgericht gehen viele Einzelgerichte voraus, durch sie werden die Schicksale der einzelnen Menschen endgültig festgelegt. Die vorausgehenden Einzelgerichte werden nicht mehr überprüft oder korrigiert, sie werden vielmehr bestätigt und in der Öffentlichkeit der Welt bekanntgemacht. In diesem Sinne wird das Weltgericht auch das letzte Gericht genannt. Christus hat während seines irdischen Lebens mit ausdrücklichen Worten auf das Endgericht hingewiesen: „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr, wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters im Himmel tut. Viele (viele!) werden an jenem Tage zu mir sprechen: ‚Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt, in deinem Namen Geister ausgetrieben, in deinem Namen Wunderwerke getan!‘ Aber dann werde ich ihnen erklären: ‚Ich habe euch niemals erkannt. Weicht von mir, ihr Übeltäter!‘“ Der Mensch bereitet sich durch sein Leben gewissermaßen selbst sein Urteil im Gerichte, durch sein Verhalten. Es lohnt sich, jedes Opfer zu bringen, um der Verdammung im Endgericht zu entgehen. Der Verurteilung verfällt sowohl jener, der sich der Botschaft vom Königtum Gottes verschließt, als auch jener, der sein Leben nicht aus dieser Botschaft gestaltet. Als die Menschen Jesus fragten: „Herr, sind es wenige, die gerettet werden?“, antwortete er: „Ringet darum, durch die enge Pforte einzugehen, denn viele (viele!) werden versuchen, hineinzugehen, aber sie vermögen es nicht.“ „Sie werden an die Tür klopfen und sprechen: ‚Herr, Herr, öffne uns!‘ Er aber wird ihnen entgegenen: ‚Ich weiß nicht, woher ihr seid; weicht von mir, ihr Übeltäter!‘“ Das Endgericht ist bis zur Stunde nicht eingetreten. Sein Aufschub ist kein Grund, an seinem künftigen Eintreten zu zweifeln. Gott wartet mit dem Gericht, um den Menschen Zeit zur Bekehrung und Reue zu bieten. Die Zeit, die bis zur Wiederkunft Christi vergeht, ist die Zeit der Umkehr und Reue. Sie ist ein Zeichen der Geduld, die Gott mit den Menschen hat. Wenn sie verstrichen ist, gibt es keine Frist mehr.

Als Richter wird in der Schrift bald der Vater, bald Christus genannt. Darin liegt kein Widerspruch, denn Gott, der Vater, vollbringt seine Werke durch Christus. Ihm ist das Richteramt vom Vater übertragen. Christus vollstreckt im Gericht den Willen des Vaters, und der Vater spricht das letzte Wort über die menschlichen Schicksale durch Christus. Vor diesem Worte, meine lieben Freunde, müssen

alle schweigen. Während der irdischen Geschichte konnten die Menschen viele lärmende Worte gegen Gott richten, und er hat geschwiegen. In einem Raume unserer Universität in Mainz werden zur Zeit Poster ausgestellt. Und auf einem dieser Poster steht: *God is dead.* – Gott ist tot. In der Stunde des Gerichtes wird Gott allein sprechen und die ganze Schöpfung muss auf ihn hören. Vor dem Richter versammeln sich die Menschen aller Zeiten, um ihr Urteil zu vernehmen. Ungeschützt und ungedeckt muss jeder dem prüfenden Auge Gottes standhalten. Es ist das Auge der alles durchdringenden Wahrheit. Sie durchleuchtet den Menschen bis hinab in alle Schichten seines Wesens. Nichts wird übersehen, nichts vergessen. Bei Gott ist alles aufgehoben, was geschah, was gesagt, was getan, was gefehlt und was unterlassen wurde. Wer nicht im Buche des Lammes steht, wird verurteilt. Wie immer ein Leben verlaufen ist, vor der Prüfung durch Gottes Wahrheit kann es nur bestehen, wenn es in der Gemeinschaft mit Christus, sei es bewusst oder unbewusst, vollzogen wurde. Der Maßstab des Gerichtes ist die in Christus erschienene Liebe. In dem Maße, in dem sie einen Menschen ergriffen und geformt hat, entrinnt er der Verurteilung im Gericht. Christus ist die Norm, nach welcher der Richter das Endurteil fällt. Das Verhältnis zu einer lebendigen Person, zu Christus, zu dem geschichtlichen und erhöhten Christus, entscheidet über das letzte Geschick. Die Liebe zu Christus verwirklicht sich in der Liebe zum Bruder und versagt sich in der Abweisung des Bruders. Umgekehrt meint jede helfende Liebe gegen einen Menschen letztlich Christus und jede Hilfeverweigerung meint letztlich den Herrn. Das Gericht besteht darin, dass der Mensch an der unbedingten Norm, welche Christus ist, gemessen wird.

Im Lichte der heiligen Wahrheit Gottes kommen die wahren Werte an den Tag. So wird das Endgericht eine Revision der irdischen, von Menschen gefällten Urteile in sich schließen. Da kann es geschehen, dass jemand, der in der Welt hoch geehrt war und gepriesen wurde, verdammt wird, und einer, der von der Welt verdammt wurde, hoch geehrt wird. Es wird keine Verschleierungen mehr geben. Das kommende Gericht wird die verletzte menschliche Gerechtigkeit herstellen. Das Unrecht und die Gewalt, der Trug und die Täuschung triumphieren auf Erden, aber am Ende der Weltzeit werden sie entlarvt und niedergeworfen. Beim Weltgericht wird zwar auch das Ringen und Kämpfen, die Niederlage und der Sieg, die Auflehnung und der Gehorsam des Einzelnen in der Weltöffentlichkeit bekanntgegeben werden, auch die bereuten und vergebenen Sünden werden vor den Augen aller publiziert werden. Sie werden jedoch für die Geretteten nicht mehr Anlass zur Beschämung sein, sondern zum Preis Gottes. Denn an ihnen wird offenbar, dass Gott auch durch das menschliche Versagen hindurch den Menschen zur Vollendung führen kann. Der Dank gegen Gott und das Lob seiner Erbarmung werden umso größer sein, je mehr Hindernisse der rettende Wille Gottes zu überwinden hatte. Es wird bei der Publikation ein großes Verwundern geben.

Der Gegenstand des Endgerichtes sind alle Taten und Gedanken der Geschöpfe vom Anfang bis zum Ende. Nun wird schon beim individuellen Gericht nach dem Tode jedes einzelne Geschöpf nach seinen Taten und Gedanken gerichtet. Da könnte es scheinen, dass für das Weltgericht kein ihm eigentümlicher Gegenstand übrig bleibt, doch das ist nicht so. Beim besonderen Gericht, also nach unserem Tode, geht es überwiegend um die Verantwortung des Einzelnen, um seinen guten oder bösen Willen. Beim Endgericht geht es um den objektiven Wert oder Unwert, den die menschlichen Entscheidungen, Gedanken und Einrichtungen gehabt haben. Da wird die objektive Richtigkeit oder Verkehrtheit, die geschichtliche Tragweite oder Erfolglosigkeit alles Tuns und Lassens, alles Geschehens während der Weltzeit offenbar gemacht werden. Beim Weltgericht werden die Wahrheit und der Werte der von den Menschen geschaffenen kulturellen Werte, der wissenschaftlichen und künstlerischen Schöpfungen, der philosophischen Systeme und Richtungen offenbar gemacht, da werden die Epochen der Kunst gegeneinander abgewogen werden. Da werden die Erfindungen der Physik, der Chemie und der Technik auf ihren Wert geprüft werden. Beim Weltgericht werden Bedeutung oder Nichtigkeit der wirtschaftlichen, industriellen und politischen Einrichtungen und Maßnahmen in voller Wahrheit aufgewiesen werden. Da wird sich zeigen, wie die Verfassungsformen von Monarchie und Republik, von Demokratie und Ochlokratie, von autoritären und demokratischen Regimen zu beurteilen sind. Dann werden das Recht und das Unrecht, die Geschichtsmächtigkeit und die Ohnmacht geistiger, sittlicher, religiöser und nationaler Mächte dargetan werden. Da wird sich die Bedeutung von Kriegen und Revolutionen zeigen. Dann werden die aufgewandten oder unterlassenen

Bemühungen der Menschen, Kräfte und Institutionen in der Kirche bewertet werden. Da wird erkannt werden, welchen Wert ein jeder Pontifikat eines Papstes hatte. Da wird sich herausstellen, welchen Nutzen die Bischofskonferenzen hatten oder welchen Schaden sie angerichtet haben. Da wird sich klären, welcher Segen oder Unsegen von jedem einzelnen Bischof ausgegangen ist. Da wird sich zeigen, welche Wirkungen von dem Zweiten Vatikanischen Konzil ausgingen. Da wird sich enthüllen, welchen Segen oder Unsegen die Liturgiereform gestiftet hat. Da wird der ökumenische Betrieb durchleuchtet werden, ob er die Einheit der Christenheit nähergebracht oder die katholische Kirche unsagbar geschwächt hat. Da wird manches, was groß und mächtig, segensreich und förderlich gewesen zu sein schien, als klein und verderblich, vieles, was wertlos und unbedeutend, als gefährlich und verhängnisvoll erschienen ist, als machtvoll und reich, als weitreichend und heilsam und förderlich erkannt werden. Es wird sich das auch im Bösen und Unwahren liegende Gute und Wahre und das im Guten und Wahren liegende Böse und Unwahre offenbaren. Es wird sich zeigen, welche Bedeutung auch die von Gott zugelassene Sünde, auch der von ihm nicht verhinderte Irrtum und die über die Gläubigen hereingebrochenen schweren Lebensschicksale gehabt haben. Da werden vor den Blicken aller die Sinnlosigkeiten, die den Glauben an Gott so belasten, dahinschwinden. Der Glaube an das Weltgericht ist daher der Glaube an die endzeitliche Sinnerhellung alles Sinnlosen.

Das Endgericht ergeht nicht nur über die Einzelnen, es ergeht auch über die Völker, denn sie sind ja die Wirker der menschlichen Geschichte. Alle Geschichte ist Annäherung oder Entfernung der Völker von Gott. Beim Weltgericht wird offenbar werden, ob und wieweit jedes Volk die von Gott ihm gestellte Aufgabe erfüllt hat. Da wird die Ehre oder Unehre, der Wert oder Unwert eines jeden Volkes im Angesichte der Weltöffentlichkeit festgestellt werden. Dann hört der Streit der Gelehrten über die Rolle Frankreichs in der europäischen Geschichte auf. Dann wird sich herausstellen, ob Deutschland seiner Stellung in der Mitte Europas gerecht geworden ist. Da wird sich zeigen, was die Leiden Polens unter Russland und Deutschland zu bedeuten hatten.

Wir bekennen, meine lieben Freunde, im Glaubensbekenntnis: Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten. Ja, er wird kommen. Er wird kommen wie das Schicksal, denn er ist das Schicksal der Welt. Er wird kommen über alle, die ihn sahen und doch nicht erkannten, die ihn hörten und doch nicht begriffen. Er wird kommen über Hasser und Spötter, über Trunkene und Träumende, über Zweifelnde und Verzweifelte. Wie der Blitz wird er hineinleuchten in die Nacht ihrer Seelen. Wie rollender Donner wird die Sprache seines Gerichtes über sie kommen. Und dann, wenn Gott gesprochen hat, dann kommt die große Stille. Dann kommt die Ruhe der vollendeten Gerechtigkeit. Dann kommt die Anbetung, die endgültige Anbetung, wenn der Herr alles dem Vater übergibt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Vertrauen auf Gott

03.12.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der heutigen heiligen Messe beten wir: „Zu dir erhebe ich meine Seele; mein Gott, auf dich vertraue ich. Drob werd' ich nicht erröten, noch sollen meine Feinde mich verlachen. Denn die vielen, die auf dich warten, werden nicht enttäuscht.“ In diesem Gebet spricht sich das Vertrauen auf den rettenden Gott aus. Das Vertrauen ist eine uns vertraute Haltung. Es ist die Zuversicht, die erstrebten Güter zu erlangen, mögen sie noch so fern liegen und noch so schwer zu erreichen sein. Dieses Vertrauen kann sich auf mannigfache Motive stützen: die eigene Leistungskraft, die Hilfe anderer, sinnvolle Lebens- und Wirkzusammenhänge in dieser Welt, Gott und seine Hilfe. Vom Vertrauen hängt psychologisch die Befähigung ab, in desolaten Lebensumständen Hoffnung auf bessere Verhältnisse entwickeln zu können. Vertrauen geht als ursprüngliche Haltung von der Verlässlichkeit der Umstände und anderer Menschen und von deren guten Absichten aus. Das Vertrauen der Menschen untereinander ist die Grundlage für das Miteinanderleben und Miteinanderwirken. Es spielt in unserem Leben eine große Rolle. Wir vertrauen auf die solide Arbeit der Handwerker, wir vertrauen auf die Ehrlichkeit der Kaufleute. Vertrauen ist auch die Grundlage der Religion. Unser Glaube ist wesentlich Zeugnisglaube und Autoritätsglaube. Wir glauben auf das Zeugnis und die Autorität Gottes hin. Es ist Gott, der Allwissende und Wahrhaftige, der den Inhalt des Glaubens offenbart und der als höchste Autorität den Glaubensakt gebietet. Wir glauben Gott, der nicht täuschen und nicht getäuscht werden kann. So liegen im Glauben die sittlichen Gesinnungen der Ehrfurcht, des Gehorsams und des unbedingten Vertrauens. Das Vertrauen in der Hoffnung richtet sich auf Gottes Güte und Barmherzigkeit, auf seine Treue, auf die in Christus erschienene Gnade Gottes. Die heilige Theresia von Lisieux lehrt uns: „Man kann niemals auf den gütigen und mächtigen Gott zu viel vertrauen. Man erhält von ihm alles nach dem Maße des Vertrauens. Was den Herrn kränkt und seinem Herzen wehe tut, das ist der Mangel an Vertrauen.“ Das der Hoffnung eigene Vertrauen muss zuversichtlich, fest, unerschütterlich sein, verbunden mit demütigem Misstrauen gegen einen selbst und mit heilsamer Gottesfurcht verknüpft.

Vertrauen braucht es im Gebet. Das Bittgebet ist die Aussprache unserer Wünsche vor Gott, damit er sie in seiner Macht und Güte erhöere. Der Mensch nimmt im Bittgebet vertrauensvoll seine Zuflucht zu Gott, dem Allmächtigen und Allgütigen. Der Beter muss also vor allem Vertrauen haben. Das Vertrauen schließt die beiden Gewissheiten ein, Gott kann und Gott will helfen. Die theologische Tugend der Hoffnung berechtigt uns in Sachen des Seelenheils zu unbedingtem Vertrauen. In anderen Angelegenheiten ist es der freien Güte Gottes überlassen, ob er unsere Bitten erhört oder nicht. Die Psalmen enthalten eine Fülle vertrauensvoller Gebete. „Ich erhebe meine Augen zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt. Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde erschaffen hat.“ Alle Heiligen waren Beispiele des Vertrauens auf Gott. Wenn die Not ganz groß wurde, dann ging der heilige Clemens Maria Hofbauer in Wien in die Kirche, klopfte an den Tabernakel und sagte: „Herr, hilf, es ist Zeit.“ Gott wirkt denen, die vertrauen, ungewöhnliche Wunder. Es wird berichtet in

der Apostelgeschichte, dass die Leute ihre Betten mit Kranken auf die Straße stellten, damit auch nur der Schatten des Petrus auf sie fiel und sie geheilt würden.

Vertrauen braucht es, wenn der Mensch das Unglück hat, eine Sünde zu begehen. Gott gibt den Sünder nicht auf, er geht ihm nach. Gottes Auge schläft nicht. Wir sind auch in der Sünde nicht allein; unser Heiland verlässt uns nicht. Johannes, der Lieblingsjünger, versichert uns: „Wenn jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher beim Vater: Jesus Christus, den Gerechten.“ Freilich muss der Sünder das Seine tun, um die Sünde zu überwinden. Er ist aufgerufen, mit Ernst und Entschiedenheit, mit Vertrauen und Zuversicht gegen die böse Begierde zu kämpfen. Dem Sünder ist Vertrauen notwendig, dass es ihm gelingen wird, die Neigung zur Sünde, die Anhänglichkeit an die Sünde zu überwinden.

Vertrauen, meine lieben Freunde, braucht es im ganzen Leben, denn es gibt auf Erden keine Sicherheit. Niemand weiß, was morgen sein wird. Keiner ist sicher, den nächsten Tag zu erleben. Alle müssen auf die Wechselfälle des irdischen Daseins gefasst sein. Wenige haben das so deutlich ausgesprochen wie Friedrich Schiller. In seiner Dichtung *Wallenstein* heißt es: „Frei geht das Unglück durch die ganze Erde. Des Lebens ungemischte Freude ward noch keinem Sterblichen zuteil. Wer besitzt, der lerne verlieren. Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.“ Ja, so ist es. Der Schmerz, meine lieben Freunde, ist der große Lehrer unseres Lebens. Unter seinem Hauche entfalten sich die Seelen. Aber der Christ weiß, er ist nicht allein. Der allgegenwärtige Gott ist bei ihm. Der Ratschluss des Himmels ist gewiss unerforschlich, aber er ist immer weise und gütig, wenn er auch das Menschenherz schmerzlich trifft. Wer auf Gott vertraut, ergibt sich seinem Willen. Er weiß: Was Gott mit mir tut, das kann nicht anders als gut sein. Er sorgt für mich weit mehr, als ich selbst für mich sorgen kann. Der Herr weiß besser, was er tut, als wir wissen, was wir sollen und wollen. „Ein schwaches Menschenkind bin ich“, hat einmal der heilige Augustinus geschrieben, „aber es lebt mein Vater in der Ewigkeit, und der weiß mich sicher zu beschützen.“ Wenn wir uns in Gottes Arme werfen, übernimmt der Herr alles für uns und sorgt für uns ganz wunderbar.

Vertrauen, meine lieben Freunde, braucht es angesichts des Todes. Wenn die Kräfte uns verlassen, wenn der Atem stockt, wenn das Auge bricht, gehen wir in ein Land, das wir nicht kennen. Kein anderer Mensch geht mit uns; man stirbt allein. Aber der Herr, dem wir in der Taufe übergeben wurden, mit dem wir in der heiligen Kommunion zusammengewachsen sind, er bleibt auch im Tode bei uns und geht mit uns in die Welt des Jenseits. Unser Herr versteht sich auf das Sterben, denn er ist selbst gestorben. Er starb mit einem Worte des Vertrauens: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ In seinem eigenen Sterben nahm er einen Mann mit in die Ewigkeit, der wie er am Kreuze hing, und dieser Mann hatte Vertrauen zu Jesus. Er wollte nicht viel, er wollte nur ein Gedenken: „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst.“ Aber wenn Jesus an einen Menschen denkt, dann ist das eine Rettung, dann ist es ein Heil, dann ist es ein Himmel. Kopernikus, der große Gelehrte in Frauenburg in Ostpreußen, ließ auf sein Grab die Worte schreiben: „Nicht die Gnade des Paulus, nicht die Verzeihung des Petrus, sondern die Erbarmung, die du am Kreuze dem Sünder verliehen, schenke mir, o Herr.“ In der Totenmesse beten wir: „Der vergeben einst Marien, der dem Schächer mild verziehen, Hoffnung hat auch mir verliehen.“ Wir haben oft zu Maria gefleht: „Bitte für uns jetzt und in der Stunde unseres Todes.“ Es ist undenkbar, dass unsere himmlische Mutter uns in diesem entscheidenden Augenblick vergessen oder verlassen könnte, das ist undenkbar.

Vertrauen braucht es im Warten auf die Wiederkunft des Herrn. Wir stehen in der Zeit des Advents. Unsere Gedanken und unsere Herzen richten sich auf den, der gesagt hat: „Das Zeichen des Menschensohnes wird am Himmel erscheinen, und alle werden den Menschensohn kommen sehen in großer Macht und Herrlichkeit.“ Es sind 2000 Jahre vergangen, seitdem unser Herr sein Wiederkommen in Herrlichkeit versprochen hat. Die Christenheit wartet auf die Einlösung seines Versprechens. Sie wartet mit Geduld und manchmal auch mit Ungeduld oder sogar mit Zweifeln. Der Apostel Petrus erwähnt in seinem 2. Brief Spötter, die sagen: „Wo bleibt seine verheißene Ankunft? Seitdem die Väter heimgegangen sind, bleibt alles so, wie es war von Anfang der Schöpfung an.“ Petrus antwortet, indem er auf Gottes eigene Zeitrechnung verweist: „Vor ihm sind tausend Jahre wie ein Tag.“ Zudem erklärt er den Aufschub des Gerichts mit der Langmut Gottes, die die Menschen zur Bekehrung treiben soll. Das Harren auf Christi Wiederkunft will uns wachsam, gespannt und gerüstet machen. Wir

dürfen nicht müde werden, nicht ermatten, wir dürfen unsere Hoffnung auf sein Kommen nicht sinken lassen. Wir müssen auf die Wahrhaftigkeit und Treue unseres Herrn vertrauen. Er wird kommen, wenn seine Stunde da ist. Der Herr täuscht und betrügt uns nicht, aber er erprobt unseren Glauben.

Man kann sich gegen das gebotene und pflichtmäßige Vertrauen verfehlen. Sünden gegen das Vertrauen sind Vermessenheit und Verzweiflung, das Übermaß und das Untermaß des Vertrauens. Der Vermessene vertraut, von Gott in einer Weise Hilfe oder die ewige Seligkeit zu erlangen auf einem Wege, der nicht den göttlichen Anordnungen entspricht. Vermessen ist, wer das Heil allein von der Gnade ohne die Mitwirkung des Menschen erwartet. Vermessen ist, wer freventlich auf Gottes Barmherzigkeit hin sündigt, weil er sich sagt: Er muss es ja wieder verzeihen. Das freiwillige Aufsuchen oder Festhalten einer nächsten Gelegenheit zur Sünde ist entweder ein unmittelbares Wollen der Sünde oder ein vermessenenes Vertrauen auf Gottes Gnade oder auf die eigene Kraft. Die Verzweiflung richtet sich gegen das Vertrauen auf die Allmacht, Güte und Treue Gottes. Hier wird die Zuversicht auf Gott und seine Gnade preisgegeben. Der Verzweifelte lässt die Hoffnung und die Zuversicht auf das Helfen Gottes fahren; das Vertrauen bricht zusammen. Menschen in äußerster Not und Verlassenheit sind in Gefahr, ihr Vertrauen auf Gott zu verlieren. Der Christ, meine lieben Freunde, darf nie verzweifeln. Er darf nie das Vertrauen aufgeben, dass Gott ihm die Sünden verzeihen oder im Unglück helfen werde. Denn die Barmherzigkeit Gottes ist unendlich groß. Wer an der Barmherzigkeit Gottes verzweifelt, beschimpft Gott geradeso wie einer, der zweifelt, dass Gott existiert.

„Zu dir erhebe ich meine Seele; mein Gott, auf dich vertraue ich. Drob werd' ich nicht erröten, noch sollen meine Feinde mich verlachen. Denn die vielen, die auf dich warten, werden nicht enttäuscht.“ So beten wir in der heiligen Messe des heutigen 1. Adventssonntages. Es ist ein Gebet des Vertrauens. Gott gebietet uns, auf seine Macht und Güte zu bauen. Im Alten Bund wurde das Vertrauen auf Gott häufig und immer wieder ausgesprochen. Der Heiland betete ja am Kreuze den Psalm 21, und im Psalm 21 heißt es: „Auf dich vertrauten unsere Väter; sie vertrauten, und du hast sie errettet. Zu dir riefen sie, und es ward ihnen Hilfe. Auf dich hofften sie, und sie wurden nicht enttäuscht.“ In einem anderen Psalm heißt es: „Alle, die auf dich warten, werden nicht zuschanden.“ In einem dritten Psalm bekennt der Beter die erfolgte Erhörung: „Der Herr ist mein Helfer und mein Hort. Auf ihn vertraute mein Herz, und er hat mir geholfen.“ Im Neuen Bund richtet sich unser Vertrauen auf den Herrn, der seinen Jüngern gesagt hat: „Seid getrost: Ich habe die Welt überwunden.“ Als Paulus in Rom in der Gefangenschaft war, schrieb er an die Gemeinde in Philippi: „Ich habe das Vertrauen, dass der, welcher das gute Werk in euch begonnen hat, es auch vollenden wird, bis zum Tage Christi.“ Sogar im profanen Bereich, meine lieben Freunde, lebt das Bewusstsein von der Treue Gottes. Auf amerikanischen Geldscheinen findet sich die Aufschrift: *IN GOD WE TRUST* – wir vertrauen auf Gott; in God we trust. Der heilige Augustinus aber ruft uns zu: „Er verlässt mich nicht, nie und nirgends, verlasse nur du ihn nicht!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wegbereiter

10.12.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Rüttle auf, o Herr, unsere Herzen, auf dass wir deinem Eingeborenen die Wege bereiten“, so haben wir eben im Kirchengebet der heutigen heiligen Messe gebetet. Wir flehen darum, Wegbereiter für unseren Herrn und Heiland zu sein, damit er zu den Menschen gelangt. Gott bedient sich der Menschen, um sein Heilsangebot an sie heranzutragen. Er sendet Herolde aus, die seine Einladung der Menschheit unterbreiten, und Gott ist sogar auf die Menschen angewiesen; er hat keine anderen Wesen als die Menschen. Wir kennen den ersten Wegbereiter des historischen Jesus: es ist Johannes, der Täufer. „Ein Mensch trat auf, von Gott gesandt, sein Name war Johannes. Er kam zum Zeugnis, dass er Zeugnis ablege vom Lichte, damit alle durch ihn zum Glauben kämen.“ In Johannes ist die Verheißung des Propheten Malachias erfüllt: „Siehe, ich sende meinen Boten vor dir her, dass er dir den Weg bereite.“ Johannes hat seinen Auftrag angenommen, er hat ihn erfüllt, er ist diesem Auftrag zum Opfer gefallen. Auch die Jünger Jesu wurden zur Wegbereitung eingesetzt. Als Jesus den Marsch nach Jerusalem antrat, da sandte er immer zwei Jünger vor sich her in alle Städte und Orte, in die er selbst kommen wollte. Sie sollten seine Ankunft vorbereiten. Der auferstandene Herr befahl seinen Jüngern: „Gehet hin in alle Welt und verkündet die Heilsbotschaft allen Geschöpfen.“ Die Apostel wurden ausgesandt zur Mission, sie sollen alle Menschen um Jesus sammeln. Das Gebot zur Wegbereitung gilt heute wie gestern. Es ist an uns gerichtet. Wir sollen die Wegbereiter unserer Zeit sein. Wodurch? Auf welchem Wege?

Wir bereiten dem Herrn den Weg, wenn wir an ihn glauben. Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Glauben können, meine lieben Freunde, ist ein unsagbares Glück. Wer glaubt, dem geht eine ganze neue Welt auf, die Wirklichkeit Gottes. „Der Gerechte lebt aus dem Glauben“, schreibt Paulus an die Galater. Und von sich selbst bekennt er: „Mein Leben im Fleische ist ein Leben im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat.“ Der Glaube ist eine Macht für den Glaubenden. Wer wirklich vom Glauben ergriffen ist, der sucht den Glauben allen anderen zu vermitteln. Er ist auch durch Gottes Gebot gehalten, den Glauben weiterzugeben. Wir können ihn nur weitergeben, wenn wir selbst fest im Glauben stehen. Das ist eine unserer ersten Pflichten, meine lieben Freunde, dass wir ständig und immer wieder um den Glauben beten – in jedem Rosenkranz: „... der den Glauben in uns vermehren wolle“. Wir bereiten dem Herrn unseren Weg durch unser Bekenntnis; der Glaube muss sich nämlich äußern. Der Glaube muss nach außen bekannt werden. Und der Apostel Paulus stellt das Bekenntnis gleichwertig neben den Glauben: „Mit dem Herzen glaubt man, und das führt zum Heile. Mit dem Munde bekennt man, und das führt zur Rechtfertigung.“ Das Bekenntnis verbindet uns in ähnlicher Weise mit Gott wie der Glaube. Der Evangelist Johannis schreibt: „Wer bekennt, dass Jesus der Sohn Gottes ist, in dem bleibt Gott und der bleibt in Gott.“ Der Bischof Cyprian – der Martyrerbischof, im Jahre 258 hingerichtet – fragt in einer seiner Schriften: „Wie kann einer meinen, ein Christ zu sein, wenn er sich fürchtet, es öffentlich zu sein? Wie kann er dereinst mit Christus sein, wenn er sich schämt, zu bekennen, dass er zu ihm

gehört?“ Das gläubige Bekenntnis wirkt ansteckend. Die es erleben, spüren die Kraft, die im Glauben steckt. „Die haben den vollkommenen Glauben nicht, die von dem, was sie glauben, nicht reden wollen.“ Denn zum Glauben gehört auch die Annahme des Wortes. „Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde ich vor Gott, meinem Vater, bekennen. Wer mich aber vor den Menschen verleugnet, den werde ich auch vor Gott, meinem Vater, verleugnen.“ Gordius war ein römischer Offizier. Er wurde in der großen diokletianischen Verfolgung vor Gericht gestellt. Seine Freunde sagten ihm: „Du kannst ja im Herzen glauben, aber nach außen musst du so tun, als ob du nicht glauben würdest.“ Gordius antwortete ihnen: „Der mir das Herz gegeben hat, hat mir auch den Mund gegeben.“ Und so wurde er hingerichtet.

Das grundlegende Bekenntnis des Glaubens ist das Leben aus dem Glauben. Wir sollen leben, was wir glauben. Unserer Mitmenschen sollen an unserem täglichen Leben ablesen können, wie der Glauben beschaffen ist. Also sie sollen unsere Dienstbereitschaft, unsere Selbstlosigkeit, unsere Ehrlichkeit, unsere Reinheit sehen und das soll sie aufhorchen lassen. Sie sollen sich zu uns hingezogen fühlen, weil wir diese Tugenden bewähren. Man kann einen Menschen nur zu dem führen, was man selbst bekennt. Und zwei Beweise werden immer die besten bleiben, um Gott und sein Dasein zu beweisen: wenn die Gottesgläubigen nach dem Glauben leben und wenn sie für den Glauben sterben. Wir bereiten den Weg des Herrn durch Entschiedenheit, wenn wir entschlossen und entschieden seine Sache vertreten. Weniges schadet der Religion, der Achtung vor der Religion, der Verbreitung der Religion so sehr wie die Halbheit, die Unentschiedenheit, die Inkonsequenz. Entschiedenheit zieht an. Wo Christen ihr Christentum ohne Konzessionen an die liberale Wohlfühlgesellschaft leben, da merken die Menschen auf, da werden sie nachdenklich, und der eine oder andere fühlt sich auch angesprochen und zur Nachahmung aufgerufen. Wir schulden den Menschen das Zeugnis unseres entschiedenen Glaubens. Der Herr fordert ihn: „Wer die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, der ist nicht wert des Reiches Gottes. Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich. Eng ist die Pforte und schmal ist der Weg, der zum Leben führt, und nur wenige sind es, die ihn finden.“ Die geistlichen Schlachten, meine lieben Freunde, werden durch die Entschiedenheit des Willens entschieden. Die Liebe zu Gott besteht nicht in wonnigen Gefühlen, sondern in der Entschiedenheit des Willens, ihm zu gefallen. Das Hin- und Herschwanken, die Unsicherheit, die Halbheit sind mit der Nachfolge Christi unvereinbar; Kompromisse kompromittieren. Eine Dame rief mich neulich an, aus Hamburg. Ihr Mann, ein Protestant, Jurist, wollte zum katholischen Glauben konvertieren. Er sprach mit einem Priester darüber. Der Priester sagte ihm: „Ach, lassen Sie das. Jetzt haben wir ja den Ökumenismus.“ Ja, meine lieben Freunde, seit wann ist denn der Ökumenismus wertvoller als der Glaube an den absoluten Wahrheitskern unserer Religion? Diesem Priester fehlt es offensichtlich am entschiedenen Glauben. Die Menschen, die ihn erleben, werden sagen: Ja, wenn der das nicht ernst nimmt, wie sollen wir es ernst nehmen?

Wir bereiten dem Herrn den Weg durch die Erfüllung seiner Gebote. Wie oft ruft der Apostel Paulus in seinen Briefen die Gemeinden zu einer ehrbaren und anziehenden Lebensweise auf: „Wandelt würdig des Evangeliums Christi. Wie am Tage lasst uns ehrbar wandeln, nicht in Schwelgereien und Trinkgelagen, nicht in Wollust und Ausschweifung, nicht in Streit und Eifersucht. Wir bitten und ermahnen euch in Christus Jesus, dass ihr einen rechten, gottwohlgefälligen Wandel führt, wie ihr es von mir gelernt habt.“ Die Erfüllung des Willens Gottes ist eben der Erweis unseres Glaubens. „Daran erkennen wir, dass wir ihn erkannt haben, wenn wir seine Gebote halten“, schreibt Johannes. Die willige und klaglose Befolgung der Gebote Gottes durch die Christen bringt manche Menschen zum Nachdenken. Es kann sein, dass ihnen aufgeht, wie edel und erhaben das Leben nach Gottes Willen ist. Durch Gebotserfüllung können wir zu Wegbereitern Gottes werden. Der schon erwähnte heilige Bischof Cyprian fragte einmal in einer seiner Schriften: „Christi Namen sich beizulegen, ohne auf Christi Wegen zu wandeln, was ist das anderes als ein Betrug am göttlichen Namen, ein Abirren vom Wege des Heils?“ In der Urzeit des Christentums lebte der geistliche Schriftsteller Theophilus. In seinem Briefe an Autolikus gibt er uns ein Bild vom Verhalten der Urchristen. „Bei uns“, schreibt er, „herrscht Mäßigkeit, wird Enthaltbarkeit gepflegt, die Einehe beobachtet, die Keuschheit bewahrt, alle Ungerechtigkeit verbannt, die Sünde mit der Wurzel ausgerottet, das Gesetz befolgt, Gottesfurcht geübt, Gott in Wort und Werk bekannt.“ So schreibt Theophilus. Bis zum Ausbruch des Ökumenis-

mus unterschieden sich die katholischen, die wirklich katholischen Christen vernehmlich und sichtbar von ihren Mitbürgern durch bedeutsame Differenzen. Sie pflegten die öffentliche und gemeinsame Gottesverehrung durch den regelmäßigen Besuch des Sonntagsgottesdienstes. Ein Katholik, der nicht jeden Sonntag zur Messe kam, war kein Katholik. Sie waren kinderfreudiger. Sie hatten mehrere Kinder, sie hatten große Familien. In Holland sprach man, bevor der Ökumenismus ausbrach, von der biologischen Gegenreformation, d.h. katholische Familien hatten so viele Kinder, dass Holland allmählich ganz katholisch geworden wäre. Sie stellten auch verhältnismäßig mehr solide Handwerker und Angehörige der Pflegeberufe als die Nichtkatholiken, und das ist ein Zeugnis ihrer Tugend. Nicht alles, was vergangene Generationen an Zucht und Ordnung, an Sitte und Tugend im katholischen Volk aufgebaut hatten, ist verloren gegangen. Bis zur Stunde unterscheiden sich gute katholische Christen von ihrer Umwelt. Ein weitverbreitetes Magazin kam vor einigen Jahren mit dem Titel heraus: „Sind Katholiken dümmer?“ Nein, sie sind nicht dümmer, aber sie sind bescheidener, sie sind gutmütiger, sie sind dienstwilliger, sie sind leichter zufriedenzustellen, sie sind freigebiger und opferbereiter, jawohl, das sind sie.

Wie bereiten wir dem Herrn den Weg? Nun, ein wichtiges Mittel dazu ist der Wandel in Gottes Gegenwart. Wir wissen ja, es ist ein unumstößlicher Glaubenssatz: Gott ist allgegenwärtig. Ihm ist keine Weite zu fern und keine Dunkelheit zu finster. Gott ist überall. Er umgibt mich, er ist mir näher als mein Kleid, näher als die Luft, die ich atme. Der heidnische Philosoph Seneca wusste es schon: „Nahe ist dir Gott. Er ist bei dir, er ist in dir. Ja, ein heiliger Geist wohnt in uns und wacht über das Gute und Böse in uns. Wie wir mit ihm umgehen, so geht er mit uns um.“ Das schreibt im 1. Jahrhundert ein Heide. Erst recht leben gläubige Christen in der Gegenwart Gottes. Christoph Kolumbus, der Seefahrer und Entdecker Amerikas, konnte von sich schreiben: „Ein süßer Trost ginge mir verloren, wenn ich nicht all mein Trachten darauf kehrte, mich in Gottes wunderbare Gegenwart zu versenken.“ Er folgte damit der Heiligen Schrift, wo es an einer Stelle heißt: „Denk an Gott auf all deinen Wegen, so wird er deine Pfade ebnen.“ Wer sich an Gottes Gegenwart erinnert, der wird auch daran denken, ihm den Weg zu bereiten. Er wird überlegen: Wie kann ich heute meiner Umgebung den Weg des Herrn bereiten? Der Gedanke an Gottes Gegenwart mahnt uns, apostolisch zu sein. Er ruft uns auf, alle Müdigkeit, Bequemlichkeit und Unlust zu überwinden, tätig zu sein im Dienste Gottes und die Zeit auszukaufen, wie der Apostel Paulus mahnt. Jeder Tag, jede Stunde, jede Minute ist kostbar. Was jetzt nicht geschieht, das kann nie mehr eingeholt werden.

Viele Menschen sind unserem Bemühen, ihnen den Weg Gottes zu weisen, unzugänglich. Aber es gibt ein Mittel, um sie zu erreichen: das ist das Gebet. Gott sucht ausgebreitete Hände, um sie zu füllen. Er tut den Willen derer, die ihn fürchten. Wir dürfen und sollen beten für uns selbst, dass wir mit Gott verbunden bleiben, dass wir die Versuchungen überwinden, dass wir seinen Willen suchen, dass wir im Guten verharren bis zum Ende. Wir schulden aber auch unser Gebet unseren Mitmenschen: den Angehörigen, den Freunden, den Nachbarn, den Bekannten, aber auch unseren Widersachern, Feinden und Gegnern. In der heiligen Messe werden wir ja zweimal eingeladen, für die Mitmenschen zu beten. Die erste Gelegenheit ist das Gebet nach dem Dreimal Heilig. Da beten wir ja für die Menschen, die uns besonders aufgetragen sind. Und nach der Aufopferung in der Wandlung, dann flehen wir für die Christen, die uns im Zeichen des Kreuzes vorangegangen sind. Wir beten also für die Lebenden und für die Toten. Die Menschen, die unserem Bemühen unzugänglich sind, können wir durch unser Gebet erreichen. Das Gebet bewegt einen Arm, und dieser Arm bewegt die ganze Welt. Apostolisch beten, meine lieben Freunde, also für die Verirrten und Abgefallenen, für die Unsicheren und Zweifelnden, für die Abständigen und Trägen. Erbarmungsvoll beten für die Hungrigen und Durstigen, für die Elenden und Kranken, für die Vertriebenen und Heimatlosen. Missionarisch beten für die Atheisten und Heiden, für die Muslime und Juden, für die Buddhisten und Hinduisten.

Wir bereiten dem Herrn den Weg, indem wir in ihn hinein sterben. Wir vermögen in Gott hinein zu sterben, wenn wir es fertig gebracht haben, in ihn hinein zu leben. Wer den Mut hat, in Gott hinein zu leben, der wird auch die Kraft haben, in ihn hinein zu sterben. Auf dem Grabstein eines römischen Kardinals in Rom habe ich gelesen: *Ut moriens viveret vixit ut moriturus* – Damit er, wenn er stirbt, in das ewige Leben eingehen kann, hat er gelebt wie einer, der weiß, dass er sterben muss. *Ut moriens viveret vixit ut moriturus*. Und der heilige Augustinus erinnert uns an Christi Lehre: „Die an ihn glauben,

unterwies er, recht zu leben und zu sterben. Zu leben ohne Gier, zu sterben ohne Furcht. Er lehrte uns leben, dass wir nicht ewig sterben müssen, und er lehrte uns sterben, dass wir ewig leben dürfen.“ So der heilige Augustinus. Es gibt ein erbauliches Sterben, einen Heimgang, der die Umstehenden und alle, die von diesem Sterben hören, im Glauben stärken, in der Zuversicht festigen und in der Hoffnung erheben kann. So mancher hat am Sterbebett eines gläubigen Christen den verlorenen Glauben wiedergefunden. Die Martyrer haben Gott den Weg bereitet durch ihr heldenhaftes Sterben. In den Martyrerakten lesen wir häufig, dass sich Heiden und Ungläubige durch das Beispiel des todesmutigen Martyrers bewegt zum Christentum bekehrten. „Rüttle auf, o Herr, unsre Herzen, auf dass wir deinem Eingeborenen die Wege bereiten.“ So beten wir in der heutigen heiligen Messe. Dieser Aufruf gilt aber nicht nur in der Zeit des Advents, er gilt immer. Wir müssen Wegbereiter für den Herrn sein, allezeit. Wenn die Feinde der Kirche wachen, dürfen ihre Freunde nicht schlafen. Wenn die Feinde der Kirche reden, dürfen ihre Freunde nicht schweigen. Wenn die Feinde der Kirche zum Kampfe rüsten, dürfen die Freunde ihre Waffen nicht niederlegen. Unsere Kirche soll wachsen. Alle Menschen sollen nach Gottes Willen in ihr versammelt werden. Und darum ruft Augustinus den Zeitgenossen und allen, die seine Schriften lesen, zu: „Packt mutig an, zieht herbei, schleppt herzu, wen immer ihr könnt. Seid gewiss, ihr führt sie zu dem, dessen Anblick sie nur beseligen kann.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wer ist Jesus? (1)

17.12.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Den Abgesandten, die Johannes den Täufer aufsuchten, wer er sei, gab dieser zu verstehen: „Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt.“ Er selber kannte ihn. „Das ist das Lamm Gottes“, sagte er, „das hinwegnimmt die Sünden der Welt. Das ist der, der mit heiligem Geist tauft.“ Er kannte ihn. Er wusste um seine Hoheit: „Ich bin nicht würdig, ihm die Schuhriemen zu lösen.“ Ich fürchte, dass Johannes, wenn er wiederkäme, zu vielen, die den christlichen Namen tragen, ebenfalls sagen müsste: Unter euch steht einer, den ihr nicht kennt. Viele, allzu viele haben sich von Jesus, dem Messias und LOGOS Gottes, entfernt. Und deswegen, meine lieben Freunde, wollen wir heute fragen: Wer ist Jesus Christus? Wir sagen, erstens, Christus ist der eingeborene, der einzig geborene, dem himmlischen Vater wesensgleiche Gottessohn. Gemeint ist nicht die moralische Gotteskindschaft, die darin besteht, dass man eben ein lebendiges Bewusstsein von Gott hat, nein, gemeint ist die metaphysische Gotteskindschaft, die seinshafte, aufgrund deren Jesus Christus das eine Gotteswesen besitzt, das dem himmlischen Vater eigen ist, durch das er Gott ist. Schon am Ende des 1. Jahrhunderts traten Irrlehrer auf, die Jesu Gottheit leugneten, andere folgten ihnen. Und der heilige Augustinus musste im 4. Jahrhundert klagen: „Wir wollen denen keinen Glauben schenken, die behaupten, Christus sei nichts anderes als ein Mensch, allerdings als ein besonders gerechter, sodass er würdig sei, Sohn Gottes genannt zu werden. Die solches lehren, duldet die katholische Kirche nicht in ihrer Mitte.“ Sie kann sie nicht dulden, weil sie ihrem Herrn und Gründer treu bleiben will. Die Leugnung des göttlichen Wesens Jesu ist weitergegangen bis zu vielen protestantischen Theologen unserer Tage. Sie sagen, die Gottessohnschaft Jesu ist eine Entlehnung aus dem Mythos der heidnischen Umwelt ohne Wahrheitsgehalt. Nicht die Gottheit Christi, so sagen sie, sei der Grund des Glaubens gewesen, sondern der Glaube habe die Ansicht von der Gottheit Christi erzeugt. Ich zitiere den bekanntesten evangelischen Theologen des 20. Jahrhunderts, er schreibt: „Die Formel ‚Christus ist Gott‘ ist falsch in jedem Sinne, in dem Gott als eine objektivierbare Größe verstanden wird.“ Jesus ist, nach ihm, zu verstehen als das Ereignis des Handelns Gottes – Jesus also ein Geschehnis, nicht Gott, sondern ein Geschehnis Gottes. Hier wird die Psychologie an die Stelle der Ontologie gesetzt. Der christliche Glaube lautet anders. In Christus ist eine göttliche Person, nämlich die Person des göttlichen Wortes, des LOGOS, und in ihm sind zwei Naturen: eine göttliche und eine menschliche. Dies ist die rechtgläubige Lehre von Jesus Christus. Der katholische Katechismus für das Bistum Mainz vom Jahre 1926 – also unzweifelhaft rechtgläubig – erklärte: „Wer nicht glaubt, dass Jesus Christus wahrer Gott ist, hat keinen Anspruch auf den Namen eines Christen.“ Richtig so. Wer von Christus redet, ohne seine Gottheit und seine Wesensgleichheit mit dem Vater auszusprechen, der hat um ihn herumgeredet. Dass Jesus, der Zimmermann von Nazareth, sich Gott gleichstelle, warfen ihm seine Feinde vor. Er ließ diesen Vorwurf auf sich beruhen; es war der gerechteste, der ihm je gemacht wurde. Das

Zeugnis der Heiligen Schrift ist eindeutig. Jesus bekennt von sich: „Ich und der Vater sind eins. Wer mich sieht, der sieht den Vater. Ehe Abraham ward, bin ich.“ Und der Evangelist Johannes beschreibt diese Wirklichkeit Jesu mit den Worten: „Im Anfang (im Anfang aller Anfänge) war das Wort, der LOGOS (das Wort Gottes), und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott.“ „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“ „Wer bekennt, dass Jesus der Sohn Gottes ist, in dem bleibt Gott, und Gott bleibt in ihm.“ Dass Jesus wahrer Gott ist, zwingt zu Folgerungen. Erstens: Seine Autorität ist göttlicher Art, sie ist die höchste, unbedingte, unüberbietbare. Jesus ist nicht deswegen eine Autorität, weil er Richtiges gesagt hat, sondern weil er mit dem Munde Gottes spricht. Zweitens: Die von ihm gestiftete Religion ist die einzige gottgewollte, von Gott begründete. In ihr sind alle Menschen ohne Ausnahme zu sammeln. Drittens: Das Christentum hat von allen Anfängen an neben dem Glauben an Gott, den Vater, auch die Anbetung Christi als die völlig natürliche Form der christlichen Religion betrachtet. Ich empfehle Ihnen, meine lieben Freunde, in dieser adventlichen Zeit: Beten Sie die Litanei vom heiligsten Namen Jesu – im Gesangbuch Seite 781. In dieser Litanei wird wie in keiner anderen die wahre Natur Christi ausgesprochen. „Jesus, du unser Gott“, heißt es dort.

Wer ist Jesus? Wer ist der Christus? Der Gottessohn ist in einer wahren menschlichen Natur erschienen. Mit der Leibhaftigkeit ist die Zeitlichkeit und die Geschichtshaftigkeit Jesu gegeben. Gott ist zeithaft und geschichtshaft geworden. Die Menschwerdung besagt, dass eine bestimmte menschliche Natur mit dem LOGOS (mit der zweiten Person in Gott) so geeint ist, dass sie selbst nicht mehr einen menschlichen Selbststand hat. Ihr Selbststand ist in der Person des Wortes Gottes. Das sagt der heilige Paulus in dem Briefe an die Philipper, den wir ja heute gehört haben: „Er entäußerte sich selbst, nahm Knechtsgestalt an, wurde dem Menschen gleich und als wahrer Mensch erfunden.“ Er, der allen Nahrung gibt, hungerte, er, der allen Trunk geschaffen hat, durstete. Auf seiner Erdenwanderung ward müde, der sich selbst als den Weg zum Himmel bezeichnet. Er machte jede Altersstufe durch. Ich habe einmal einen schönen Aufsatz gelesen mit dem Titel: „Gott war ein Junge.“ Tatsächlich, so war es. Er machte jede Altersstufe durch, um für alle die Gemeinschaft mit Gott wiederherzustellen. Christus – und das ist das entscheidende – hat die Erlösung in menschlicher Natur bewirkt. Die menschliche Natur war das Werkzeug seiner Erlösung. Ohne die menschliche Natur wären wir nicht erlöst worden. Sie ist die Voraussetzung für sein Mittlertum. In ihr ist er der Hohepriester, der für uns opfert. Durch ihn haben wir Friede und Versöhnung mit Gott, dem Vater. Klassisch ist geworden, was der heilige Anselm von Canterbury über die Erlösungstat Jesu geäußert hat: „Eine vollgültige Genugtuung konnte nur Gott leisten. Leisten durfte sie aber nur ein Mensch, so musste sie ein Gottmensch leisten.“ Und dem an die Seite zu stellen ist das, was der heilige Papst Leo der Große geschrieben hat: „Wäre er nicht wahrer Gott, so brächte er keine Erlösung. Wäre er nicht wahrer Mensch, so böte er kein Beispiel.“

Wer ist Jesus Christus? Die Volksscharen bezeichneten ihn als Propheten: „Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.“ Nicht falsch. Jesus ist ein Prophet, aber er ist nicht bloß ein Prophet, er ist mehr als ein Prophet, er ist der Herr der Propheten. Frühere Zeiten erhielten Propheten, die von Gottes Wort erfüllt waren. Wir dürfen als Propheten das Wort Gottes selbst entgegennehmen. Christus, der Prophet, ist der göttliche Prophet über allen irdischen Propheten.

Wer ist Jesus Christus? Seit seiner Menschwerdung ist er der wahre und einzige Priester des Neuen Bundes. „Christus erschien als Hoherpriester“, schreibt der Hebräerbrief, „Christus erschien als Hoherpriester der zukünftigen Güter und ging durch das höhere und vollkommener Zelt, und nicht durch das Blut von Böcken und Stieren, sondern durch sein eigenes Blut ein für allemal ein in das Allerheiligste. Nach seiner Vollendung wurde er für alle, die ihm gehorchen, Urheber ewigen Heiles, bezeichnet von Gott als Hoherpriester nach der Ordnung des Melchisedech.“ Christus war Priester, weil er ein Opfer vollbrachte, das Opfer seiner Gesinnung im Gehorsam und das Opfer seines Leibes im Kreuzestod. Er ist der Priester des Kreuzesopfers. Ein solcher Hoherpriester ziemte uns, meine lieben Freunde, der da heilig, unschuldig, nicht aus der Zahl der Sünder, sondern über die Himmel erhaben ist. Der nicht wie der irdische Hohepriester jeden Tag nötig hat, für seine eigenen Sünden Opfer darzubringen und dann erst für die Sünden des Volkes, nein, das hat er ein für allemal getan, da

er sich selbst zum Opfer darbrachte. Christus hat durch die freiwillige Hingabe seines Lebens am Kreuze ein wahres und eigentliches Opfer dargebracht und dadurch die gefallene Menschheit mit Gott ausgesöhnt.

Wer ist Christus? Christus ist der Bevollmächtigte, der Amtsträger Gottes in der Geschichte, er ist der König im Reiche Gottes, kein Schattenkönig, ein wirklicher König. Er ist König in einem wahren und eigentlichen Sinne. Aber sein Königtum ist anders als jedes sonstige Königtum. Es ist ein Königtum der sich opfernden Liebe. In Christus ist tatsächlich die Königsherrschaft Gottes angebrochen. Als ihn die Gegner verleumdten, er treibe durch Beelzebul, den obersten der Teufel, die Teufel aus, da entgegnete Jesus: „Ich treibe sie durch den Finger Gottes aus, und wenn das so ist, dann ist ja die Königsherrschaft Gottes zu euch gekommen.“ Er ist der Offenbarer und der Vollstrecker der Königsherrschaft. Durch ihn vollzieht Gott sein Königtum. Christus weiß sich als den Stifter und Träger, als den Vollstrecker und die Erscheinung der Königsherrschaft Gottes. Ihm ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Daraus folgt, dass seine Herrschaft die höchste, unbedingte, unabhängige und umfassendste ist, die nicht ihresgleichen hat. Sie ist ihm gegeben im Himmel und auf Erden, d.h. Himmel und Erde sind ihm zum Gehorsam verpflichtet. Nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Kreuz hat sich Christus den Erdkreis untertan gemacht. Alle Könige verlieren bei ihrem Tode ihre Macht, einzig Christus wird seit seinem Tode vom ganzen Erdkreis angebetet.

Wer ist Christus? Er ist der Sieger. Er ist der Sieger, weil er vorher der Kämpfer war. Er hat gekämpft gegen Satan, Sünde und Tod, und er kämpfte siegreich. Er hat sie überwunden, er konnte sie überwinden, weil er selbst von innen heraus lebendig war und heilig. An ihm herrschten keine Sünde und keine Todesverfallenheit. Der Kreuzestod Christi war der Sieg Christi über Satan, Sünde und Tod. Er ging hinein in das todverfallene Schicksal der Sünder, er stieg bis auf den Grund der vom Tod bestimmten menschlichen Gesellschaft hinab, um dieses Schicksal in einem schweren Ringen von der Tiefe her aufzuarbeiten und zu verwandeln. Das Kreuz ist vom Grauen der Sünde umwittert, unter dem die Menschheit litt. Aber Gott hat durch das Kreuz die gottfeindlichen Mächte entwaffnet, er hat seine Herrschaft aufgerichtet, und so ist das Kreuz zum Sieges- und Triumphzeichen geworden. Dass eine neue Zeit herankommt, bekundet sich am eindrucksvollsten in den Teufelsaustreibungen und Totenerweckungen Jesu. Die Zeit der Teufels- und Todesherrschaft geht zu Ende. Die Teufel spüren es, sie toben, wenn sie ihn sehen. „Wir wissen, wer du bist, du bist der Heilige Gottes.“ Aber dem Sohne Gottes muss auch der Fürst dieser Welt gehorchen. So kann er von sich sagen: „Ich sitze mit meinem Vater auf dem Throne.“

Wer ist Jesus Christus, meine lieben Freunde? Er ist der Richter. Ja, er ist das Gericht. Im Glauben an ihn und im Unglauben gegen ihn entscheidet sich Heil und Unheil. Ihm ist alles Gericht vom Vater übertragen. Bei seiner Wiederkunft wird er die Bösen verdammen, die Guten aber einführen in sein Reich. Wir alle müssen einmal vor dem Richterstuhl Christi erscheinen, damit ein jeder seinen Lohn empfangen für das, was er in seinem Leben Gutes oder Böses getan hat. Er kam verborgen, um sich richten zu lassen, er wird offen kommen, um selbst zu richten. Der Vater hat das ganze Gericht dem Sohn übertragen, damit alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren.

Wer ist Jesus Christus? Meine lieben Freunde, Christus ist der Sieger, der Vollender, der Sinn der Geschichte. Über dem wildbewegten Meer des Hasses, der Lästerung, des Unglaubens wird er sich erheben als der, der da war, der ist und immer sein wird. In dem Sieg und Gericht über das Böse bringt Christus die Geschichte zu ihrer Vollendung. Er führt den neuen Himmel und die neue Erde herauf. Der Vater hat dem Sohne alles in die Hand gegeben. Er hat ihn zum Erben eingesetzt, wie er durch ihn die Welt erschaffen hat. Aus ihm und durch ihn und für ihn ist alles. Christus ist der Vollender auch des Glaubens. Er wird diejenigen, die nur im Schleier geglaubt haben – wir Armen – mit voller Klarheit beglücken und den Schleier von den Augen nehmen. Wir werden ihn sehen, wie er ist. „Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt.“ So sprach Johannes zu seinen Zeitgenossen. Das Wort ist heute genauso aktuell wie damals.

Die liberale Theologie (also die ungläubige Theologie) sieht in Jesus einen Menschen und nichts anderes. Er offenbart Gott, weil er ein gesteigertes Bewusstsein von Gott hat. Ich sage noch einmal: Hier wird Psychologie an die Stelle von Ontologie gesetzt, Bewusstsein an die Stelle von Sein. Dieser Jesus will nach der liberalen (also der ungläubigen) Theologie weder eine Religion begründen noch

eine Kirche stiften. Er verkündet das Reich Gottes. Und worauf zielt diese Verkündigung? Auf die Entwicklung und Höherbildung des Menschen. Er ist gewissenmaßen ein Vorläufer des Bürgertums des 19. Jahrhunderts. Sein Kreuzestod ist nach der liberalen (also ungläubigen) Theologie das Ergebnis seines Gottesbewusstseins; nichts von blutiger Erlösung. So sieht Wesen und Leben Jesu aus, wenn Menschen einen Jesus sich zurechtmachen. Der biblische Christus ist von anderer Art. Wir müssen uns entscheiden: Entweder keinen Christus oder den apostolischen. Und das ist der Übermann der Gnade und des Lebens und der Ewigkeit.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wer ist Jesus? (2)

Der Gottmensch Jesus Christus ist der Erlöser

24.12.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Heute sollt ihr wissen: der Herr wird kommen, uns zu erlösen, und morgen sollt ihr seine Herrlichkeit schauen.“ So beten wir in der heutigen Vigilmesse. Heute sollt ihr wissen: der Herr wird kommen, uns zu erlösen, morgen sollt ihr schauen sein Heil. Erlösung ist ein viel gebrauchtes Wort. Im religiösen Bereich bedeutet Erlösung Befreiung von einem Übel im Zustand der Gemeinschaft oder des einzelnen Menschen. Im christlichen Bereich besagt Erlösung die Befreiung des Menschengeschlechtes von der Erbsünde und allen anderen Sünden durch den Erlöser Jesus Christus, der die Sünden auf sich nahm und sie zum Kreuz trug, und dort den Schuldschein, der gegen uns gesprochen hat, ausgelöscht hat. Ist eine Erlösung notwendig? Meine lieben Freunde, die Menschen haben immer die Notwendigkeit der Erlösung verspürt. Sie haben deswegen gesucht, wie sie erlöst werden oder sich erlösen könnten. Warum war die Erlösung notwendig? Weil der Mensch die Zerstörung der Freundschaft mit Gott durch die Sünde nicht rückgängig machen kann. Damit eine zerstörte Freundschaft wieder aufblühen kann, muss der Verratene sagen: Es soll wieder gut sein. Er selber muss kommen, um die Freundschaft wieder zu knüpfen. Das kann der Mensch nicht. Er kann schuldig werden, aber er kann sich nicht aus der Schuld befreien. Die Schuld kann nur von Gott vergeben werden.

Und deswegen sind alle Versuche der Selbsterlösung, der Selbstbefreiung zum Scheitern verurteilt. Das haben die Menschen immer versucht, sich selbst zu erlösen. Sie haben sich als Gebilde ihrer Sehnsucht mythische Erlösergestalten geschaffen, also Götter, die zwar nicht existieren, die sie sich aber eingebildet haben: Osiris in Ägypten, Adonis in Syrien, Mithras in Iranien, Orpheus und Dionysos in Griechenland. Diese Selbsterlösungsversuche haben sich ausgezeugt in bestimmten Kulturreligionen und in philosophischen Systemen. Kulturreligionen sind bspw. der Hinduismus und der Parsismus. Die Anhänger des Islam haben sich einen Erlöser geschaffen: den Mohammed, die Inder Vishnu und Krishna. Alle diese Erlöser sind ohnmächtig. Warum? Sie sind ja Gebilde der Phantasie, sie existieren ja gar nicht in der Wirklichkeit, sie können also auch nicht erlösen, wenn man sich zu ihnen begibt und sich ihnen anvertraut; sie vermögen nicht das zu leisten, was ihnen ihre Verehrer zutrauen, nämlich Erlösung. Andere haben die Erlösung in philosophischen Systemen gesucht. Manche meinten, man könne durch Erkenntnis, durch wachsende Erkenntnis und durch Abtötung des Lebenstriebes zur Erlösung kommen; Schopenhauer, Schelling waren Vertreter dieser Ansicht. Im 19. und noch im 20. Jahrhundert haben die Sozialisten und Kommunisten gesungen: Uns erlöst kein höheres Wesen, kein Gott, kein Kaiser, noch Tribun. Uns vom Elend zu erlösen, können wir nur selber tun. Und die Antwort darauf war das System von Karl Marx. Karl Marx meinte, durch Veränderung der gesellschaftlichen Zustände und der Produktionsbedingungen könne man Erlösung schaffen. Sein System wurde aufgenommen von Engels und Lenin, und wir haben ja die 70-jährige Periode erlebt in der Sowjetunion, wie dieses System aufgebaut worden und zusammengebrochen ist. Andere stellten sich die Erlösung vor, indem sie auf ein sich selbst genügendes, schönes und kraftvolles Menschentum

setzten. Das ist die Erlösungstheorie von Friedrich Nietzsche. Alle diese Versuche der Selbsterlösung stellen sich eine unerfüllbare Aufgabe. Die Sünde zu vernichten, diese Aufgabe ist ihnen unmöglich zu erfüllen. Nur im biblischen Glauben kann Erlösung durch Gott stattfinden, weil nur im biblischen Glauben Gott von der Welt verschieden ist. Die Götter der Heiden sind Symbolisierungen der Naturvorgänge. Allein der Gott des Alten und Neuen Testaments ist der wahre, lebendige, einzige Herr Himmels und der Erde. Schuld und Sünde können nur von ihm weggenommen werden.

Und Gott hat sich erbarmt. Er hat vor Urzeiten den Erlösungsratschluss gefasst. In seiner grenzenlosen Barmherzigkeit und Güte hat er sich entschlossen, die verlorene Freundschaft mit den Menschen wieder zu begründen. Er hat in völliger Freiheit – denn die Erlösung ist ein unverdientes Geschenk – beschlossen, dass sein Sohn Mensch werden, dass er das Erlösungswerk vollbringen sollte. Gott war frei in der Weise, wie die Erlösung geschehen sollte, er hat die höchste Möglichkeit gewählt: die Erlösung durch seinen eigenen Sohn. Christus konnte erlösen, weil er der Sohn Gottes war. Er ist der LOGOS, der in der Welt erschienen ist, die Verbindung einer göttlichen Person mit einer menschlichen Natur. In der menschlichen Natur hat er die Erlösung vollbracht. Die menschliche Natur ist das Werkzeug seiner Erlösung. Gott allein ist der Heilbringer, aber er vollbringt das Heil durch geschichtliche Gestalten. Und die oberste geschichtliche Gestalt, die einzigartige ist Christus, unser Herr, weil er wahrer Gott und wahrer Mensch ist. Nur als Gott konnte er uns erlösen, nur als Mensch konnte er leiden, also musste er als Gottmensch erscheinen. Denn Gott hatte für die Sünde festgesetzt, dass sein Eingeborener leiden und sterben musste. Warum denn das? Damit die Menschen erkennen, welches Grauen die Sünde in sich trägt. In dem zerrissenen Heiland erkennen sie, welche Schrecklichkeit in der Sünde lebt. Und zum anderen damit sie erkennen, welche Liebe Gott zu den Menschen hat, dass er seinen eigenen Sohne nicht schonte, sondern ihn für uns alle dahingegeben hat.

Vor einigen Tagen fragte mich ein Malermeister, warum die Erlösung so spät erfolgt ist. Warum nicht gleich nach dem Sündenfall? Tatsächlich ist das eine bewegende Frage, denn seit dem ersten Auftreten des Menschen sind ja nicht Jahrtausende, möglicherweise – so sagt uns die Anthropologie – Millionen Jahre vergangen. Der Mensch ist viel älter, als man geglaubt hat. Immer wieder findet man Artefakte, aus denen sich ergibt, dass der Mensch viel, viel älter ist, als alle Vermutungen und Angaben der Wissenschaft bisher gemeint haben. Warum ist der Erlöser nicht eher erschienen? Darauf gibt es Antworten. Es war auch den Menschen vor Christus möglich, Gott zu erkennen, nach seinem Willen zu leben und dadurch die Gnade zu gelangen. Es gibt eine natürliche Gotteserkenntnis und es gibt ein natürliches Sittengesetz; beides ist dem Menschen zu erkennen möglich. Und wenn er dieses Sittengesetz befolgt, wenn er dem – wenn auch in Umrissen – erkannten Gott die Treue hält, dann kann er in die Gnade kommen. Also auch die Menschen vor Christus wurden erlöst, erlöst mit Rücksicht auf den verheißenen, auf den sehnsuchtsvoll erwarteten Christus. Auch sie sind nicht verloren. Die altchristlichen Apologeten sagen: Der LOGOS (also die zweite Person Gottes) war schon vor Christus bekannt. In ihrer Sehnsucht nach dem Erlöser haben die Menschen etwas geahnt, dass einmal einer kommen wird, der sie von der Schuld befreien wird, der sie mit Gott versöhnen wird. Und diese Sehnsucht war so mächtig, dass sie dadurch erlöst werden konnten. So haben z. B. Justin und andere Apologeten des 2. und 3. Jahrhunderts gesagt: Heraklit, der Weise, Pythagoras, Sokrates waren schon Christen, waren schon Christen vor Christus, weil sie an den LOGOS geglaubt haben, weil sie den LOGOS erwartet haben. Das ist also möglicherweise eine Antwort auf die Frage: Warum ist der Erlöser so spät gekommen? Aber man kann auch andere Überlegungen anstellen, nämlich die Zeit war noch nicht reif. Die Menschheit musste erst vorbereitet werden. Es war noch viel zu leisten an gedanklicher und an sittlicher Arbeit, bevor die Welt reif war, den Erlöser zu empfangen. Deswegen sagt das Neue Testament, dass der Erlöser erschien, als die Fülle der Zeit gekommen war – als die Fülle! der Zeit gekommen war, nicht vorher, nicht nachher. Die Umstände der Zeitgeschichte Jesu waren offenbar besonders günstig für die Ankunft des Erlösers. Die Heiden hatten allmählich erkannt, dass sie mit ihren menschlichen Erlösungsversuchen an eine Decke stießen. Und die Juden waren voll brennender Sehnsucht nach dem ihnen von den Propheten verheißenen Erlöser. Diese Stimmung traf zusammen mit dem Römischen Weltreich. Ein Reich beherrschte den gesamten Mittelmeerraum, nämlich das Römische Reich, und das war für die Ausbreitung des Evangeliums sehr nützlich. Überall kamen römische Soldaten hin, brachten das Evangelium, auch nach Mainz. Also wir wissen Antwort-

ten, warum der Erlöser so spät gekommen ist. Das wahre Licht leuchtete schon, bevor er gekommen ist, und die Menschen konnten es erkennen. Und sie waren imstande, ein sittliches Naturgesetz aus den eingeschaffenen Wesenheiten des Menschen zu eruieren.

Die Ausführung der Erlösung ist Christus übertragen worden. Er konnte sie leisten, weil er der Sohn Gottes war. Er hat in seinem ganzen Leben erlöserische Wirksamkeit ausgeübt. Jawohl, das ganze Leben Jesu mit allen seinen Akten macht die Gesamtheit der Erlösung aus. Er trug in Vertretung der Menschen sein Leiden als Strafe für die Sünde ans Kreuz. Gott hat die Fremderlösung durch seinen Sohn bewirkt. Das Christentum ist die einzige Religion, die eine volle und vollendete Fremderlösung lehrt, lehren kann, weil der Träger dieser Erlösung Jesus, der Sohn Gottes, ist. Er hat in seinem Leben Genugtuung geleistet, d.h. er hat das gut gemacht, was die Sünde schlimm gemacht hatte. Er hat adäquate Genugtuung geleistet; adäquat heißt: Die Genugtuung war imstande, alle Schuld zu tilgen, nein, sie war überreich. Die vollkommene Erlösung ist durch Christus geschaffen worden, durch seine Gesinnung und durch sein Leben. Seine Gesinnung war die Verherrlichung des Vaters, die Liebe zum Vater, die Liebe zum Menschen. Diese Gesinnung hat Gott bewegt, die Sünde nachzulassen und die Menschen von ihr zu befreien. An dieser Gesinnung hatte der Vater solches Wohlgefallen, dass er nicht nur die Sünde vergeben hat, sondern dass er uns in die frühere Freundschaft wiederaufgenommen hat. Das ist die Botschaft, die wir zur Weihnacht verkünden, meine lieben Freunde. Der liberale Protestantismus, der die Gottheit Christi leugnet, verwirft auch den blutigen Sühnetod. Er will von der „Blutmystik“ nichts wissen. Ja aber was ist das für eine Religion? Was ist das für ein Christentum? Für dieses Christentum kann man keinen Finger rühren. Nein, meine lieben Freunde: „Heute sollt ihr wissen: der Herr kommt, uns zu erlösen; und morgen sollt ihr schauen seine Herrlichkeit.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wer ist Jesus? (3)

Heute ist euch der Heiland geboren

25.12.2017 (Weihnachten)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Geburt unseres Heilandes Versammelt!

„Seht, ich verkünde euch eine große Freude: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, der Messias und Herr.“ So lautet die Botschaft der Engel, die an die Hirten in Bethlehem und über sie an die ganze Menschheit ergangen ist. Erfüllt ist, was der Prophet Isaias verkündete: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf seinen Schultern ruht Weltherrschaft. Wunderrat lautet sein Name, Gottheld, Friedensfürst, Vater der Zukunft.“ Das ist der Inhalt des heutigen Festes. Der einziggeborene Sohn des ewigen Vaters ist in einer wahren menschlichen Natur auf Erden erschienen. Gott ist zeithaft und geschichtshaft geworden. Das ist das Evangelium, die neue gute Botschaft.

Die Schriften des Neuen Testaments legen keine fortlaufende Geschichte des Lebens Jesu von der Geburt bis zum Tode, keine Biographie Christi vor. Sie enthalten Zeugnis über das Geheimnis Jesu, das im Vollzug dieses Lebens gegenwärtig wird, Bericht über die Ausrufung und Sicherung des messianischen Reiches und der mit ihm heraufgezogenen Gottesherrschaft. Vor allem sind sie sich einig, dass Gott eine bestimmte Stunde ergriffen und sich selbst in ihr gegenwärtiggesetzt hat. Man kann die Menschwerdung datieren. Sie ist die Aufgipfelung aller vorausgehenden Offenbarungen Gottes. Als das Vollmaß der Zeit erreicht war, da sandte Gott seinen Sohn. In ihm ist die Weltzeit zum Ziele gekommen.

Am auffallendsten ist die Kraft, mit der die Leiblichkeit und die darin begründete Geschichtlichkeit Christi vom Apostel Johannes bezeugt wird. Das vierte Evangelium berichtet so viel von dem sichtbaren Lebensverlauf Christi, dass sich daran der Glaube an seine göttliche Herrlichkeit aufzurichten vermag. Was Johannes von diesem Leben sagt, ist ein eindringliches Zeugnis gegen alle mythologischen Verflüchtigungen. Er kann sich nicht genug tun mit der Versicherung, dass er das Gottesleben, das auf Erden erschienen ist, selbst gesehen, gehört, ja berührt hat. Mit allen Sinnen hat er die Gestalt Christi aufgenommen, und noch nach zwei Menschenaltern hat er den Tonfall seiner Stimme im Gehör und spürt er den Händedruck des Herrn. Er war Augenzeuge der Gotteswerke, die in Jerusalem, Karpharnaum, Nazareth geschehen sind. Mit geradezu aufdringlicher Entschiedenheit sagt er in seinem Evangelium: „Das Wort ist Fleisch geworden“ – Fleisch, das ist Ausdruck für die menschliche Hinfälligkeit, Schwäche. Jede Deutung auf einen Scheinleib oder einen himmlischen Leib scheitert an der Härte dieses Ausdrucks. Man merkt, dass Johannes gegen einen Gegner spricht. Es ist der dualistische Gnostizismus, der dualistische und leibfeindliche Gnostizismus. Es klingt ein kämpferischer Ton mit. Es soll möglichst scharf und unüberhörbar erklärt werden, dass der LOGOS wirklich eine menschliche Natur in Schwäche und Hilflosigkeit angenommen hat. „Ihr werdet ein Kindlein finden, das in einer Krippe liegt.“ Ja, was ist denn hilfloser und schwächer als ein neugeborenes Kind? Wenn Menschen sich die Erlösung vorstellen, dann sieht sie anders aus. Markion, der Hauptvertreter der Gnosis im 2. Jahrhunderts n. Chr., lässt den Rettergott plötzlich in Scheingestalt in die ihm fremde

Welt kommen, um dem bösen Schöpfergott seine Geschöpfe zu rauben und sie zu retten. Diese Ansicht bezeichnet Johannes als eine Irrlehre. Die Irrlehrer leugnen, dass Christus im Fleische erschienen ist; sie sind Verführer. Nein, Jesus Christus ist keine überzeitliche Idee. Der Gottessohn ist im Jetzt einer bestimmten Stunde gekommen als der von Gott gesandte Offenbarer. Jetzt entscheidet sich alles an ihm, jetzt ist das Licht gekommen, das Gericht und Rettung bringt. Die Offenbarung Gottes geschieht nicht im zeitlosen Immer, sondern zu der von Ewigkeit her festgesetzten Stunde, nicht vorher und nicht nachher. Wer sie versäumt, der verpasst die Heimsuchung Gottes. Über seinem Dasein steht das Zu-spät der Verzweiflung.

Das Leben Christi erschöpft sich freilich nicht in seinem geschichtlichen Verlauf. Es kommt aus einem Hintergrund, der angefüllt ist mit Gottes Herrlichkeit. Wenn man Christus richtig verstehen will, muss man beides zusammensehen: die Menschenschwäche und die göttliche Herrlichkeit.

Auch Paulus verkündet die Dichte des leibhaftigen geschichtlichen Daseins Christi. Er ist ihm nicht ein mythisches Himmelswesen. Der jetzt als der erhöhte Christus im Himmel thront, ist derselbe, den eine irdische Mutter geboren hat. Die geschichtliche Wirklichkeit dieses Lebens erfährt ihre Krönung im Leiden, Sterben und Auferstehen Christi. Auch in den Mythen ist vom Sterben und Auferstehen der mythischen Heilande die Rede. Aber das ist nichts anderes als die Symbolisierung von Naturvorgängen: das Sterben im Herbst und Winter und das Auferstehen im Frühling. Christi Tod und Auferstehung ist kein Gleichnis für Naturvorgänge, sondern ein einmaliges, unwiederholbares Ereignis der Geschichte. Da ist vom Grab die Rede, und das Grab und die Krippe sichern die Geschichtlichkeit Jesu. Es kann nicht eindringlich genug gesagt werden: Die Dichte des Geschichtlichen zieht die schärfste Trennungslinie zwischen dem Christentum und allen übrigen religiösen Erscheinungen. Diese müssen, gemessen am Christentum, allesamt als Naturreligionen bezeichnet werden, in ihnen wird die Natur vergöttlicht. Das Geschichtliche erhält in der christlichen Offenbarung eine derartige Kraft, dass es den immerwährenden Kreislauf von Werden und Vergehen zu durchstoßen vermag. In der Auferstehung Christi ist ein Weg eröffnet worden, der aus der Natur herausführt, der das Gesetz der Vergänglichkeit überwindet. Die drei Synoptiker, also Matthäus, Markus und Lukas, berichten am eingehendsten vom irdischen Leben Jesu: von der Geburt, von seinem Wandern, von seinem Wirken und von seinem Sterben. Er war ein Kind wie jedes, wurde in Windeln gehüllt und in die Krippe gelegt, weil in der Herberge kein Platz war. Die Welt hat für alles Platz: für Börsenmakler, für Berufsboxer und für Fußballer, aber für den Sohn Gottes, wenn er kommt, hat sie keinen Platz. Die Jahre seiner Jugend verliefen mit wenigen Ausnahmen ohne auffallende Erscheinung wie bei einem anderen Kind, ganz im Gegensatz zu den mythischen und legendären Heilandsgestalten der Antike. Christus war ein Mensch, der hungerte und durstete, der ermüdete und schlief, der zürnte und staunte, der litt und trauerte, der kämpfte und lobte. Es vollzog sich dieses Leben in den Urweisen des menschlichen Daseins. Die Geschichtlichkeit Christi wird besonders betont durch die Anführung von Namen, die nicht in die Heilsgeschichte gehören wie die Nennung der römischen Kaiser Augustus und Tiberius, des Statthalters Quirinius von Syrien und des Prokurators Pontius Pilatus. In ihnen tritt die lange vor ihm angekündigte Königsherrschaft Gottes in die Geschichte. Mit ihm ist der Augenblick gekommen, auf den die Zeiten gewartet haben. „Seht, ich verkünde euch eine große Freude: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“

Der Verlauf dieses Lebens hat seinen genauen Stundenschlag; er ist ihm vom Vater vorgegeben. Jeder Tag und jede Stunde hat ihren Auftrag. Was von Christus erzählt wird, sind nicht Legenden, sondern gottgewirkte Geschehnisse, die sich in einer bestimmten Zeit zugetragen haben. Christus steht so klar und bedeutungsvoll in der Zeit, dass die Zeiten vor ihm auf ihn hin geprägt sind und die Zeiten nach ihm auf ihn zurückblicken. In ihm hat die Geschichte ihren Mittelpunkt. Aber dieses Leben geht nicht auf im allgemein Menschlichen. So normal es verlaufen sein mag, es ist vom Geheimnis des Unsagbaren umwittert. Das Krippenkind wächst heran, wird zum Mann. Der Zimmermann von Nazareth tritt heraus aus der Verborgenheit, geht in die Öffentlichkeit, erleuchtet die Halden Palästinas mit seinem noch nie dagewesenen Licht. Die Zeugen des Lebens Jesu haben das Unerhörte und nie Dagewesene dieses Mannes empfunden und ausgesprochen. „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater voll der Gnade und Wahrheit.“ Seine Taten haben sein Wesen geoffenbart. Im Gebiet der Zehn Städte heilte Jesus einen Taubstum-

men. Gleich taten sich seine Ohren auf und löste sich die Fessel seiner Zunge. Die Zeugen des Wunders gerieten über die Maßen in Staunen und sagten: „Den Tauben gibt er das Gehör und den Stummen gibt er die Sprache.“ Jesus heilte einen Gichtbrüchigen, dem er zuvor die Sünden nachgelassen hatte. Die dabei Stehenden ergriff eine große Verwunderung und sie sagten voller Furcht: „Unglaubliches haben wir heute gesehen.“ Die unreinen Geister stürzten auf ihn zu, sobald sie ihn erblickten, und riefen: Du bist der Sohn Gottes. Aber er ließ sie nicht reden. In Karpharnaum heilte er einen Besessenen. Er schrie Jesus an: „Bist du gekommen, uns zu verderben?“ Jesus herrschte ihn an: „Verstumme, fahre aus ihm aus!“ Und der Geist warf ihn mitten unter sie und fuhr aus. Die Zeugen des Geschehens überkam Staunen und sprachen: „Was ist das für ein Wort! Mit Macht und Kraft gebietet er den unreinen Geistern, und sie fahren aus.“ Ein andermal heilte Jesus einen besessenen Knaben. Wenn ihn der Geist ergriff, da schrie er plötzlich auf, zerrte ihn hin und her, er schäumte und rieb ihn auf. Jesus heilte den Knaben und gab ihn seinem Vater. Alle Umstehenden gerieten außer sich über die Größe Gottes, die sie in dieser Heilung Jesu erfahren hatten. Der Aussatz war die schrecklichste Krankheit der Antike, sie galt als unheilbar. Aber Jesus wurde ihrer Herr. Als er einmal einen Aussätzigen geheilt hatte, wurde der Zulauf zu ihm so stark, dass er nicht mehr öffentlich in eine Stadt gehen konnte, sondern sich in der Einsamkeit aufhielt. Selbst der Tod wich vor ihm zurück. Er heilte, nein, er weckte die Tochter eines Synagogenvorstehers auf. Die Realität dieses Geschehens wird dadurch betont, dass der Evangelist das aramäische Wort berichtet, mit dem die Totenerweckung geschah: *Talitha kumi!* – Mädchen, steh auf! Sogleich stand das Mädchen auf und ging umher. Die Zeugen dieses Geschehens entsetzten sich, entsetzten sich! vor gewaltigem Staunen. Die Eltern des erweckten Mädchens waren außer sich. Alle spürten: Was hier geschieht, ist nicht Menschenwerk, Gott wirkt unter ihnen. Die Umgebung Jesu erlebte, dass er göttliche Befugnisse für sich in Anspruch nahm. Der Sünderin, die Jesus während der Mahlzeit die Füße salbte, ließ er die Sünden nach. Die Tischgäste fingen an, bei sich zu sagen: „Wer ist denn der, dass er sogar Sünden nachlässt?“ Selbst die Natur ist ihm untertan. An einem Abend, nach getaner Arbeit, ließ Jesus übersetzen auf das jenseitige Ufer des Sees Genesareth. Da erhob sich ein gewaltiger Wirbelwind, die Wogen überschütteten das Boot, es begann, sich mit Wasser zu füllen. Jesus aber schlief am Hinterdeck auf einem Kissen. Die Jünger weckten ihn und sagten vorwurfsvoll: „Herr, kümmerst es dich nicht, dass wir zugrunde gehen?“ Da erhob er sich, beschwor den Wind und sprach zum Meer: „Schweige! Verstumme!“ Da legte sich der Wind und es ward eine große Stille. Die Anwesenden erfüllte große Furcht und sie sprachen: „Was ist denn das für einer, dass ihm sogar der Wind und die Wellen gehorchen?“ An einem anderen Tag war das Schiff mitten auf dem See; er selbst aber befand sich allein an Lande. Als er sah, wie sie sich beim Rudern abmühten, kam er über das Galiläische Meer – wie man den See Genesareth nannte – schreitend zu ihnen. Da schrien alle auf. Er stieg zu ihnen in das Schiff, und der Wind legte sich. Da gerieten sie über die Maßen außer sich. Meine lieben Freunde, alle diese Machttaten überschreiten das, was Menschen möglich ist. Sie zwingen die Zeugen zu dem Bekenntnis: Der lebendige Gott ist auf Erden erschienen. All diese Machttaten hat der vollbracht, der als ein Kindlein im Futtertrog der Tiere lag, den der Jubel der Engel umgab und dem die Hirten der Umgebung huldigten. Dass er uns geschenkt wurde, dass er unser Leben geteilt hat, dass er die dunkle Welt hell macht, das danken wir ihm freudigen Herzens. „Seht, ich verkünde euch eine große Freude: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr. Auf ihm ruht Weltherrschaft.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wer ist Jesus (4)

Christus, der gottmenschliche Mittler

26.12.2017 (Weihnachten)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Märchen sind eine schöne Gattung der Literatur. Man kann aus ihnen vieles lernen. Und zumal den Kindern werden in der Gestalt der Märchen manche Lebensweisheiten vermittelt. Aber wenn die Märchen von Schneewittchen, von Hänsel und Gretel und vom Froschkönig in der Weihnachtszeit aufgeführt werden, beschleicht mich ein ungutes Gefühl. Ich fürchte, dass manche die Unwirklichkeit der Märchen auf die Geschichte von Jesus Christus übertragen, und das wäre ein kapitaler Irrtum. Christus ist geschichtliche Wirklichkeit. Er lebte in einer angebbaren Zeit innerhalb der Geschichte. Sein Leben ist wie jedes geschichtliche Ereignis einmalig und unwiederholbar. Aber dieses Leben sprengt auch wieder jede Geschichte, denn in seinem Verlauf vollzog sich das Geheimnis unseres Heiles. Durch das Leben Christi verwirklicht Gott seinen Heilsplan. Bis dahin war er ein verheißenes Gottesgeheimnis, in Christus Jesus ist er offenbar geworden. In Christus ist das Geheimnis unseres Heiles verwirklicht, weil und insofern er der menschengewordene Sohn Gottes ist. Der menschengewordene Sohn ist das Werkzeug, ja, geradezu die Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes. Er selbst ist unser Heil. Wer zum Heil kommen will, muss Anteil an ihm gewinnen. Er muss Anteil an der Lebensform gewinnen, die durch ihn in die Welt gekommen ist, an der unvergänglichen Existenzweise, die wir in seiner Auferstehung erfahren haben. Er ist Mittler und Bürge jener unvergänglichen Existenzweise, die wir erhoffen und der wir entgegengehen. Er ist es, weil er Gott und Mensch ist, weil in ihm die menschliche Natur heimgeholt ist zu Gott. In ihm ist das Leben Gottes selbst in die menschliche Natur eingeströmt. Damit wurde eine neue, bis zur Menschwerdung des Sohnes Gottes nicht vorhandene Daseinsweise begründet. Niemand anders verwirklicht sie als Christus. Wer ihrer teilhaftig werden will, muss deswegen in Gemeinschaft treten mit ihm. Christus schlägt die Brücke zwischen Mensch und Gott, nein, er ist die Brücke. Er ist nicht nur der Brückenbauer, er ist die Brücke. Diese Brücke muss betreten, wer über den Abgrund, der Gott und Welt trennt, hinüberkommen will. Er ist es, weil er göttliche und menschliche Natur in sich vereint. Jesus Christus ist der Mittler, und zwar der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen. Der Mensch kann nur in der Gemeinschaft mit Christus des Heiles teilhaftig werden. Die Taufe verleiht Teilnahme am Tode und an der Auferstehung Christi. Wir sind auf seinen Tod und seine Auferstehung getauft. Die Macht dieses Geschehens ist auf uns übertragen. Und so wird die Verbindung mit dem entscheidenden mittlerischen Tun Jesu gewährt. Adam war der Mittler des Unheils, Christus ist der Mittler des göttlichen Lebens. Die Erlösung geschieht nicht – wie der Mythos behauptet – dadurch, dass der Mensch an das Göttliche in seiner eigenen Brust appelliert, nein, sie besteht darin, dass der von der Welt verschiedene persönliche Gott aus seiner Verborgtheit heraustritt, den Menschen ergreift und ihn aus seiner Verlorenheit rettet. Nicht ein zeitloses Himmelswesen ist der Mittler, sondern der in die Geschichte eingegangene Jesus von Nazareth. Auch Johannes stellt in seinem Evangelium allen, die sich als Führer zu Gott anbieten, den einen entgegen, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Niemand

kommt zum Vater als durch ihn. Er ist die Tür, die in die Unzugänglichkeit Gottes führt. Denjenigen, die nicht durch sie eingehen, bleibt der Zugang versagt. Das mittlerische Eintreten Jesu gipfelt in der Fürbitte und in seinem Sterben. Das Sterben hat sühnende Bedeutung für uns. Christus vollzieht sein Mittleramt als der Auferstandene und Verherrlichte im Himmel.

Der Sohn Gottes ist Mittler geworden durch die Menschwerdung. Da wurde er innerhalb der Menschheit die Mitte zwischen Gott und der Schöpfung, die Mitte, in der Gott und Mensch zusammenkommen. Da wurde er der Stammvater eines neuen Geschlechtes, der zweite Adam, Anfang einer neuen Zeit. Dadurch dass Christus eine menschliche Natur annahm, ist er mit der gesamten Menschheit verbunden. Er ist das Haupt der Schöpfung. Die Schöpfung hat in ihm seinen Bestand. Ja, die Schöpfung ist auf ihn hin erschaffen worden. In der Menschwerdung wurde das göttliche Leben in menschliche, also leiblich-geistige Formen gebunden. Die menschliche Natur Christi wird dadurch hinaufgehoben zur personalen Einheit mit dem göttlichen LOGOS. Infolge des Zusammenhanges mit dem ganzen Weltall wird auch dieses erhöht. In Christus fällt ein Strahl auf die ganze Schöpfung. Sie wird geweiht und gesegnet. Die Kirche drückt diese Tatsache aus im Martyrologium von Weihnachten. In dem Martyrologium heißt es nämlich: Jesus Christus, ewiger Gott und Sohn des ewigen Vaters, wollte die Welt durch seine geheimnisvolle Ankunft heiligen. Die Welt ist anders geworden, seitdem Christus erschienen ist, ob sie es wahrhaben will oder nicht, ob sie sich dagegen sträubt oder nicht; die Welt ist anders geworden, seitdem Christus erschienen ist. Es ist ein Lebenskeim in sie eingesenkt worden, der freilich erst am Ende der Zeiten voll aufgehen wird, dann, wenn das Weltall umgewandelt wird in den neuen Himmel und die neue Erde. Die Erde aber ist durch Christus geweiht, auch wenn sie es selbst nicht weiß oder wenn sie es gar ablehnt.

Die Menschwerdung, die der Sohn Gottes aus unermesslicher Liebe vollzog, begreift die Entschlossenheit in sich, das menschliche unter der Sünde stehende Schicksal auf sich zu nehmen und aufzuarbeiten. Dazu gehört auch die Bereitschaft zum Sterben. Die Menschwerdung ist die Einleitung, aber noch nicht die Ausführung. In ihr ist der Weg zur Erlösung eingeschlagen, aber noch nicht durchschritten, sondern Jesu ganzes Leben ist Vollzug seines Mittlertums. Was immer er tut, ob er geht oder steht, ob er isst, ob er leidet, ob er trauert: er tut es als Mittler zwischen Gott und den Menschen. Immer ist es das göttliche Ich, das in der menschlichen Natur existierende göttliche Ich, das geht oder schläft, leidet oder spricht, schweigt oder droht. Das ganze Leben Jesu von der Geburt bis zum Tode bildet die Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes. Das Christusmysterium, welches das Heilsmysterium für uns ist, erfüllt das ganze geschichtliche Leben Jesu. Es entfaltet sich im Nacheinander des Lebensvollzug. Die Erlösung geschah also nicht durch einen einzelnen Akt, auch nicht nur durch das Kreuzesopfer, sondern durch das ganze menschliche Leben Jesu. Dieses Leben brachte in seiner Gesamtheit die Erlösung. Dadurch, dass Gott in die Schwäche der menschlichen Natur einging und in ihr über die Erde schritt, wurde die Möglichkeit geschaffen, dass der Mensch Gott wieder begegnet und ihn ergreift. Im Tode wird der Sinn dieses Lebens nochmals in deutlicher Weise zusammengefasst. Er bildet deswegen den Höhepunkt des Pilgerlebens Jesu. Und in der Auferstehung zeigt sich der Erfolg solchen Sterbens. Nach der Verfügung des Vaters im Himmel gehören zur Verwirklichung des Heilsgeheimnisses vor allem Tod, Auferstehung und Himmelfahrt. Der Tod gehört nicht dazu aufgrund einer Willkürbestimmung Gottes, sondern weil der Sohn in freiem Entschluss das menschliche Leben auf sich nahm, das auch unter dem Gesetze des Todes steht. Das Wort Gottes, der um unserer Sünden willen über die Menschen den Tod verhängte, ist Wahrheit. Und dieser Wahrheit musste sich auch der menschengewordene LOGOS beugen. Die Kirche weiß, warum sie neben die Krippe die Steinigung des Stephanus stellt. Mit der Himmelfahrt ist das Mittlertum Christi noch nicht vollendet, es setzt sich im Himmel fort, denn der erhöhte Herr tritt immerfort für uns ein, er zeigt dem Vater seine Wunden. Sein Mittlertum findet seine Vollendung erst in jenem Akt, wenn er die ganze Welt dem Vater übergibt, damit dieser alles in allem sei, und das ist ein nie vergehender Akt, und deswegen wird das Mittlertum Christi ewig bleiben. Christus ist freilich dem Tod anders unterworfen als wir. Er ist ihm unterworfen, weil er ihn in freiem Gehorsam bereitwillig auf sich nimmt. Alle anderen sind dem Tod wider Willen unterworfen, sie müssen sterben. Sein Tod ist jedoch nicht losgelöst von Auferstehung und Himmelfahrt. Das Todesgeschehen erfährt erst in Auferstehung und Himmelfahrt seine Erfüllung. In diesen drei Vorgängen vollzieht sich in

vorzüglicher Weise das heilschaffende Tun Jesu. Und wir müssen sehen, dass das ganze Leben Jesu vom ersten Augenblick an auf Tod, Auferstehung und Himmelfahrt ausgerichtet ist. Das Heilsgeschehen musste durch den Tod des Heilsmittlers hindurchgehen. Christi Leben stand von der Geburt an unter dem Gesetz des Todes. Er wird geboren in der Fremde. Die nächtlichen Stunde der Geburt, die Unterkunft in einem zugigen Stalle, die Abweisung in den Herbergen, die Verfolgung des Herrschers, die Flucht in ein fremdes Land, diese Umstände und Ereignisse bei der Ankunft des Erlösers zeigen an, wie es weitergehen wird in diesem Leben. Es war eine Hinbewegung auf den Tod. Christus hatte den Sinn seines Pilgerlebens erst erfüllt, als er am Kreuze sprechen konnte: „Es ist vollbracht.“

Die Person und das Leben Jesu, meine lieben Freunde, sind unvergleichlich und beispellos. Sie leiden keinen Vergleich und kein Nebeneinanderstellen mit anderen Menschen. Eine göttliche Person, die mit einer menschlichen Natur, also mit Seele und Leib, verbunden ist, hat es nur einmal gegeben und kann es nur einmal geben. Ein Leben, das in der Wiege vom Engelglanz erfüllt ist, und bei dessen Ende sich die Sonne verfinstert, ein solches Leben ist absolut einmalig und unerhört. Die Entstehung des Christentums wäre völlig unerklärlich, wenn das Erdenleben Jesu von dem Leben eines beliebigen Lehrers oder Propheten sich nicht grundsätzlich unterscheiden würde. Eine Herrschernatur, eine Königsgestalt ist Jesus, und doch wäscht er den Seinen die Füße. Streng ist sein Wille, herb bis zur Schroffheit, und doch kann er lieben so zart und weich, wie es nur eine Mutter kann. Ganz Gottes ist er, durchweicht vom Gebet langer Nächte, und doch verweilt er gern bei Zöllnern und Sündern. Den Unendlichkeiten des Überirdischen, dem Blick in himmlische Weiten hat er sich ergeben, doch sieht sein Auge das Kleine und Kleinste auf Erden und sein Herz erfreut sich an den Blumen des Feldes. Ein Feuerbrand ist er, aufkochend in prophetischem Zorn, und doch trägt er schweigend den größten Schimpf. Ein Einziger und Einsamer ist er, und doch liebt er die Menschen, wie sie nie jemand geliebt hat und stirbt für sie. Das ist Jesus, der Mann des klaren Wollens, der Mann der zielsicheren Tat. In seinem ganzen Leben ist kein Augenblick auffindbar, wo er überlegt, wo er unschlüssig ist, wo er schwankt oder wo er ein Wort oder eine Tat zurücknimmt. Der Gottessohn betritt diese niedere Welt vom Himmelsthron herabsteigend und doch von der Herrlichkeit des Vaters nicht weichend auf neue Art, in neuer Geburt geboren. Auf neue Art, weil er unsichtbar in seiner göttlichen Natur sichtbar geworden ist in unserer menschlichen Natur. Der Unbegreifliche wollte begriffen werden. Der vor den Zeiten Dauernde begann da zu sein in der Zeit. Der Herr des Weltalls nahm Knechtsgestalt an, indem er die Unermesslichkeit seiner Majestät überschattete. Der leidensunfähige Gott verschmähte es nicht, ein leidensfähiger Mensch zu werden. Der Unsterbliche hielt es nicht unter seiner Würde, sich dem Gesetz des Todes zu fügen. Er, der allen Nahrung gibt, hungerte. Er, der allen Trunk geschaffen hat, durstete. Er, der uns den Weg zum Himmel weist, wurde auf seiner Erdenwanderung müde und ruhte am Jakobsbrunnen aus. Er wollte nicht lehren, was er selbst nicht war. Er wollte nichts fordern, was er selbst nicht tat. Wäre er nicht wahrer Gott, so brächte er keine Erlösung. Wäre er nicht wahrer Mensch, so böte er uns kein Beispiel. Hätte er nicht die menschliche Natur angenommen, hätte er uns nicht erlösen können. Wir könnten seiner Gottheit nicht teilhaftig werden, wenn er nicht teilhaftig geworden wäre unserer Sterblichkeit. Das größte, meine lieben Freunde, alles andere überragende Ereignis der Geschichte ist die Ankunft des Erlösers. Der Geburtstag Christi ist jedem sonstigen Geschehen in dieser Welt unendlich überlegen. „Darum ihr Christen, erhebet eure Häupter, denn es naht eure Erlösung.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wer ist Jesus? (5)

Die Fremdheit Jesu in dieser Welt

31.12.2017

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In dieser Weihnachtszeit und auch heute, am letzten Tage dieses Jahres, war und ist es mein Anliegen, Ihnen den unverstellten Blick auf Jesus Christus, unseren Gott und Heiland, freizugeben. Wir müssen wissen, wer der ist, der als Kind in der Krippe lag und dem die Engel huldigten, damit wir die richtige Beziehung zu ihm aufbauen, also Vertrauen und Liebe, Anbetung und Gehorsam. Was die Zeitgenossen Jesu an diesem Menschen erlebten, geht über alles hinaus, was Geschichte und Erfahrung sonst von einem Menschen erzählen. So hat man mit Recht gesagt: Die Gestalt Christi ist unerfindlich. So redlich hier das menschliche Leben bestanden und das menschliche Schicksal getragen wird, die Gestalt Christi bleibt rätselhaft, solange wir nicht sehen, aus welcher hintergründigen Wirklichkeit sie herauswächst. Alles, was dieser Mensch ist und tut, hebt sich empor aus seiner Gottwirklichkeit. Darin sind sich alle neutestamentlichen Schriftsteller einig: Derjenige, den sie bei seinen Predigten hörten und auf seinen Wanderungen begleiteten, mit dem sie zu Tische saßen, der geht über alles hinaus, was Menschenmaß und Maß der Welt ist. Er ist der eingeborene, dem himmlischen Vater wesensgleiche Sohn Gottes. Gemeint ist die metaphysische, die seinshafte Gottessohnschaft, nicht die moralische, die im Bewusstsein besteht. Nein, metaphysische Gottessohnschaft bedeutet: Der Sohn hat dasselbe göttliche Wesen wie der Vater. Jeder der neutestamentlichen Schriftsteller hat Christus in seiner Weise erlebt und schildert ihn daher auch in seiner Weise mit dem ihm zur Verfügung stehenden Sprachschatz, in der ihm gemäßen Weise, die Wirklichkeit zu ergreifen. Jeder legt von Christus Zeugnis ab, und was sie bezeugen, das stimmt im Kern überein. Aber jeder legt Zeugnis ab in seiner Sprech- und Vorstellungsweise. Dieses Zeugnis ist letztlich das Zeugnis des Heiligen Geistes. Er ist es, der von Christus Zeugnis ablegt, er ist der Verfasser, der unsichtbare, der letzte und erste Verfasser der Schriften des Neuen Testaments. Das Zeugnis des Heiligen Geistes aber geschieht durch Menschen: durch Matthäus, Markus, Lukas, Johannes, Paulus und wie sie alle heißen. Denn der Heilige Geist hebt, wenn er freie Menschen als seine Werkzeuge benutzt, die Eigenart dieser Menschen nicht auf, er achtet sie, passt sich ihr an. In jedem Christuszeugnis spiegelt sich also der ganze Christus, aber er spiegelt sich in jedem Zeugnis anders. Bei aller wesenhaften Einheitlichkeit im Inhalt bestehen in der Auswahl und in der Form des Bezeugten Unterschiede. Aus der Zusammenschau der verschiedenen Weisen des Christuszeugnisses gewinnen wir die Ganzheit seiner Person.

Zunächst ist für das Christuszeugnis der Evangelien charakteristisch, dass er nach der Schilderung ihrer Verfasser über alles hinausgeht, was mit psychologischen und biologischen, biographischen und historischen Mitteln erfasst werden kann. Sie haben ihn als eine fremde, in menschliche Kategorien sich nicht einfügende Wirklichkeit erfahren. Dies wird besonders deutlich an der Tatsache, dass Christus ihnen zeitlebens trotz aller Nähe und Vertrautheit in seinem letzten Geheimnis unverstanden blieb. Als Jesus nach der großen Abendeinladung, die er gegeben hatte, ihnen ganz nahe gekommen war, da mussten sie erleben, dass er ihnen wieder entglitt. „Gleich entließ er das Volk“, so heißt es im Evangelium nach Markus. Er schickte die Volksmenge weg, „er selbst aber ging auf den Berg, um zu beten“. Auf ihre Aufforderung: „Meister, iss!“, da mussten sie hören: „Ich habe ein Speise zu essen, die ihr nicht kennt.“ Da sprachen die Jünger zu ihm: „Hat ihm vielleicht jemand zu essen gebracht?“

Jesus sagte ihnen: „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat, um seine Werke zu vollbringen.“ In der gleichen Linie liegt es, wenn den Jüngern, auch den nächstliegenden, die Botschaft vom Reiche Gottes noch vor der Himmelfahrt unverständlich blieb: „Herr, stellst du in dieser Zeit das Königreich für Israel wieder her?“ Erst nach der Verwandlung, die der Heilige Geist an ihnen vorgenommen hat, erst danach haben sie einen endgültigen Zugang zum Geheimnis Jesu gefunden. Aus der Tatsache, dass Christus den Jüngern, solange er bei ihnen war, ein undurchdringlicher Geheimnisvoller war, aus dieser Tatsache sieht man, dass seine Gestalt wesentlich anders ausgefallen wäre, wenn sie von Menschen erfunden wäre. Sie ist nicht von den Jüngern in einer schöpferischen Intuition hervorgebracht worden, sondern in einer immer wieder mit neuem Staunen erlebten Erfahrung entgegengenommen worden. Wie Christus aussieht, wenn Menschen ihn gestalten, das kann man an der liberalen Exegese erkennen. Der Christus des 19. Jahrhunderts, den die damaligen Exegeten dargestellt haben, ist ein Abbild des wissenschaftsgläubigen Spießers dieser Zeit. Und der Christus des 20. Jahrhunderts ist für die liberalen Exegeten der im Grunde nicht mehr gottesgläubige Genießer.

Am stärksten tritt dieser Sachverhalt in Erscheinung bei Paulus und Johannes. Für Paulus war es ein lebenslängliches Rätsel, dass Gott seine Herrlichkeit offenbarte in der Schwäche des Fleisches, in der Torheit des Kreuzes. Dem Apostel wäre aufgrund seiner ursprünglichen Vorstellung von Gott ein wesentlich anderes Bild vom Rettergott nahegelegen: das Bild eines Starken, eines Mächtigen, der die Feinde zerschmettert. Man spürt in den Briefen Pauli häufig, dass er sich gegen die Gottesvorstellung in seinem eigenen Innern zur Wehr setzt, zur Wehr setzen muss, um sich von der von außen ihm zukommenden Gotteserfahrung überwältigen zu lassen. Wenn er im Brief an die Gemeinde in Rom schreibt, dass er sich des Evangeliums nicht schämt, so drückt sich darin in einer verräterischen Weise aus, was aus der Tiefe seines Inneren immer wieder ans Licht zu kommen sucht. Ähnliches gilt von dem Satze, dass die Botschaft vom Kreuze den Juden ein Anstoß und den Heiden ein Spott ist; man lacht über eine derartige Offenbarung Gottes. Der Apostel spürt offensichtlich in sich die Versuchung, in dieses Lachen einzustimmen. Wie sollte der Mensch sich nicht an einem schwachen, von den Menschen zum Tode verurteilten und hingerichteten Gott stoßen? Er widerspricht allen Bildern, die der Mensch sich vom Göttlichen, vom Numinosen macht. Was Paulus von Gott sagt, wenn er ihn als den Gekreuzigten verkündet, ist nicht geboren aus der Tiefe seines Herzens, aus der Tiefe irgendeines Herzens, sondern es entstammt der Erfahrung, die von außen über ihn gekommen ist und ihn zu Boden wirft, die das Gottesbild zertrümmert, das er sich selber gebaut hat. Vor den Toren von Damaskus hat Paulus erfahren, dass Christus seine Hand auf ihn legt. Und er hat ihn verwandelt, sodass er jetzt anbetete, was er verfolgt hatte, und dass er verkündete, was er vorher verurteilt hatte.

Nicht anders steht es mit dem Christuszeugnis des Johannes. Johannes besaß von Natur aus eine gewaltige Liebeskraft, aber er war ohne Güte. Er hatte eine Liebe zu den Sachen, eine Liebe zu der Sache, aber nicht zu den Menschen. Dieser ungütigen Liebe entspricht die Fähigkeit zu glühendem Hass; er äußerte sich in der Schärfe, mit der Johannes den Judas beurteilte. In Bezug auf den Inhalt seiner ursprünglichen von Hause ihm liegenden Überzeugung nähert sich Johannes jener Weltanschauung, die man dualistisch nennt. Die Welt ist aus Gegensätzen aufgebaut, sie besteht aus Göttlichem und Dämonischem, aus Gutem und Bösem, aus Licht und Finsternis, aus Materie und Geist, aus Liebe und Hass. Am Johannesevangelium sieht man, dass Johannes in den Erfahrungen, die er mit Christus machte, seine ursprüngliche Wesensanlage und seine ursprüngliche religiöse Überzeugung umgeformt hat. Aber das Ursprüngliche tritt in seinem Evangelium gelegentlich blitzartig hervor. Hätte Johannes das Bild Christi aus seinem eigenen Inneren heraus schöpferisch erzeugt, dann hätte er eine vom Hass gegen seine Feinde glühende, fanatische Erlösergestalt erschaffen. Die Christusgestalt, die uns im Evangelium begegnet, trägt wesentlich andere Züge. Sein Christus ist kein Mythos, sondern Geschichte. Der Inhalt seines Christuszeugnisses ist der Niederschlag dessen, was er gesehen und gehört hat; darauf legt er den größten Wert. „Was von Anfang an war, was wir gehört und mit eigenen Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände betastet haben, das verkündigen wir euch.“

Die Gestalt Christi ist also schon den vertrauten Jüngern geheimnisvoll und fremdartig erschienen. Dieser Eindruck verstärkte sich, als er inmitten seiner hinreißenden Reden und seiner überwältigenden Taten anfang, von seinem grausamen Ende zu sprechen. Der Evangelist Lukas beschreibt mit drei Wendungen das Unverständnis der Jünger auf die dritte Leidensweissagung: sie verstanden nichts

davon, die Rede war für sie dunkel, sie erkannten nicht, was damit gesagt werden sollte. Erst recht ist die Gestalt Jesu den fernstehenden und teilweise feindlich gesinnten Menschen unverständlich gewesen. Seine Botschaft von Gott und vom Menschen, vom Reiche Gottes und von der Welt war derart, dass sie allem, was die Massen sich von Gott und dem verheißenen Reiche erwarteten, ins Gesicht schlug. Deshalb waren sie durch Christus und seine Botschaft enttäuscht und gereizt. Er zerschlug liebgewordene Bilder und Vorstellungen, und deswegen nahmen sie an ihm Anstoß. Der Ärger, den sie an ihm nahmen, spitzte sich zum Hass zu, indem sie sich Christus auf jede Weise vom Leibe schaffen wollten. Dieser Hass, meine lieben Freunde, war keine Zufallserscheinung. Er hätte nicht durch größere Vorsicht oder Geschicklichkeit Jesu vermieden oder überwunden werden können, er war vielmehr unvermeidlich. Denn in ihm äußerte sich der Widerstand, den der gegen Gott verschlossene, in sich selbst verliebte Mensch dem auf ihn zugehenden Gott entgegengesetzt. Der selbtherrliche Mensch, der seiner selbst sichere Mensch erträgt es nicht, dass er Gott in der Ohnmacht und Hilflosigkeit eines Kindes, eines Menschen, noch dazu eines zum Tode verurteilten Menschen anbeten soll. Sein Widerspruch und sein Widerstand, seine Gereiztheit und sein Hass entstammen also nicht irgendeiner schädlichen Einwirkung Christi auf das menschliche Leben, sondern der Mensch nimmt an ihm Anstoß, weil der in Christus ihm begegnende Gott anders ist als die Gottes- oder besser als die Götzenbilder, die er sich selbst geschaffen hat und von denen er nicht lassen will. Dass Christus hingerichtet wurde, lag nicht an einem Missverständnis oder an einer taktischen Ungeschicklichkeit, es lag im Wesen jener Beziehung, in die der eigenherrliche Mensch zu dem in der Schwäche erscheinenden Gott treten muss. Der autonome Mensch erträgt einen solchen Gott nicht.

Christus war sich selbst seiner Fremdheit in der Welt des selbtherrlichen Menschen bewusst. Er musste dieses furchtbare Bewusstsein ertragen. Er wusste, dass er nicht bloß diesem oder jenem Menschen, sondern jedem Menschen fremdartig erschien. Er musste daher trotz der Nähe zu den Seinen in einer unüberwindlichen Einsamkeit leben. Wenn er, wie er sagte, nichts hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, dann drückt sich darin seine wesenhafte Fremdheit in dieser Welt aus. Christus musste es zeitlebens aushalten, dass er seinen Getreuen und seinen Hassern, seinen Freunden und seinen Feinden unzeitgemäß erschien. Er kommt dem sündigen Menschen immer unzeitgemäß vor, weil er zur Selbtherrlichkeit dieser Welt nicht passt. Die Welt schließt sich gegen ihn im Hass zusammen. Der Gegensatz, den sie gegen ihn verspürt, liegt jenseits aller sonstigen Gegensätze. Diese werden vor dem Hauptgegensatz – eben gegen den in Christus erschienenen Gott – eingegeben. So wird begreiflich, dass die unversöhnlichsten Feinde in der gemeinsamen Gegnerschaft zu Christus sich zu Freunden zusammenfinden. Der Heide Pilatus und der Jude Herodes vergessen angesichts Christi ihre lange und tiefe Feindschaft. Alle innerweltlichen Differenzen verlieren vor dem Widerspruch zu Christus ihr Gewicht. So erklärt sich auch – nebenbei gesagt, meine lieben Freunde – die Tatsache, dass sich die anderen Religionsgemeinschaften gegen die katholische Kirche und ihre Lehre zusammenschließen. Das ist ihr Hauptgegner. Er muss es sein, weil diese Kirche die Botschaft Christi unversehrt durch die Zeiten trägt. Christus drückt die Tatsache dieser Fremdheit in einem Worte aus, in dem sein innerstes Bewusstsein von der Einsamkeit, die ihm in dieser Welt auferlegt ist, hervorbricht: „Wenn die Welt euch hasst, so wisset, dass sie mich zuvor gehasst hat. Wenn ihr aus der Welt wäret, würde die Welt das Ihrige lieben. Da ihr aber nicht aus der Welt seid, sondern ich euch aus der Welt erwählt habe, hasst euch die Welt. Es soll das Wort in Erfüllung gehen: Sie haben mich ohne Grund gehasst.“ Die tiefste Ursache für die Fremdheit Christi in dieser Welt liegt darin, dass er von „oben“ ist, während alle anderen von „unten“ sind. Christus ist nicht geboren aus Fleisches- willen und Manneswillen, er ist vielmehr vom Vater in die Welt gesandt. Er steht zwar in der Reihe der menschlichen Generationen, aber überragt alles Menschliche. Dieser Jesus Christus, meine lieben Freunde, und nur dieser ist der Herr unseres Glaubens und der Gegenstand unserer Anbetung. Er hat uns an sich gezogen und uns zu seinen Brüdern und Schwestern gemacht. Der domestizierte Christus der liberalen Theologie ist eine Erfindung von Menschen, von Menschen, die Gottes Offenbarung verwerfen. Der domestizierte Christus ist nicht der wahre Christus. Entweder der göttliche Heiland mit Krippe und Kreuz oder der ideale Mensch der gottvergessenen liberalen Theologie. Wir haben gewählt. Wir haben geglaubt und erkannt, dass Jesus der Heilige Gottes ist. Ihm gehören wir an, und von ihm wollen wir nicht lassen. Amen.